

Tomasz Kiryollow

**»Und ihr werdet doch
verlieren«
Erinnerungen eines
polnischen Antifaschisten**

Dietz Verlag Berlin
1985

Originaltitel:

Tomasz Kiryllow: I tak przegracie wojne

© Ksiazka i Wiedza, Warszawa 1980

© Deutsche Übersetzung: Dietz Verlag Berlin 1985

Aus dem Polnischen übersetzt von Intertext,

Fremdsprachendienst der DDR, Berlin

Übersetzer: Ruth Brummer

Mit 26 Abbildungen

Dietz Verlag Berlin

Lizenznummer 1

LSV 0248/7223

Lektor: Inge Bandoly

Typograph: Sylvia Claus

Umschlag: Gerhard Medoch

Printed in the German Democratic Republic

Fotosatz: Druckerei Neues Deutschland Berlin

Druck und Bindearbeit: LVZ-Druckerei »Hermann Duncker«, Leipzig

Bestell-Nr.: 737 999 400520

Aufbereitung der Ebook-Daten: Thomas Welling

Im sowjetischen Belorußland

Der Juni des Jahres 1941 war schön und sonnig. So war er meist um Glubokoje im westlichen Belorußland.* Die Alten berichteten, daß der mit üppigem Grün bedeckte Burgberg zu Ehren des ehemaligen Herrschers dieser Gegend, Triglaw, ein Lied summt. Eine leichte Brise kräuselte die Oberfläche des Sees bei Sagorje. Träge dahinziehende Wölkchen spiegelten sich in ihm wider. Zwei Haubentaucher verschwanden in der Tiefe, um an anderer Stelle völlig unerwartet wieder aufzutauchen. Ich stand bis zur Brust im klaren, warmen Wasser und schaute ihnen eine Weile zu. Dann stieß ich mich kräftig mit den Beinen vom sandigen Boden ab und schwamm. Ich tauchte gern. Keiner meiner Freunde konnte so lange unter Wasser schwimmen wie ich. Durch das Tauchen trainierte ich meine Lunge. Ich schwamm am Boden, wobei ich mit raschen Armbewegungen das Wasser beiseite schob. Ein Schwärm kleiner Fische floh in das Dickicht grüner Wasserpflanzen, märchenhafter Sträucher mit gewelltem Laubwerk.

* Der Einfall der faschistischen Wehrmacht in Polen am 1. September 1939 hatte für die Bevölkerung Westbelorußlands die Gefahr heraufbeschworen, von den deutschen Faschisten unterjocht zu werden. Die Sowjetregierung faßte den Entschluß, das zu verhindern. Der bürgerlich-feudale polnische Staat war zerfallen, seine führenden Vertreter hatten das Land verlassen. Die Werktätigen Westbelorußlands hatten fast zwei Jahrzehnte, nachdem ihr Gebiet gewaltsam durch das bürgerlich-feudale Polen von Sowjetbelorußland losgerissen worden war, unter schweren Ausbeutungsbedingungen und politischen Repressalien einen hartnäckigen Kampf für eine Wiedervereinigung mit dem Sowjetvolk und für soziale Befreiung geführt. Im November 1939 erfolgte auf einen Antrag der Volksversammlung Westbelorußlands die Vereinigung und danach die Aufnahme in die UdSSR. (*Die Red.*)

Wie ein Haubentaucher kam ich aus dem Wasser empor und sog kräftig die Lunge voll Luft. Nirgends ist sie so wie um Glubokoje. Sie hat auch ihr eigenes Aroma, eine Mischung von Kalmus, Harz, Faulbaum, Traubenkirsche und Minze.

Die Wellen trieben mich leicht fort, ich entfernte mich immer mehr vom Ufer. Sonnenstrahlen spiegelten sich in den silbern glänzenden Wellen. Irgendwo oben schrie kläglich ein Kiebitz. Ich legte mich auf den Rücken, um ihm zuzuschauen und auszurufen. Über mir hatte ich jetzt die blaue Himmelskuppel und die glühende Sonnenscheibe, vor mir aber die mit saftigem Grün bedeckten Hügel des Burgberges.

Ich sog förmlich die Lebensfreude ein, die die Umgebung ausstrahlte. Fast regungslos lag ich auf dem Wasser und atmete tief. Dann schwamm ich zum Strand, streckte mich auf dem erwärmten gelben Sand aus und überließ den Körper der Sonne und dem Hauch des Windes.

Jetzt hatte ich mehr Zeit als vor einem Jahr. Die Kühe brauchte ich nicht mehr zu hüten. Sie waren neben dem Haus auf einer Wiese angebunden, die uns vom Dorfso-wjet zugeteilt worden war. Übrigens hatte ich mir sorgenfreie Ferien verdient. Auf dem Zeugnis der Mittelschule von Salesje lauter Einsen. Auf russisch nannte man einen solchen Schüler »otlitschnik« (Ausgezeichneter). Der Direktor selbst, Wladimir Alexejewitsch Lachowitsch, überreichte mir eine mit goldenen Lettern geschriebene Belobi-

gungsurkunde. Ich war stolz darauf, meine Mutter noch mehr. Jetzt konnte ich mich bilden, der Unterricht war kostenlos. Nur guter Wille und Ausdauer waren nötig. Und daran hatte es bei mir nie gefehlt. Die russische Sprache habe ich schnell gelernt. Schade, daß mein Großvater, Lipat Sysojewicz Kiryllow, das nicht mehr erlebte. Er hatte es mir immer übelgenommen, daß ich nicht russisch sprechen konnte. Er sagte, daß ich väterlicherseits ein Nachfahr der Altgläubigen sei und daß die Mutter mich auf ihre Seite gezogen habe. Ich liebte meine Mutter, vergötterte aber den Großvater, der im Alter von sechsundachtzig Jahren unlängst verstorben war.

Ich hatte ein bißchen im Sand gefaulenzt. Nun zog ich Hose und Hemd an und machte mich barfuß auf den Weg nach Hause. Der warme Sand knirschte unter meinen Füßen. Blauflüglige Libellen flogen über das grüne Riedgras. Zwei schwarzbunte Kühe standen bis zum Bauch im Wasser und vertrieben mit den Schwänzen die Fliegen. Ich kam an dem Gehöft des alten Iwan Alchimionek vorbei, der den Spitznamen *Ponimajete – snajete* (Versteht ihr – wißt ihr) trug, und ging in Richtung Burgberg. Die mit jungem Wald bewachsenen Hügel zogen sich am Südufer des Sees entlang und fielen über einen recht steilen Abhang zum Strand ab. Über diese Steilküste führte ein Feldweg. Ich kletterte auf den Gipfel eines Hügels. Zu beiden Seiten des Weges breitete sich die Schwarzerde von Kazimierz Simankowicz aus dem Dorf Soriki aus, der hier vor kurzem sein Waldgrundstück abgeholzt hatte. Im vergangenen Jahr hatte er hier sehr guten Weizen gehabt. Vom Gipfel des Hügels ging der Weg allmählich nach unten und drang tief in den Wald ein. Hier hatte ich drei Jahre lang unsere Kühe gehütet. Es war ein von Anton Kierski gepachtetes Grundstück. Der Weg wand sich jetzt wieder nach oben und führte bis zum Gipfel des neuen Hügels. Sein Südhang war gerodet und mit Roggen und Gerste besät. Von hier aus konnte man den Blick auf die ganze Umgebung genießen. Unser Häuschen war zwar von einem Hügel verdeckt, doch etwas weiter grünte eine Wiese, die von dem gewundenen Silberband des Fließchens Dobrilowka durchschnitten wurde. Es hieß so, weil man in ihm gut Fische fangen konnte. Dahinter erstreckten sich auf einem sich schwach abzeichnenden Hügel die Holzhäuschen meines Dorfes Soriki. Hinter Soriki lag fast auf der Horizontlinie das Dorf Ginki, und dahinter konnte man die weißen Bauten des Klosters in Bereswetschje und den schlanken Kirchturm sowie die zwiebelförmige Kuppel der russisch-orthodoxen Kirche in der Kreisstadt Glubokoje erblicken. Diese beiden Türme waren das Symbol meiner Heimat. Diese Ehe der beiden Kirchen trennte die Menschen nicht, sondern verband sie.

Auf einem kleineren Hügel mit sanften Abhängen stand unser aus grobem Tannenholz errichtetes Häuschen. Es war mit Moos abgedichtet und mit Stroh gedeckt. Ich glaube, daß es sich lohnt, diese seltene Architektur der Bauernhütten zu erwähnen. Ich erinnere mich an dieses Haus und denke an die Jugend und an das Glück, als wären sie ein Märchen. Das Häuschen hatte drei Fenster, zwei nach Süden und eines nach Norden. Die Verlängerung des Häuschens waren der Flur und der danebenliegende Stall.

Vater hatte einige Holzpfähle in die Erde geschlagen und darauf ein Strohdach gestützt, das am Dach unseres Häuschens anlag. Von innen und von außen trieb er lange Stangen in die Pfähle und bedeckte sie senkrecht mit einer groben Schicht gut ausgeschüttelten Roggenstrohs. Auf diese Weise schichtete er das Stroh bis hinauf zum Dach. Die tief hineingetriebenen und in gleichen Abständen durch Draht verbundenen Stangen hielten das Stroh so, daß es eine Wand bildete, die gut vor Wind und Regen schützte. Einen solchen Anbau nannte man Überdach. Die Eltern hielten hier Ferkel. Im Winter war es hier wärmer als in der Holzstallung.

Bei den Belorussen gehörte zu fast jedem Gehöft ein Garten. Wir hatten nicht ein einziges Bäumchen. Die Kirschbäumchen, die Papa von Großvater Lipat Sysojewicz mitgebracht hatte, waren im Winter erfroren. Wir hatten am Haus nur ein Gemüsegärtchen und Blumen, Malven, Astern und Kapuzinerkresse.

Vor dem Krieg erstreckte sich unser Boden wie ein schmaler Gürtel vom bewaldeten Burgberg bis zum Flüßchen Dobrilowka. Zwei Raine drückten uns erbarmungslos. Westlich verlief, sechs bis sieben Meter vom Häuschen entfernt, die Grenze des Bodens, der dem älteren Bruder der Mutter, Onkel Wladek Sindrewicz gehörte. Zur östlichen Seite hatte Mutters jüngerer Bruder, Onkel Jozef, seinen Boden. Die Grenze war ungefähr zwanzig Meter von unserem Haus entfernt. Wir konnten nicht einmal die Hühner auf den Hof lassen, weil sie die Raine überschritten. Tante Emilia schrie dann:

»Kusch! Hol euch der Teufel!«

Jetzt hatte uns der Dorfsowjet in Salesje drei Hektar vom Boden Onkel Jozefs zugeteilt, weil dieser bereits eine große Wirtschaft in Konstantinowo, irgendwo bei Mossar, besaß, wo am Tage des heiligen Johannes das Ablaßfest stattfand. Jetzt weideten am Burgberg unsere beiden Kühe. Vater schlug den Pflock, an den unser Falbe mit einer langen, groben Hanfschnur gebunden war, von Zeit zu Zeit woanders ein.

Mein Vater, Piotr Kiryillow, Sohn des Lipat, war ein untersetzter Mann, mittelgroß. Für seine einundvierzig Jahre sah er jung aus: breite Schultern, die Brust wie bei einem Matrosen und starke, muskulöse, an schwere Arbeit gewöhnte Arme, der Kopf auf einem kurzen, starken Nacken, das braune Haar nach oben gekämmt. Mein Vater lachte gern, laut und ansteckend. Er kleidete sich traditionell – trug lange Hosen mit breiten Beinlingen, das weiße Werghemd auf der Brust immer offen. Er ging barfuß wie übrigens unsere ganze Familie und alle Einwohner der Umgebung.

Ich traf Vater unterwegs, und wir gingen gemeinsam nach Hause. Der am Weg wachsende Roggen verneigte sich vor uns unter dem warmen Atem des Windes bis zu den Füßen. Von Soriki kam ein Elsternpaar von der anderen Seite der Dobrilowka angeflogen. Sie winkten komisch mit den schwarzweißen Flügeln. Das singende Meckern der Sumpfschnepfe hallte mit lautem Echo vom nahen Hügel wider, auf dem das Gehöft von Onkel Jozef Sindrewicz stand. Er hatte eine große Scheune, die auch wir benutzten, indem wir dort Heu und Getreide lagerten. Unsere treue Mirta zerrte an der

Kette, um uns entgegenzustürmen. Sie bellte vor Freude. Ich strich ihr über den zottligen Kopf.

Mutter füllte Suppe in die Schüsseln. Unser Familientisch war massiv, groß, aus ungestrichenen Brettern. Er prunkte zwischen zwei Fenstern, und die schneeweiße Tischdecke aus Wergleinen, die ihn immer bedeckte, war Mutters Werk. Ich achtete das Weiß. Um den Tisch herum standen drei lange, ebenfalls ungestrichene Bänke und zwei von Vater angefertigte Hocker. In seiner Jugend hatte er sich mit Zimmermannsarbeit befaßt. In der Stubenecke gleich über dem Tisch hing ein großes, farbiges Jesusbild.

Die ganze Wohnung bestand aus einer großen Stube. Sie war in drei Teile untergliedert: das Eßzimmer, das Schlafzimmer und die Küche. In der Mitte des Zimmers stand ein zweitüriger polierter Kleiderschrank. Er war der Stolz der Eltern. Zu beiden Seiten hingen lange gelbe Vorhänge. Der an der linken Seite reichte bis zur hölzernen Zimmerwand, der rechte bis zur obersten Kante des hohen Ofens. Dadurch war das Schlafzimmer vom Speiseraum getrennt. Hinter dem linken Vorhang stand das Bett der Eltern. An der anderen Wandseite, bis an den Backofen reichend, befand sich ein breites Bett, in dem ich mit dem jüngeren Bruder Piotrus und meiner Schwester Mania schlief.

In einer jeden belorussischen Stube spielten die Öfen eine besondere Rolle. Wir hatten gleich drei davon. Alle waren aus Ziegelsteinen gesetzt. Der wichtigste war der Backofen. Er stand wie eine weiße Festung gleich an der Tür. Jeden Morgen kochte Mutter in ihm das Essen, und einmal in der Woche backte sie Brot. Der niedrige Ofen mit der Eisenplatte war weniger wichtig und wurde nur dann benutzt, wenn rasch eine Speise zubereitet werden mußte. Zum Heizen des Zimmers diente der große, rechteckige Ofen, der unten die Feuerstelle hatte.

Morgens machte Mutter immer im Backofen Feuer. Erheizte die Stube für den ganzen Tag. Nur im Winter, bei klirrendem Frost, zündeten wir das Feuer im großen Ofen an. Wenn der Frost grimmig biß, verzogen wir uns auf den Backofen. In der Wölbung der Herdstelle lag ein mit einem Laken umwickelter Strohsack. Der Ofen war immer warm. Wir brachten Kissen und Federbett herbei und legten sie auf den Strohsack. Dort konnte uns der Frost nicht erreichen! Als wir klein waren und in Frankreich wohnten, erzählte uns Mutter, daß in unserer Gegend die Kinder und Alten im Winter auf Öfen schlafen. Ich habe es nicht geglaubt. Ich kannte nur Eisenöfen, die bis zum Glühen heiß wurden.

Mutter und Vater waren im gleichen Alter. Mutter strahlte Güte und Wohlwollen gegenüber allen Lebewesen aus. Sie hat das ganze Leben hindurch wie der Vater schwer gearbeitet. Wie alle Sindrewiczs war sie eine fromme Katholikin. Ich weiß, daß sie davon träumte, daß ich Priester würde. Nach Abschluß der Grundschule im Jahre 1939 entschied ich mich, nicht ohne Anregung durch den Katechetenpriester Swiatek, einen Brief an das Kleine Missionsseminar in Niepokalanow abzusenden. Darin bat ich, mich

zum Studium aufzunehmen. Ich denke, daß ich nur deshalb, weil der Krieg ausbrach, kein Kleriker geworden bin. Der Krieg hat die Pläne vieler von uns durchkreuzt.

Ich las eine Bekanntmachung, daß die neue, die sowjetische Direktion des Gymnasiums in Glubokoje Kindern von Arbeitern und Bauern unentgeltlich Unterricht erteilen läßt. Das Wort »unentgeltlich« war eine Offenbarung. Ich wollte es versuchen. Nach der ersten Begeisterung kamen Zweifel: Wo werde ich wohnen? Was werde ich essen? Das Gymnasium hatte kein Internat. Es stellte sich heraus, daß ein Verwandter mütterlicherseits, Boleslaw Sindrewicz, in Glubokoje wohnt. Papa besorgte mir ohne Schwierigkeiten eine Unterkunft und brachte mich mit einem Proviantvorrat für einen ganzen Monat nach Glubokoje. Als einziger Junge der ganzen Umgebung lernte ich an einem Gymnasium.

Im Flur wurde es laut, Mania und Piotrus kamen in die Stube gelaufen. Mania war ein vierzehnjähriges Mädchen, ein wenig kleiner als ich, ziemlich mollig. Üppige, goldblonde Haare rahmten ihr rotwangiges, pausbäckiges Gesichtchen ein. Im Dorf nannte man sie zärtlich »Himmelfahrtsnase«, weil ihre Nase so lustig nach oben zeigte. Sie hatte große blaue Augen, einen ziemlich breiten, wohlgeformten Mund und das für unsere Familie typische gespaltene Kinn. Piotrus war zehn Jahre jünger als ich. Er war in Frankreich geboren, und als er sechs Monate alt war, kamen wir nach Polen. Als Jüngster war er der Liebling der ganzen Familie. Für sein Alter war er recht groß, aber schlank. Er ähnelte nicht der übrigen Familie. Er hatte dunkles Haar, einen dunklen Teint und ein ovales Gesicht. Die Wangen zierten zwei Grübchen. Nur das gespaltene Kinn verwies darauf, daß er mit uns ein gewisses gemeinsames Erbmerkmal besaß.

Wir begannen zu essen. Die Kaltschale aus Mangold und kleingehacktem, hartgekochtem Ei schmeckte ausgezeichnet. Ich aß Roggenschrotbrot dazu. Vater aß immer mit einem kunstvoll geschnitzten Holzlöffel. Er war schön mit russischen Volkskunstmotiven bemalt und mit farblosem Lack überzogen. Man verbrannte sich mit ihm beim Essen nicht den Mund. Als zweiten Gang hatte die Mutter Plinsen (Eierkuchen) aus Weizenmehl zubereitet. Sie waren appetitlich braun und schwammen in Fett. Vater aß sie mit großem Appetit. Ich aß ein paar und legte die Gabel weg.

»Warum ißt du nicht?« fragte Mutter besorgt. »Die Plinsen sind doch gut, fett.«

»Das ist doch kein Fett vom Speck, sondern nur Darmfett, und das mag ich nicht.«

»Versündige dich nicht, Söhnchen. Im vergangenen Jahr hatten wir um diese Zeit gar kein Fett mehr. Weißt du nicht, was die Zeit vor der Ernte bedeutet? Iß und verzieh nicht den Mund, siehst ohnehin schwächlich aus. Deine Altersgefährten sind bereits ausgewachsene junge Burschen, und du bist noch so eine Rotznase.«

Unlustig machte ich mich wieder an die Plinsen. Ich sah wirklich nicht interessant aus. Ich war von kleinem Wuchs, schlank, ja mager. Dazu noch blonde Haare wie ein Mädchen und blaue Augen, die zu schmalen Schlitzten wurden, wenn ich lächelte. Auch hatte ich von der Sonne ausgebleichene, fast unsichtbare Augenbrauen und Tränensäcke. Vom Vater hatte ich die Nase und das gespaltene Kinn geerbt. Ich ging auch

rasch und mit kleinen Schritten wie Papa. Ich hatte eine hohe Stimme, sprach sehr schnell, so daß ich mitunter ins Stottern geriet, die Zunge kam nicht nach, die Gedanken auszudrücken, die sich in meinem Kopf zusammenballten.

Ich aß noch einige Plinsen und trank ein Glas Brotkwaß.

»Wenn du satt bist«, sagte Papa, »dann hol das Pferd. Wir werden Heu einfahren.«

Als unser Falbe mich erblickte, wieherte er leise auf. Ich klopfte ihm zärtlich den glänzenden, starken Nacken. Das Pferd spitzte freudig die Ohren und blickte mich erwartungsvoll an. Es wurde nicht enttäuscht. Ich legte ein Stückchen Brot auf die Handfläche. Es nahm es vorsichtig mit seinen weichen, samtenen Lippen und begann, genießerisch zu kauen. Als es fertig war, legte ich ihm den Zaum an und war mit einem Sprung auf seinem Rücken.

»Na-a-a, Kossja, na-a-a!«, ich drückte das Pferd mit den Beinen. Es hörte sofort. Im Nu waren wir am Haus. Papa spannte den Falben vor den Leiterwagen.

Es war ideales Wetter für die Heuernte. Fast alle Dorfbewohner waren auf die Wiesen gegangen. Sie wendeten die dicken Heuschwaden, legten sie zusammen und luden sie auf die Wagen. Wir machten uns munter an die Arbeit. Mutter und Mania harkten das Heu mit hölzernen Rechen zusammen, Vater warf sie mit der Gabel auf den Wagen, und ich schichtete sie gleichmäßig und stampfte sie mit den Füßen fest. Der angenehme Duft des trockenen Grüns war betäubend. Am stärksten duftete der Kümmel. Kurze Heuhalmte rutschten in den Kragen des Hemdes und reizten die Haut, doch ich hatte keine Zeit, sie herauszuziehen. Wir beluden den Leiterwagen sehr hoch, so daß er wie ein Heuberg aussah. Mitten über den Wagen legten wir eine große Stange, die wir beide, Vater und ich, fest anbanden, damit das Heu während der Fahrt nicht auseinanderfiel.

Plötzlich jagte ein Wind über die Felder heran, große Staubwolken aufwirbelnd und Heuhäufchen in die Luft schleudernd. Am Horizont tauchten riesige Ballen schwarzer Wolken auf. Wie eine Reiterschar von Tschinggis-Khan griffen sie den bis vor kurzem klaren Himmel an. Der Donner kam immer näher.

»Welcher Teufel hat uns diese Wolken hergetrieben«, fluchte Papa wütend. »Das Heu wird naß.«

Wir schafften es gerade, in die Scheune zu fahren, da ging auch schon ein Platzregen nieder. Bläuliche Zickzackblitze teilten den Himmel bis zum Horizont, ein höllisches, betäubendes, panische Angst auslösendes Getöse nach sich ziehend.

Wir luden das Heu ab. Es hörte auf zu gießen, doch brauten sich immer noch grauschwarze Wolken zusammen. Im Westen tauchte ein Feuerschein auf.

»Irgendwo hat der Blitz eingeschlagen«, flüsterte Papa. »Wahrscheinlich in Glinskije.«

Wir blickten schweigend drein. Ein Brand im Hochsommer in einem Dorf voller strohbedeckter Holzhäuser ist eine Katastrophe. Die Häuschen entzündeten sich eines nach dem anderen wie Streichhölzer. Wir gingen ins Haus. Papa band wie immer zur

Nacht das Pferd am Grunt fest. Ich trat vor das Haus. Der Feuerschein stand noch immer blutrot im Westen. Lange konnte ich nicht einschlafen. Ich mußte immer wieder an das menschliche Leid denken. Im Dorf Glinskije hatte ich doch Freunde. Gegen Morgen schlief ich ein. Eine entsetzliche Stimme weckte mich. Es war weder das Krähen des Hahnes noch das mürrische, unheilverkündende Krächzen einer Krähe. Schlaftrunken, im Unterbewußtsein Angst verspürend, lauschte ich in die stille Nacht hinein.

»Kur-r-kra-kra-ryku-u!« ertönte es wieder. Die kreischende Stimme kam aus dem Hühnerstall.

»Zum Teufel, Kuraja*«, fluchte Papa, sich unruhig im Bett drehend.

* Mundartlich bedeutet »Kuraja« junges Huhn mit Merkmalen einer Henne und eines Hahns; es hat einen kleinen Kamm und kräht.

Nach einer Weile wiederholte sich der unheimliche, grauenvolle Ruf der »unreinen Kraft«.

»Es wird ein Unglück geben. Gestern hat der Blitz in eine Hütte eingeschlagen. Heute schreit dieser verfluchte Teufel.«

Papa stand auf, fand im Dunkeln seine Hosen, barfuß, im halboffenen Hemd und mit struppigem Schopf trat er in den Flur hinaus. Er nahm die Axt und öffnete mit wütendem Gezerre die Tür zum Hühnerstall. Die schläfrigen Vögel saßen auf den Stangen, ängstlich mit den Augen blinzeln. Der junge »Hühner-Hahn« schlug komisch mit den Flügeln und gab erneut den grauenerregenden Laut von sich. Papa war mit einem Satz bei ihm, ergriff ihn bei den Flügeln und fuhr voller Wut auf der Schwelle des Hühnerstalls mit der Axt auf seinen Hals los. Der Hühnerkopf mit dem sich leicht abzeichnenden Hahnenkamm fiel zu Boden, das unglückliche Vögelchen schlug im Todeskampf mit den Flügeln. Papa kehrte ins Haus zurück, setzte sich und zündete sich nervös eine Zigarette an.

»Wenn der ›Hühner-Hahn‹ dreimal kräht, gibt es ein großes Unglück«, stieß er hervor.

»Was kann uns Schlimmes begegnen?« fragte ich ungläubig.

»Es ist nie gewiß, was auf uns wartet, mein Sohn«, sagte mein kluger Vater nachdenklich. »Unser Großvater, Lipat Sysojewicz, erzählte, daß er an dem Tage, als er in Polozk sechstausend zaristische Rubelscheine gegen Gold eintauschte und sich Blechkapseln mit Kupferscheiben unterschieben ließ, auch den ›Hühner-Hahn‹ dreimal hatte krähen hören. Damals hatte er die Warnung nicht ernst genommen und war betrogen worden.«

Nach dem Frühstück kam Onkel Wladek Sindrewicz zu uns.

»Ach, was für ein Unglück!« sagte er wehmutsvoll. Er jammerte immer, obwohl er ein begüterter Landwirt war. »Das Gehöft des Orechwo ist total niedergebrannt. Der Arme hat sein ganzes Leben lang, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, gearbeitet, auf jede Annehmlichkeit verzichtet, nicht gegessen, wie es sich gehört, ist fast in

Lumpen gegangen und hat jeden Groschen gespart. Erst vor kurzem hatte er sein Häuschen mit zwei Zimmern fertiggestellt, ein großes, mit Schindeln gedeckt ...«

»Um Gottes willen, welch ein Unglück!« sagte Mutter. »Aber Menschen sind wohl nicht dabei umgekommen?«

»Menschen nicht. Die Gebäude der Nachbarn wären beinah vom Feuer erfaßt worden, doch der alte Jacyno besann sich rechtzeitig und stellte ein Bild der Mutter Gottes am Spitzen Tor zu Wilna zwischen das Feuer und sein Gebäude. Die Mutter Gottes ließ das Feuer nicht an sein Haus.«

Merkwürdig sind die alten Leute, dachte ich. Wie kann ein Bild die Hütte vor dem Feuer schützen? Ich war sicher, daß ganz einfach der Wind in eine andere Richtung wehte ... Was kann einem Menschen nur deshalb Böses begegnen, weil ein »Hühner-Hahn« gekräht hat? Das sagte ich dem Onkel nicht. Ich vertiefte mich in meine Lektüre, in die Erzählungen Turgenjews.

»Wenn die Sonne bis Mittag so scheinen wird, gehen wir auf die Wiese, um das Heu zu wenden, Jozefka«, sagte Papa. »Es ist viel Heu.«

»Siehst du«, sagte mit boshafter Genugtuung Onkel Wladek, »jetzt hast du mehr Arbeit als vorher. Wozu mußtest du den vom Dorfsowjet zugeteilten Boden nehmen? Die Leute erzählen so allerlei ... Wenn es mal anders kommt, kannst du Unannehmlichkeiten bekommen.«

»Tut es dir leid, Schwager, daß es uns jetzt besser geht?« fragte mein Vater ruhig wie immer. Er vergaß dem Onkel nicht, daß er vor dem Krieg nicht gebraucht worden war. Damals kam der Onkel nicht so oft zu uns. »Ich glaube nicht an Veränderungen. Wer wird es wagen, eine solche Macht wie die Sowjets anzutasten?«

»Gib, Gott, daß Friede herrscht. Der Krieg ist nichts Gutes!« sagte die Mutter.

»Geh Holz hacken«, brummte Papa. Ich begriff, daß Onkel Wladek ihm die Laune verdorben hatte. Ich nahm das Beil und begann, auf einem groben Tannenklotz die vom Burgberg mitgebrachten jungen Erlen, Espen und Haselsträucher zu hacken.

Wir brachten Heu von der Wiese ein, die an die von Onkel Wladek grenzte. Auch er fuhr mit seinen Söhnen Mietek und Franek sowie den jüngeren Geschwistern seiner Frau, unserer Tante Emilia, mit Paula und Bronek, Heu ein. Mietek war zwei Jahre älter als ich, Franek war mit mir im gleichen Alter. Bronek, der jüngste von ihnen, war sehr musikalisch, erfaßte im Handumdrehen eine jede Melodie und spielte sie sofort auf der Mundharmonika. Auf Abendveranstaltungen spielte er oft zum Tanz. Alle waren vom Onkel zu der schweren Arbeit herangezogen worden. Jetzt ruhten wir im Schatten eines Heuschobers aus und tranken aus einem irdenen Krug kalten Brotkwaß. Es war der 22. Juni 1941.

Onkel Jozef kam finster heran.

»Krieg«, sagte er. »Wieder Krieg. Deutschland hat die Sowjetunion überfallen und drängt vorwärts. Seine Flugzeuge bombardieren Lwow, Kiew und sogar Vilnius.«

»Da werden sie auch bei uns hereinschauen«, sagte Onkel Wladek. In seiner Stimme war Zufriedenheit zu spüren. Er blickte provozierend auf den Vater. Seine unterwürfige Haltung war spurlos verschwunden.

»Das ist unmöglich«, sagte Papa. »Hitler hat doch mit Stalin einen Nichtangriffspakt abgeschlossen.«

»Hitler hat die stärkste Armee der Welt. Bis zum Winter werden die Deutschen Moskau erobert haben, du wirst es sehen!«

»Das wirst du nicht erleben«, schrie mein Vater. »Napoleon war auch stark, aber an Rußland hat er sich die Zähne ausgebissen. Dasselbe wird mit Hitler geschehen!«

»Wir werden sehen«, sagte der Onkel und ging nach Hause.

»Er freut sich, wieder reich zu werden«, sagte Papa finster. Wieder entstand eine Kluft zwischen unseren Häusern.

Die nächsten Tage brachten immer schlechtere Nachrichten: Die faschistische Wehrmacht rückt ständig weiter vor, die Rote Armee zieht sich zurück, viele sowjetische Soldaten geraten in Gefangenschaft. Der Vater glaubte es nicht. Er behauptete, daß die Kulaken, die die Bolschewiki wegen der veränderten Ordnung hassen, solche Nachrichten verbreiten. Es kam jemand aus Glubokoje und berichtete, daß die sowjetischen Behörden nach Osten evakuiert worden sind. Durch die Felder von Soriki kamen einzelne sowjetische Soldaten. Vorsichtig näherten sie sich den Hütten, um Brot und Wasser bittend. Im Dorf wurden sie voller Mitgefühl und mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen. Glubokoje wurde immer häufiger von faschistischen Flugzeugen angefliegen, sie bombardierten den Bahnhof und warfen Bomben auf die Stadt. Nach einem der Luftangriffe trugen viele Menschen aus den zerstörten Lagern und Geschäften heraus, was sie nur konnten.

»Wir werden das doch nicht den Faschisten überlassen«, sagten sie. Die Stadt wurde leer. Viele Einwohner fuhren zu ihren Verwandten aufs Land, um die Bombenangriffe zu überleben.

Eines Nachmittags tauchten Panzer mit schwarzen Kreuzen auf der Landstraße auf. Ihnen folgten Kolonnen von Lastkraftwagen und Motorräder. Die darin sitzenden Soldaten in feldgrauen Uniformen hielten schußbereite Waffen vor sich. Sie waren hochmütig und voller Verachtung. Sie lachten und zeigten auf die armseligen Hütten, auf die barfüßigen, schmutzigen Kinder.

»Hitler gut, Stalin kaputt«, sagten sie.

»Was wird jetzt? Wie wird unser Leben aussehen? Du bist Mitglied des Komsomol. Sie werden dich noch mitnehmen«, sorgte sich Mutter.

Ganze Tage saßen wir zu Hause, gingen nicht hinaus, wenn es nicht unbedingt notwendig war.

Eines Tages kam Wasyl Nowik zu uns. Er war ein armer Mann und unterstützte die Sowjetmacht. Er betrat die Stube, sah sich um, ob auch kein Fremder da war, und setzte sich auf die Bank.

»Warum siehst du so verstört aus, Wasylek?« fragte Papa.

»Es steht nicht gut auf der Welt, Bruder«, stieß Wasyl hervor, »die Kulaken haben in Ginki Piotr Kotos denunziert, gesagt, daß er Kommunist sei und an die Armen Land verteilt habe. Vorgestern sind die Deutschen zu ihm gekommen, haben ihn hinter die Scheune geführt und vor den Augen der ganzen Familie erschossen. Sie haben nach weiteren Kommunisten gefragt. Ich bin gekommen, um dich zu warnen ... Du wohnst auf einem Hügel, sollten sie zu dir kommen, kannst du sie von weitem erblicken. Flieh sofort. Im Wald werden sie dich nicht suchen.«

Mutter weinte.

»Schade um Kolos. Er war ein guter Mensch...«

»In Glubokoje haben die Deutschen ihren Starost ernannt«, sagte Wasylek. »Alle Juden haben sie mit gelben Sternen gekennzeichnet, sie dürfen nicht den Bürgersteig benutzen, nur die Fahrbahn. Täglich werden sie irgendwohin zur Arbeit getrieben. In Bereswetschje haben sie das ans Kloster angrenzende Gelände mit Stacheldraht eingezäunt und Kriegsgefangene hineingetrieben. Sie jagen sie Hunderte Kilometer zu Fuß, ohne ihnen zu essen oder zu trinken zu geben. Die Armen sterben vor Hunger und Auszehrung ... Wenn jemand vor Müdigkeit umfällt, töten ihn die Faschisten durch Kopfschuß.«

Papa wußte, daß sich in den Wäldern Partisanen organisieren. Den Soldaten aus den geschlagenen Regimentern schlossen sich Bauern an. Vater wollte auch gehen.

»Du gehst zu den Partisanen«, sagte Mutter, »und ich bleibe mit den Kindern allein. Zu den Partisanen sollten Junge gehen und solche, die fliehen müssen, zum Beispiel die aus dem Komsomol.«

»Und ich könnte gehen?« fragte ich, meinen Mut zusammennehmend.

»Du hast noch Zeit«, entschied Papa.

Die Ernte ging vorbei, die Ferien waren vorüber, ich aber saß zu Hause. Ich half den Eltern in der Wirtschaft. Ich hatte mich so gefreut, daß ich zur Oberschule gehen werde, hatte vom Hochschulstudium geträumt, und plötzlich war durch den verfluchten Hitler alles zum Teufel. Was werde ich jetzt machen? überlegte ich so manches Mal.

Sonntagabend ging ich nach Soriki, meine Kameraden besuchen. Mieczek Simankowicz, mein Altersgefährte, stand vor dem Haus und lächelte mir von weitem zu. In der Klasse hatte er mit mir immer um die besten Zensuren gewetteifert.

»Sei begrüßt, Tomek! Gehen wir zu Anton Kierski?«

»Können wir machen.«



Tomasz Kuryłow (2. v. l.) mit seinen Schulfreunden
Anton Kierski (3. v. l.) und Mieczysław Simankowicz (1. v. r.),
mit denen er 1942 zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt wurde

Anton und Mieczek waren mit mir in die Mittelschule in Salesje gegangen. Mieczek war als Schüler schwächer als wir, könnte aber besser Körbe aus Weide und dünnen Tannenwurzeln flechten, aus Holz schöne Zinken für Harken und verschiedene andere Dinge schnitzen.

Das Haus von Anton Kierski befand sich am Ende des Dorfes. Sein Vater trug, weil er klein war, den Spitznamen »Spatz«. Einige Jahre lang hatte er an einer neuen, großen Hütte gebaut. Er hatte selbst mit seinen Söhnen Janek und Anton Holz aus dem Wald geholt, von der Rinde befreit, das Gerüst gebaut, Türen und Fensterrahmen gezimmert. Schließlich deckte er das Gerüst mit einem Strohdach – und unterbrach die Arbeit. Das Geld reichte nicht. Auf bessere Zeiten wartend, wohnten sie in einem engen Stübchen, und sie waren sechs.

Obwohl es Sonntag war, saß Anton auf einem Hocker und flocht einen Strick aus Leinen.

»Das Pferd, zum Teufel mit ihm, hat den Strick zerrissen«, sagte er. »Ich muß einen neuen machen.«

Mit geschickten Handbewegungen beendete Anton das Flechten des Strickes und hängte ihn in den Flur. Wir gingen an die Dobrilowka, setzten uns ins grüne Gras und blickten auf das träge fließende Wasser.

Wir überlegten, was wir anfangen könnten. Wir gehen nicht mehr zur Schule, sind über sechzehn Jahre alt, also fast junge Männer. Doch wie sehen wir aus? ... Ziemlich abgerissen, aus den Hosen herausgewachsen ... Einen Anzug konnten wir gebrauchen. Man sah, daß Anton etwas im Schilde führte.

»Im Krieg kann man alles gegen Speck und Selbstgebrannten bekommen«, begann er. »Speck haben nur die Reichen. Doch Schnaps kann jeder selbst brennen. Wir haben einen Kessel, einen Kühler und ein Faß für die Maische. Jeder gibt ein halbes Pud Roggen, und wir brennen im Wald Schnaps. Tomek, du wohnst am dichtesten am Wald. Die Maische werden wir bei dir ansetzen.«

Als ich zu Hause von unserem Vorhaben erzählte, bekam Mutter große Augen.

»Schnaps brennen? In deinem Alter? Du wirst zum Säufer! Gehst vor die Hunde! Daß du dich nicht schämst!«

»Ich habe nicht die Absicht, dieses Zeug zu trinken«, rief ich empört.

Wir setzten die Maische in einem ziemlich großen Holzbottich an. Anton brachte den Apparat zum Schnapsbrennen. Ich sah ihn mir interessiert an. Antons Bruder Janek hatte ihn gebaut, er lernte in Glubokoje das Schlosserhandwerk. Wir stellten unser Wunder in die dichten Haselnußsträucher auf dem Hügel, entfachten auf Ziegeln ein Feuer und gossen die Maische ab. Anton paßte auf, daß das Feuer nicht zu groß wurde, und Mieczek und ich brachten von zu Hause Maische und saubere Literflaschen. Der Kessel erwärmte sich langsam.

Wir warteten voller Ungeduld. Endlich begann aus dem Rohr eine durchsichtige Flüssigkeit zu tropfen.

»Der erste Wodka muß auf das Gelingen unserer Arbeit getrunken werden. So ist es Brauch«, belehrte uns Anton. Er zog aus der Tasche ein Gläschen und füllte es.

»Zum Wohl!« Er trank es mit einem Zug aus. »Ein guter Schnaps«, stellte er fest. »Jetzt bist du dran.«

Ich hatte nur einmal in meinem Leben Wodka getrunken, als ich Zahnschmerzen hatte. Mutter hatte mir etwas Wodka gegeben, um den Zahn zu betäuben.

»Nur Weiber trinken keinen Wodka«, behauptete Anton. Ich leerte das Glas zur Hälfte und verschluckte mich.

»Dir muß man eine Nuckelflasche mit Milch geben«, sagten sie.

Die Nacht war klar. Der Mond warf sein Silberlicht auf den ganzen Burgberg. Es herrschte tiefe Stille. Mitunter raschelte der Wind in den Blättern. Irgendwo in der

Ferne schrie ein Uhu. Wir brannten drei Kessel Maische. Den Selbstgebrannten teilten wir gleichmäßig auf. Ich beschloß, am Donnerstag auf den Markt nach Glubokoje zu gehen und den Sprit gegen Kleidung oder Langschäfter einzutauschen.

Glubokoje war von Soriki zwölf Kilometer entfernt. Durch die Felder war es bedeutend näher. Erst in Bereswetschje betrat ich die Landstraße. Hier befanden sich ein prächtiges, weißes Kloster und eine Kirche, in der »zur Zeit Polens« zu Peter und Paul der Ablaß stattgefunden hatte. Jetzt rief das Kloster in der ganzen Gegend Grauen hervor. Die Faschisten hatten hier ein Lager für sowjetische Kriegsgefangene eingerichtet. Es wurden auch Zivilpersonen festgehalten, die unter dem Verdacht standen, den Partisanen zu helfen. Täglich fuhr man aus dem Kloster wagenweise Leichen heraus, die im Wald hinter dem See in Massengräbern vergraben wurden. 27 000 Sowjetmenschen kamen hier ums Leben.

Ich sah von weitem den arbeitenden Gefangenen zu, die das Lagergelände vergrößerten. Sie schlugen Holzstämme in den Boden, zogen Stacheldraht herum und befestigten ihn mit Nägeln. Bewacht wurden sie von feisten SS-Männern mit schußbereiten Maschinepistolen.

»Los, los, schneller«, schrie wütend ein SS-Mann. Er schlug mit dem Kolben nach einem ausgemergelten, einem Skelett ähnlichen Mann in einer sowjetischen Feldbluse. Der Mann wankte.

»Junge, gib mir ein Stückchen Brot«, hörte ich dicht neben mir jemand flehend flüstern.

Ich griff in die Tasche nach meinem Frühstück. In diesem Moment lief der SS-Mann zu dem Gefangenen und schlug ihm mit dem Kolben über den Rücken. Der Arme stöhnte und fiel zu Boden.

»Geh weg, du Schwein!« brüllte der Faschist mich an. Ich rannte vorwärts. Ich war einige hundert Meter am Lager entlang gelaufen, als ein blasser abgemagerter Gefangener an den Draht kam. Er blickte zum Wachhabenden, der weit weg stand und uns den Rücken zuwandte.

»Gib mir etwas zu essen«, bat er.

Was soll ich es verheimlichen, ich fürchtete mich. Doch die großen, brennenden Augen in den tiefen Augenhöhlen des knochigen Schädels erschütterten mich. Ich zog mein Frühstück aus der Tasche und warf das Päckchen dem Unglücklichen zu.

»Vielen Dank, mein Freund«, flüsterte der Gefangene. Er versteckte das Brot am Leib und verschwand.

Die Wächter hatten nichts bemerkt.

Auf der Landstraße von Bereswetschje zogen lange Kolonnen Kriegsgefangener. Sie stützten sich gegenseitig, kaum in der Lage, die Beine nachzuziehen. Die Faschisten trieben sie mit Hunden an der Leine an, schrien und schlugen auf sie ein. An einer Pfütze vorbeikommend, knieten einige Gefangene nieder und begannen, gierig das schmutzige Wasser zu trinken. Ein wütender SS-Mann kam herbeigelaufen. Eine Serie

von Schüssen erschütterte die Luft. Die Gefangenen rissen sich vom Boden los, um den Anschluß an die Kolonne zu finden. Zwei ausgehungerte Gefangene blieben auf der Erde liegen. Ihre Körper zuckten für einen Augenblick krampfhaft und erstarrten reglos.

Entsetzen ergriff mich. Um ein Haar hätte ich aufgeschrien, doch die wie zuge-drückte Kehle gab keinen Laut von sich.. Die Beine trugen mich vorwärts. Damals ver-spürte ich zum erstenmal Haß. Ich konnte es nicht zeigen. Mit versteinertem Gesicht ging ich an den Arbeitenden vorbei. Es entstand der Wille, auf Tod und Leben zu kämpfen. Bloß wie? Wie? Dieser Gedanke erfaßte mein ganzes Sein.

Der Markt war wie gewöhnlich voller Fuhrwerke. Dorfweiber verkauften Sahne, Butter, Käse und andere Erzeugnisse. Leider fand ich keinen Stand mit Kleidung. Die jüdischen Händler saßen bereits im Getto. Ich ging auf die Seite, auf der die hier ansäs-sigen Handwerker Halsjoche, Eimer, Fässer und Zuber verkauften.

Ich sah auf der Erde ausgebreitete Schuhe, Herren- und Damenschuhe. Ich probierte ein Paar an. Sie waren etwas zu groß, doch das machte nichts, da würde ich größere Fußlappen nehmen können.

»Ich verkaufe aber nur gegen Speck oder Butter«, erklärte der Händler.

»Ich habe Selbstgebrannten.«

»Starken?«

»Probieren Sie. Es ist fast Sprit.«

Der Händler probierte.

»Nicht schlecht«, sagte er. Er verlangte aber drei Liter davon. Es verblieben mir noch zwei Liter. Dafür würde ich nicht einmal die Hosen bekommen. Trotzdem freute sich Mama sehr.

»Wir haben bereits einen Helfer für den Familienunterhalt«, scherzte sie.

Die Tage vergingen eintönig und traurig. Die faschistische Wehrmacht rückte unter schweren Kämpfen weiter nach Osten vor. Aufmerksam lauschte ich den Meldungen über die Partisanentätigkeit.

Doch in unserer Gegend gab es keine Partisanen, angeblich erst irgendwo in den Wäldern von Molodetschno. Ich mußte zunächst einmal abwarten. So half ich also den Eltern in der Wirtschaft.

Eines Tages brachten SS-Männer einen Transport Zivilpersonen in das Lager von Bereswetschje. Bald darauf wurden sie im Wald erschossen.

»Das sind im Wald gefangene Banditen«, erklärte der Gendarm. »Jeder, der den Ban-diten Hilfe leistet, wird erschossen, mit ihm die ganze Familie.«

Wenn ich zu den Partisanen gehe und sie mich fassen, dann werde nicht nur ich um-kommen, dachte ich. Doch wenn ich gehe, dann werden sie mich nicht lebend kriegen.

Der Winter hielt Einzug. Es fielen große Mengen Schnee, und klirrender Frost setzte ein. Sogar die älteren Leute konnten sich nicht an eine solche Kälte erinnern. Lange warme Schafspelze und Felljacken, dicke Filzstiefel wurden aus den Koffern hervorge-

holt. Die Ärmeren wickelten ihre Füße in Fußlappen und liefen in Schuhen aus fester Hanfschnur. Wir aßen fett und tranken Selbstgebrannten. Die Leute lebten mit Großväterchen Frost seit Jahrhunderten auf vertrautem Fuß. Dafür zitterten die Hitlersoldaten in ihren dünnen Uniformen vor Kälte. Die Krankenhäuser füllten sich. Erfrorene Nasen und Ohren waren etwas Alltägliches. Die Faschisten zogen den Menschen auf der Straße die Pelze aus. Anfangs nahmen sie nur die besseren Felljacken und Pelze, dann zogen sie jeden Schafspelz von den Bauernrücken, egal, ob schmutzig oder verlaust. Es schneite einige Tage ununterbrochen. Die Faschisten erteilten den Befehl, die Straße von Glubokoje nach Lushki und Polozk zu räumen, und der Dorfschulze bestimmte für diese Arbeit aus jedem Haus ein paar Leute. Unter Zwang machte ich mich mit einer breiten Schaufel aus Sperrholz auf den Weg. Auch aus anderen Häusern kamen junge Leute, Jungen und Mädchen. Meter für Meter teilten wir den Schnee in große Würfel und warfen ihn in den Straßengraben. Das Band der gefrorenen Landstraße wand sich wie ein weißer Cañon aus Schnee, über den die verschlafenen weißen Birken hoch emporragten.

In der Nacht erhob sich ein Wind, Schneegestöber tobte, und vom Cañon blieb keine Spur.

Am nächsten Tag trieb der Dorfschulze Hrybun die Jugend erneut zusammen, damit sie die Landstraße räume. Die Jungen kniffen.

»Ich rate euch, die Hitlerleute nicht zu erzürnen«, sagte Hrybun. »Die Widerspenstigen werden ins Lager von Bereswetschje gebracht.«

So mußten wir, ob wir wollten oder nicht, den Schnee von der Landstraße räumen.

»Mir ist das Mehl ausgegangen«, sagte Mutter eines Tages. »Die Deutschen lassen es nicht zu, in der Mühle so viel Getreide zu mahlen, wie wir für das Brot brauchen. Wir werden Roggen auf den Mühlsteinen bei Marcula mahlen müssen.«

Im Flur stand schon ein Sack, der bis zur Hälfte mit Roggen gefüllt war. Mutter warf ihn über die Schulter, wir traten in den Hof.

»In der Stadt soll es Brot auf Karten geben«, sagte Mutter. »Wie leben die Menschen dort?«

Marcula Simankowicz war ein recht wohlhabender Landwirt. Er besaß ein größeres, aus zwei Räumen bestehendes Häuschen, Wirtschaftsgebäude und eine Dampfsauna. In der Wirtschaft arbeiteten seine beiden erwachsenen Söhne Adam und Stas sowie die Schwiegertochter Aleksandryna und die Tochter Wanda. Den Boden bestellten sie sorgfältig, und er vergalt ihnen die Mühen reichlich.

Als wir uns dem Gehöft von Marcula Simankowicz näherten, spürte ich, daß mich Befangenheit überfiel. Ich bin nicht gern auf jemandes Gnade angewiesen. Wie schön wäre es, wenn wir unsere Mühlsteine hätten. Ich sagte es Mutter. Sie lächelte.

»Als du klein warst und eine Brezel wolltest, riefst du »na« statt »gib«. Und der alte

Januk Baradaty sagte, das sei ein gutes Zeichen, denn du würdest, wenn du größer bist, einmal reich sein.«

Der Hund von Marcula Simankowicz stürzte auf uns zu, die Kette anziehend. Die alte Marculicha schaute heraus.

»Mahlen wollt ihr?« fragte sie, auf den Sack blickend, den ich auf dem Rücken trug. »Beeilt euch, denn wir wollen auch mahlen.«

Die Mühle bestand aus zwei runden, groben, flachen Steinen, die aufeinander lagen. An der Innenseite, an der sie sich berührten, waren Kanäle ausgehöhlt, die nach außen auseinander gingen. Der obere Stein hatte in der Mitte ein Bohrloch als Öffnung und war beweglich. An der Seite war ein fester Holzgriff angebracht, der mit dem anderen Ende an der Decke befestigt war.

Mutter schüttete eine Handvoll Korn in die Öffnung des Steins und begann zu drehen. Die Steinumdrehungen wurden immer schneller. Sie schüttete Korn nach, und rings um den Stein kam aus den kleinen Rillen das Mehl heraus.

»Auf Steinen zu mahlen ist nicht schwer«, behauptete ich. »Man schüttet Korn hinein, dreht den oberen Stein, und schon haben wir Mehl.«

Ich umfaßte den Griff mit beiden Händen und bemühte mich eifrig, den Stein in die schnellsten Umdrehungen zu versetzen. Ich schüttete ebenfalls eine Handvoll Korn nach. Doch nach einer Weile mußte ich feststellen, daß das Mehl grob wie Kleie war.

»Man darf weder zuviel Korn hineinschütten noch zu schnell drehen«, sagte Mama. »Mit Mühlsteinen muß man geduldig umgehen, sonst gibt es kein gutes Mehl.«

Jede Nacht hörte man Salven von Maschinengewehren. Ich wachte auf, Furcht ergriff mich, kalter Schweiß bedeckte den ganzen Körper. Ich wußte, daß der Tod im Lager von Bereswetschje umging, daß SS-Leute auf fliehende Kriegsgefangene schossen. Ich stellte mir vor, wie die zum Skelett abgemagerten Gefangenen in der Dunkelheit durch die Felder und Wälder zu den nahe gelegenen Dörfern laufen, wie sie von guten Menschen aufgenommen werden, die ihnen etwas zu essen und Zivilkleidung geben und sie verstecken.

Eines Nachts hörte ich, wie Papa flüsterte:

»Jozefa, sieh ein sowjetisches Flugblatt! Ich hab' es auf dem Feld am Burgberg gefunden. Ein Flugzeug von uns hat Flugblätter in der Umgebung abgeworfen.«

»Sei still! Du wirst uns noch die Faschisten ins Haus bringen«, antwortete Mama ängstlich.

Mit einem Satz war ich aus dem Bett. Fasziniert blickte ich auf das Flugblatt, vertiefte mich in die schwarzen Buchstaben der kyrillischen Schrift wie ins Evangelium. Ich erinnere mich, daß es der Tagesbefehl des Volkskommissars für Verteidigung zum 24. Jahrestag der Roten Armee war und folgenden Inhalt hatte: Den 24. Jahrestag der Roten Armee begehen die Völker der Sowjetunion in den schweren Tagen des Vaterländischen Krieges gegen das faschistische Deutschland, das vermessen und gemein unse-

rem Land nach dem Leben und der Freiheit trachtet ... Im Verlauf des Krieges hat die Rote Armee neue Lebenskraft geschöpft, ihre technische Ausrüstung verbessert und Hilfe in Form neuer Reservedivisionen erhalten. Die Rote Armee konnte an entscheidenden Abschnitten der riesigen Front zum Angriff übergehen. Innerhalb kurzer Zeit versetzte sie den deutschen faschistischen Truppen einen Stoß nach dem anderen – bei Rostow am Don und bei Tichwin, auf der Krim und bei Moskau. In harten Kämpfen bei Moskau schlug sie die deutschen faschistischen Truppen, die die sowjetische Hauptstadt zu umzingeln drohten. Die Rote Armee warf den Feind bei Moskau zurück und treibt ihn weiter nach Westen ...

»Das heißt, daß die Unseren in die Offensive gehen«, sagte Papa.

»Daß sie es schaffen mögen«, sagte Mama, »bevor uns die faschistischen Schurken alle umbringen.«

Vater verbrannte das Flugblatt.

Wir wußten, daß aus Deutschland neue Armeen nach Osten kamen. Diese Transporte wurden von den Partisanen angegriffen. Die Deutschen brachten alle, die der Kontakte zu Partisanen verdächtig waren, ins Lager von Bereswetschje. In den nahe gelegenen Dörfern requirierten die SS-Leute immer mehr Fuhrwerke, um die Leichen aus dem Lager abzutransportieren. Im Lager aber herrschte Typhus. Die Menschen hatten Angst vor der Krankheit. Doch sie mußten die Leichen in den Wald hinter dem See bringen. Dort gruben andere Gefangene tiefe und lange Gräben, in die die Leichen geworfen wurden. Wie Holzkloben. Ohne Achtung. Manchmal bewegte sich noch jemand, hatte aber nicht mehr die Kraft, herauszukommen. Er wurde zusammen mit den Toten vergraben. Ein solches Verbrechen hatte die Welt noch nicht gesehen. Im Frühjahr pflanzten die Faschisten an dieser Stelle Kiefern, um die Spur zu verwischen.

Die Sonne wärmte immer mehr. Der Schnee schmolz allmählich. Das Wasser floß die Hügel hinab und überflutete wie jedes Jahr die Niederungswiesen. Die Holzhütten und Wirtschaftsgebäude ragten auf den Hügeln wie auf Inseln heraus. Bald danach setzte sich das Eis auf der Dobrilowka in Bewegung. Weißes Treibeis schwamm dahin. Es staute sich in Saprudje an der Brücke, die sich über die Landstraße von Lushki nach Glubokoje spannte, und drohte, sie wegzureißen. Doch die Dobrilowka zeigte sich in diesem Jahr gnädig. Sie sammelte das Wasser von den Wiesen in ihrem Bett, rührte die Brücke nicht an und führte es in die Disna. Der Frühling nahm den Burgberg und das ganze Gebiet ringsum in Besitz. Das Gras begann zu grünen, Lerchen sangen in der Luft, Stare und Störche kamen geflogen. Ich half dem Vater, pflügte, eggte. Wir säten Sommergetreide und Lein. Leinen wurde besonders gebraucht. Es gab keinen Stoff für Wäsche und Bekleidung. Die Menschen förderten Webstühle zutage und webten wie vor Jahren Hausleinwand. Sie tauschten sie gegen Selbstgebrannten und Speck ein.

Im April 1942 ging in der Gegend das Gerücht um, daß die Faschisten Jugendliche

zum Ausheben von Schützengräben an der Frontlinie einziehen werden. Ich träumte ständig von den Partisanen.

Im März wurde ich siebzehn Jahre, und das Leben im stillen Dorf erschien mir langweilig. In diesem Alter wollte jeder Junge abends auch ausgehen, tanzen lernen. Ich träumte davon, ein nettes Mädchen kennenzulernen ... Im vergangenen Jahr hatte ich mich noch in der Schule mit Fienia Glinska angefreundet. Sie war das schönste Mädchen aus der ganzen Umgebung, lustig, lieb und kameradschaftlich. Und dazu noch Pionier. Wir hatten also gleiche politische Anschauungen, und das brachte uns näher. Es gab in der Schule auch andere hübsche Mädchen, doch deren Eltern waren vor dem Krieg reich und mochten keine Kommunisten, und die Töchterchen teilten die Meinung der Eltern. Als Komsomolmitglied konnte ich keine gemeinsame Sprache mit den Schulkameradinnen finden, die gegen uns, die Komsomolzen, waren. Mit Fienia verstand ich mich, doch sah ich sie selten. Sie wohnte ziemlich weit, im Dorf Glinskije. Außerdem hatte ich keine ordentliche Kleidung. In meiner umgearbeiteten Militäruniform fühlte ich mich den anderen gegenüber irgendwie benachteiligt. Ich wählte die erzwungene Einsamkeit. Am wohlsten fühlte ich mich mit einem Buch in der Hand. Damals gewann ich die Bücher lieb. Ich versuchte auch, Gedichte zu schreiben, polnische, belorussische. Es waren sehr jünglingshafte Zeilen über die Natur, die Liebe. Diese Gedichte sagte ich mir in meiner dörflichen Einsamkeit auf.

Wir tränkten die Rinder am Trog, der am Brunnen von Onkel Wladek Sindrewicz stand. Ich goß das alte Wasser aus dem Trog aus und füllte ihn mit frischem. Bevor Mania mit der Kuh kam, hatte der Falbe schon getrunken. Die Kuh hatte volle, runderliche Seiten. Sie hatte sich auf der Wiese satt gefressen. Sie war die Grundlage unserer Ernährung. Mirta kam abgehetzt, mit heraushängender Zunge zum Trog. Laut begann sie das Wasser zu schlürfen.

Meine Cousins Mietek und Franek trieben ihre Rinder zur Tränke.

»Gebt den Trog frei!« rief Mietek barsch. Er gab uns bei jeder Gelegenheit zu verstehen, daß der Brunnen ihm gehört und daß wir Fremde sind.

Die Rinder drängten, sich gegenseitig stoßend, zum Trog. Die Schafe, von den Kühen vertrieben, blökten jammervoll. Zwei junge Böcke stießen sich verbissen mit den Hörnern. Mietek trieb sie mit einem Stock auseinander.

»Ich habe gehört, daß die Hitlerleute Jugendliche zur Zwangsarbeit nach Deutschland bringen werden«, sagte er. »Dich nehmen sie bestimmt nicht. Du bist noch nicht achtzehn Jahre und siehst schlecht aus.«

»Dafür bist du dick wie ein Faß. Dich werden sie nehmen«, entgegnete ich, böse auf den Cousin. Im Innern wuchsen schon Unruhe und kalter Schrecken.

Einige Tage nach diesem Gespräch benachrichtigte der Dorfschulze von Saprudje, Hrybun, den Vater, daß ich für die »Ausreise« nach Deutschland vorgesehen sei. Aus

Soriki sollten außer mir Anton Kierski und Mieczek Simankowicz fahren. Ausgerechnet jene drei, die die sowjetische Mittelschule besucht hatten.

»Verflucht noch mal«, brauste Papa auf. »Habe nur ich einen Sohn? Du fährst nicht! Ich laß dich nicht! Er ist noch ein Kind! Gleich gehe ich zum Dorfschulzen!«

»Überwirf dich nicht mit ihm, beschimpfe nicht die Hitlerleute. Man weiß nämlich nicht, was Hrybun für einer ist!« rief Mutter ihm nach.

Von Hrybun sprach man seit dem Tag, an dem ihn die Deutschen zum Dorfschulzen gemacht hatten, immer schlechter.

Papa kam gebrochen zurück.

»Hrybun wollte nicht einmal etwas davon hören, daß Tomek von der Transportliste gestrichen werden sollte. ›Dein Sohn war Komsomolze. Er ist für sie politisch unzuverlässig. Du solltest uns danken, daß wir ihn nach Deutschland schicken. Dort ist er in Sicherheit,‹ sagte er. ›Wenn ihn die Nazis hier ausfindig machen, werden sie ihm im Lager von Bereswetschje vernichten. Willst du, daß man ihn im Wald begräbt?«

Papa senkte in ohnmächtiger Verzweiflung den Kopf.

»Mach dir keine Sorgen«, erwiderte ich. »Heute nacht werde ich fliehen. Ich gehe zu den Partisanen. Sagt dem Dorfschulzen, daß ich irgendwo verschollen sei.«

»Wenn du dich versteckst«, entgegnete der Vater, »werden sie mich an deiner Stelle nehmen. Und wenn sie erfahren sollten, daß du bei den Partisanen bist, erschießen sie die ganze Familie.«

»Es gibt keinen Ausweg. Sie werden dich uns nehmen, Söhnchen.« Mama weinte leise. Mania machte eine traurige Miene, gewaltsam hielt sie die Tränen zurück. Sie nahm den schwarzen Kater, ihren Liebling, auf den Arm und streichelte ihn. Nur Piotrus, der Schelm, war sich über den Ernst des Augenblicks nicht im klaren. Er schlich zu Mania und zog den Kater am Schwanz. Der Kater miaute und verschwand auf dem Ofen.

Am Sonntag kamen mich meine Schicksalsgenossen Anton Kierski und Mieczek Simankowicz besuchen. Ohne sich vor den Eltern zu genieren, zog Anton einen halben Liter Selbstgebrannten aus der Tasche und stellte ihn auf den Tisch.

»Tante, reich die Gläser«, rief er.

»Seht nur diese Schwindler. Ihr werdet euch betrinken!« empörte sich Mama.

»Sie bringen uns nach Deutschland. Da können wir uns auch einen genehmigen ...«

»Ein Gläschen, ein kleines, mit dem man Pferde trinkt«, sagte Mieczek, gute Miene zum bösen Spiel machend.

»Trinkt! Auf ein glückliches Schicksal! Mein Gott, wie kommt ihr in Deutschland nur zu Rande?« Mama griff in die Schürzentasche nach dem Taschentuch.

»Wir sind nicht die einzigen, die fahren müssen, Tante. Was mit den anderen wird, das wird auch mit uns geschehen«, sagte Mieczek lächelnd. Er tat, als würde er nicht darüber nachdenken.

»Es wird so sein, wie Gott es will. Seinem Schicksal entgeht man nicht«, seufzte Mama. »Haltet zusammen, Jungens. Möge Gott euch beschützen.«

Wir tranken, unterhielten uns und eilten dann rasch den Hang zur Wiese hinab. Wir kletterten den engen Steig durch die Büsche hinauf zum höchsten Gipfel des Burgberges. Wir liefen, als ob uns jemand verfolgte. Oben hielten wir an. Vor uns breitete sich die uns so gut bekannte Erde von Glubokoje aus.

»Schauen wir auf unser heimatliches Land«, sagte Mieczek. »Bald werden wir nicht mehr hier sein.«

Wir blickten gerührt auf die Hügel mit den bestellten Feldern, die wie ein Schachbrett aussahen, auf die schwarz gewordenen, strohgedeckten hölzernen Wirtschaftsgebäude. Dieses Land war voller blauer Seen, deren Ufer mit biegsamem Riedgras und duftendem Kalmus bewachsen waren, Seen mit wunderschönen Stränden, mit reinem, kristallklarem Wasser und sandigem Grund, wo es von Fischen nur so wimmelte.

»Und wenn wir auch nicht im Überfluß lebten, so haben wir uns hier wohl gefühlt«, brach Mieczek das Schweigen. »Von klein auf mußten wir schwer arbeiten. Doch es ist unsere väterliche Scholle.«

»Wohin wird man uns bringen?« überlegte ich. »Ich würde gern an die französische Grenze kommen, dann würde ich nach Frankreich fliehen. Dort bin ich groß geworden. Dort ist mein zweites Vaterland.«

»Du kannst Französisch. Was aber wird mit uns?« fragte Anton.

»Ich nehme euch mit. Die Franzosen sind gute Kameraden.«

Wir hakten uns unter, und die ganze Breite des Waldweges einnehmend, gingen wir und sangen:

»Lange werden wir nicht mehr schwelgen,
zwei Tage sind schnell herum.

Dann sagt man plötzlich: Mütterchen,
dein Sohn ist nicht mehr da.«

Der Burgberg begleitete uns traurig mit dem Rauschen seiner Bäume. Die Vögel fielen mit ihrem Gezwitscher und Getriller in diese sehnsuchtsvolle Melodie ein. Zwei Elstern kreischten über unseren Köpfen. So gelangten wir an das Schwarzerdefleckchen von Kazimierz. Hier fiel der Hügel in einer steilen Böschung zur Seeseite hin ab. Plötzlich ertönte ein fernes Donnern.

»Hört ihr, Jungs? Der Berg von Sagorje verabschiedet uns mit seinem Ruf«, sagte ich gerührt.

Ich hing sehr an diesem Berg, auch an dem Wasserspiegel zu seinen Füßen. Mir schien, daß aus dem dichten Ried, das am sumpfigen Ufer unterhalb des Burgberges wuchs, wo die Laubfrösche melodisch quakten, eine Nixe hervorschwamm und daß auch sie ein Abschiedslied sang. Ich dachte an Fienia Glinska. Ich sehnte mich nach ihr. Das Wasser wellte sich unruhig. Kleine Fischchen sprangen an die Oberfläche. Ein Hecht ging auf Jagd.

»Was für ein großer Hecht!« schrie begeistert Anton Kierski. Er war ein eifriger Angler.

»Er bleibt. Wir werden hier keine Fische mehr fangen«, stellte Mieczek traurig fest.

Wasył Hrybun benachrichtigte uns, daß ich mich am zweiten Juni am Sammelpunkt in Glubokoje einzufinden hätte, von wo aus die Fahrt nach Deutschland erfolge. Mitzubringen hätte ich Kleidung zum Wechseln, zweimal Unterwäsche, ein Kochgeschirr, einen Halbliterblechtopf sowie einen Löffel, ein Messer, eine Decke und ein Laken.

Mit zitternden Händen packte Mama meine Sachen in ein Holzköfferchen und weinte still. Papa, dieser energische und mitunter strenge Mann, wischte sich auch heimlich die Tränen ab. Ich saß apathisch in der Ecke.

»Schreib gleich einen Brief«, sagte Mama traurig.

»Denk daran, Söhnchen, daß du dich immer in der goldenen Mitte bewegst«, belehrte mich Vater. »Dräng dich nie nach vorn, doch sei auch nicht der letzte.«

Ich begriff nicht den Sinn dieser Worte. In der Schule war ich immer an der Spitze. Vater sagte, daß sich das so gehört. Weshalb soll es jetzt anders sein? Ich hatte keinerlei Lebenserfahrung. Immer habe ich den Willen der Eltern erfüllt. Mein Ideal waren soziale Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Nächstenliebe und Wahrheit. Vor allem *Wahrheit!* Die offene, bolschewistische Wahrheit. Alle diese Prinzipien hatte ich bisher im Leben anzuwenden versucht. Mein Held und nachahmenswertes Beispiel war Pawel Kortschagin aus dem Roman »Wie der Stahl gehärtet wurde« von Nikolai Ostrowski. In unseren geheimen Gesprächen sagten wir, daß es unsere Pflicht ist, die Hitlerokkupanten zu bekämpfen. Ich erinnerte mich an die Worte eines patriotischen Liedes, in dem es heißt, daß alle faschistischen Banditen geschlagen werden. Doch wie sollte ich diese Banditen in ihrem eigenen Land schlagen, überlegte ich.

Mutter machte mir als Abschiedsessen mein Lieblingsgericht, Bratwurst mit Zwiebeln und Ei. Dazu gab es Käse, Butter und geräucherten Schinken. Wir tranken Tee mit Kirschkonfitüre. Ich fühlte mich als Held des Abends, doch es war kein fröhliches Abendessen. Alle aßen ohne Appetit und waren schweigsam. An der einen Seite von mir saß Marysia, an der anderen Piotrus, die Eltern saßen mir gegenüber.

»Wer weiß, was du in Deutschland essen wirst«, sagte Vater. »Ich weiß, was Krieg heißt, was er bedeutet.«

Ich aß wenig und ging zu Bett. Ich konnte nicht einschlafen, hörte im Dorf hinter dem Fluß Hunde bellen. Einer von ihnen heulte jämmerlich. Ich wurde früh wach, doch es schlief niemand mehr. Mutter melkte die Kuh im Stall. Vater führte das Pferd auf die Wiese. Ich zog mich bereits so an, als müßte ich nach Glubokoje fahren.

Mittags spannte Vater den Falben an. Mutter trug mir das Köfferchen hinaus, ich verabschiedete mich von Marysia und Piotrus.

Der Sammelpunkt war in dem großen weißen Gebäude des Gymnasiums von Glubokoje. Es war noch nicht allzu lange her, daß ich hier gelernt hatte. Die Schulbänke hatte man jetzt hinausgetragen. In den Klassenräumen lagen Strohsäcke. Ich fand ei-

nen freien Strohsack, stellte mein Köfferchen daneben und nahm mit den Eltern auf dem Strohsack Platz. Schweigend sahen wir den Nachbarn zu. Es waren Jungen und Mädchen zwischen siebzehn und fünfundzwanzig Jahren. Tiefe Traurigkeit drückte mir die Kehle zu, doch schämte ich mich, meine Rührung zu zeigen.

Ich begleitete die Eltern ein weites Stück und winkte ihnen lange zum Abschied hinterher. Ich ging von Klasse zu Klasse auf der Suche nach Bekannten. Auf dem Flur traf ich Anton Kierski und Mieczek Simankowicz sowie Andrej Alchimionek aus dem Nachbardorf.

In den Klassenräumen war es stickig, Tabakrauch kratzte in der Nase, es herrschte Lärm. Einige Jungen erzählten mit vorgetäuschter Sorglosigkeit Witze oder flirteten mit den Mädchen. Hier und dort bildeten sich Gruppen, die polnische, belorussische oder russische Lieder sangen. Eines der Mädchen weinte verzweifelt. Bedrückende Stimmung überfiel uns.

»Man darf sich nicht im voraus grämen«, sagte jemand. »Eßt Abendbrot und legt euch schlafen. Vergeudet nicht eure Kräfte und Nerven.«

Wir holten die von unseren Müttern vorbereiteten Vorräte hervor. Ich hatte außer Speck, getrocknetem Käse, gekochtem Fleisch und Eiern einen ziemlich großen Beutel mit geröstetem Roggenbrot. Mutter hatte es im Ofen getrocknet und gesagt:

»Wer Brot bei sich hat, der muß nicht um Nahrung bitten.«

Und Vater belehrte mich:

»Wenn du einmal nichts zu essen hast, dann weichst du solch einen Zwieback in der Suppe oder sogar in Wasser auf und stillst den Hunger. Bewahre sie trocken auf, damit sie nicht schimmeln.«

Nach dem Abendbrot legten wir uns schlafen, doch konnte man kein Auge zumachen. Ringsum Lärm, Weinen und Gesang. Ich schlief erst gegen Mitternacht ein.

Wir warteten bis zum fünften Juni auf den Transport. Aus den nahe gelegenen Dörfern kamen die Eltern, um ihre Kinder zu verabschieden. Eine lange Kolonne zog die Straße entlang, die zum Bahnhof führte. Auf dem Eisenbahngleis warteten Güterwagen auf uns. Wir stiegen, Jungen und Mädchen getrennt, in die Waggonen. Niemand schämte sich mehr der Tränen.

»Wer weiß, vielleicht sehen wir uns nicht mehr«, sagte eine Frau in einem karierten Tuch zu ihrem Sohn.

Die Lokomotive piffte, und der Zug setzte sich in Bewegung. In den offenen Waggonen kamen die Köpfe der Mädchen und Jungen zum Vorschein. Jemand stimmte ein Lied an. Schnell erfaßte es den ganzen Zug:

»Bin schon im Zug, Wehmut überfällt mich,

Leb wohl, meine Liebe, wir sehen uns nicht mehr.

Lebt wohl, ihr Eltern, ihr Freunde, lebt wohl,

Und auch du, du Allerschönste mein.«

Ich stand unbeweglich in der Tür. Aus Soriki war niemand da. Meine Eltern waren

zum letzten Abschied nicht gekommen. Sicher hatte sie niemand benachrichtigt. Ich blickte auf die vorbeihuschenden Telegrafmasten. Die heimatliche Erde entfernte sich immer mehr. Ich spürte einen großen Wattekloß im Hals und konnte ihn nicht hinunterwürgen.

»Ostarbeiter«

Langsam schleppte sich der Zug über die Schienen. Die Waggons schaukelten unbarmherzig und quietschten in den Kurven. Ich saß deprimiert auf meinem Kofferchen unweit der Tür. Meine Leidensgefährten diskutierten lebhaft über Deutschland. Ich beteiligte mich nicht an ihrem Disput. Ich war einer der Jüngsten, hörte dem zu, was die Älteren sagten, die erfahrener waren als ich. Plötzlich fuhr der Zug langsamer. Zu beiden Seiten der Schienen erstreckte sich dichter Wald. Wir waren in der Gegend von Molodetschno.

»Der Lokführer hat Angst, daß man den Zug sprengen könnte. Hier operieren Partisanen«, sagte Andrej Alchimionek. Sein Bruder war bei der Armee. Er wußte mehr als wir.

Der Zug ließ den Wald hinter sich und gewann wieder an Geschwindigkeit. Am Abend gelangten wir nach Grodno. Dort mußten wir uns ausziehen und unsere Kleidung und alle Gegenstände zur Dampfdesinfektion abgeben. Erst am nächsten Tag ging die Fahrt weiter. Hinter Belostok (heute Bialystok) passierten wir die Grenze der Belorussischen Sowjetrepublik. Wir gelangten in die polnischen Gebiete.

»Vor dem Krieg«, sagte Andrej Alchimionek, ein Belorusse, »haben uns die polnischen Lehrer immer erzählt, daß in Polen alles besser sei als in den Ostgebieten beziehungsweise in Belorußland.«

Alle drängten sich an die Tür und blickten neugierig hinaus. Wir kamen an Feldern, Dörfern und Wäldern vorbei.

»Sie unterscheiden sich durch nichts von Belorußland«, stellte Joziuk Daledzionek, auch ein Belorusse, fest. »Nur Obstgärten gibt es wenig.«

»Lauter Häuser ohne Schornsteine«, fügte Andrej Alchimionek hinzu. »Bei uns hat jedes zweite Vorwerk ein großes Haus mit zwei Räumen, mit einem Flur und schönem Windfang. Es gibt Ställe, eine Vorratskammer, einen großen Heuschober und eine Dampfsauna.«

»Man weiß nicht, ob es überall so ist wie hier«, mischte sich Mieczek Simankowicz ein, der immer behauptete, Pole zu sein, obwohl sogar vor dem Krieg in seiner Familie Belorussisch gesprochen wurde. Sowohl er als auch die anderen Polen waren enttäuscht, seit der Kindheit hatten sie ihr Bild von Polen als etwas unendlich Vollkommenes idealisiert.

»Warum bist du besorgt?« Andrej Alchimionek klopfte ihm auf die Schulter. »Was bist du schon für ein Pole? Du bist Belorusse katholischen Glaubens. Die Priester haben euch gesagt, daß jeder Katholik ein Pole sei. Katholiken aber gibt es auf der Welt viele, und nicht jeder ist Pole.«

»Ich bin Pole«, verkündete Mieczek fest. »Und ich werde Pole bleiben!«

Ich beteiligte mich nicht an diesem Streit. Sie alle – sowohl der Belorusse Daledzionek als auch der Pole Kierski – waren mir stets freundlich gewesen. Beantworteten doch viele die Frage, wer sie sind, mit den Worten: Wir sind Hiesige – und das stimmte. Im

Gymnasium haben wir Polnisch gelernt. Zu Hause sprachen wir Belorussisch, Polnisch und Russisch, am meisten jedoch Belorussisch. Ich hatte mir nie Gedanken darüber gemacht, wer wer ist. Nun dachte ich darüber nach, wer ich eigentlich bin. Mein Vater war ein altgläubiger Russe, der auf der Suche nach Brot nach Frankreich ausgewandert war. Ich war damals zwei Jahre alt. Und Mutter? Meine geliebte Mutter hat immer ihre adlige Herkunft aus der Familie der Szadziwski, die ein großes Gut in Lipniki hatten, hervorgehoben. Ich aber war mit einer Bevölkerung groß geworden, die Französisch und nicht Polnisch sprach. Nach der Rückkehr aus Frankreich 1935 hatte ich keine Zweifel: Ich sprach und dachte polnisch. Das wichtigste für mich war aber die Liebe zur Heimat.

In Schlesien (Slask) veränderte sich das Landschaftsbild. Die Schornsteine der Fabriken und Hütten rauchten. Auf den Schächten drehten sich Rädchen. Die Häuser, sogar die der Dörfer, waren aus Stein, mit roten Ziegeln gedeckt. Auf den Stationen vernahm man Polnisch. Kaum hatten wir die ehemalige polnische Grenze passiert und der Transport kam auf das Gebiet Hitlerdeutschlands, da wehte uns schon Fremdheit und Feindlichkeit entgegen. Die verhaßte Sprache wirkte abstoßend.

Der Zug hielt in Oppeln (heute Opole). Ich sprang hinaus auf den Bahnsteig, um im Kochgeschirr Trinkwasser zu holen, denn die Hitze und der Gestank im Waggon waren unerträglich. Ich stillte den Durst, füllte das Kochgeschirr mit Wasser und kehrte in den Waggon zurück.

Der Transport ging ununterbrochen westwärts. Am schlimmsten waren die Nächte. Die Waggonen waren mit Menschen vollgestopft, an Liegen war gar nicht zu denken, wir schiefen Schulter an Schulter gelehnt. Schließlich hielt der Zug auf irgendeiner Station. Auf einer weißen Tafel stand mit großen Buchstaben »Kelsterbach«.

»Aussteigen!« schrie jemand drohend.

In einem solchen Ton erteilte Befehle mußte ich später einige Jahre lang hören.

Die deutschen Aufseher bildeten aus uns eine Dreierkolonne, und bepackt mit Kofferchen, Koffern und Bündeln zogen wir durch die Straßen des Städtchens. Wieder verspürten wir Feindseligkeit. Die Vorübergehenden bedachten uns nicht nur mit unfreundlichen Blicken. Es fielen auch böse Worte.

Die Häuser waren aus Stein, adrett und sauber, oft mit einem Gärtchen voller herrlicher Blumen, mit niedrigen Obststräuchern und sorgfältig gepflegten Gemüsebeeten. Wir bogen in einen schmalen Asphaltweg ein. Nach einer Viertelstunde betraten wir durch ein breites eisernes Tor das Lager. Es war mit Stacheldraht umzäunt. Als unsere Kolonne auf dem Lagerplatz war, fiel das große eiserne Tor krachend zu. Ich spürte es wie eine Peitsche. Ich begriff, daß ich in einer Falle war.

»Vielleicht ist das ein deutsches Bereswetschje?« fragte ich unruhig Mieczek Simankowicz.

»Wir sind doch keine Kriegsgefangenen«, erwiderte er unsicher. Auch ihn hatte Unruhe ergriffen.

Ich sah mich um. Auf dem riesigen Platz erstreckten sich mit schwarzer Pappe gedeckte Holzbaracken. Auf dem sandigen Platz lagen Papierfetzen umher. Es wehte erbarmungslos. Unser Leben unter einer feindlichen Bevölkerung, in Baracken, die mit einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben waren, versprach nicht gerade fröhlich zu verlaufen.

»Woher seid ihr, Brüder?« fragte uns ein junger Mann, der an der Baracke stand. Er trug ein Werghemd, einen handgewebten Anzug und Schaftstiefel.

»Aus Glubokoje, im westlichen Belorußland. Und woher bist du?«

»Aus den Sümpfen von Pinsk, aus dem Polesje, auch aus Belorußland. Hierher hat man viele von uns gebracht.«

»Und wie lebt es sich hier? Was werden wir machen?«

»Ihr meine Brüder! Was ist das für ein Leben hier! Zu essen gibt man uns wenig und schlecht. Meistens eine dünne Kohlrübensuppe. Verrecken kann man. Habt ihr etwas zu rauchen?«

Andrej reichte ihm eine Prise Tabak. Der Mann aus dem Polesje drehte sich eine Zigarette und machte gierig einen Zug.

»Oh, das ist wunderbarer Machorka aus Grodno«, lobte er zufrieden. »Danke schön.«

Die Frauen gingen weiter ins Innere des Lagers. Uns befahl man, die nahe gelegenen Baracken zu belegen. Ich ging mit meinen Kameraden in eine hinein. Ekel ergriff mich. Der Fußboden war schmutzig und voller Unrat, die Luft muffig und bitter von Tabakrauch. An den Wänden befanden sich Holzpritschen. Ohne Strohsäcke. Ich legte meine Sachen auf die Pritsche neben die Kofferchen von Anton Kierski und Mieczek Simankowicz.

»Belegt mir hier einen Platz. Ich geh schnell aufs Klosett«, sagte ich.

Ich fand einen Wasserhahn, wusch den Schweiß vom Gesicht und trank von dem Wasser, das bedeutend schlechter war als das unsere in Soriki. Ich ging zurück in die Baracke. Es war still. Die Jungen lagen in einer Reihe auf den bloßen Brettern der Pritschen, zugedeckt mit Decken, im Häftlingszeug. Sie schliefen tief nach der anstrengenden dreitägigen Fahrt. In der Ecke piff ein komischer spitznasiger Blondschof im Schlaf durch die Zähne. An der Seite rekelte sich irgendein Riese und schnarchte fürchterlich.

Aus dem Loch im Fußboden schob sich vorsichtig der spitze Kopf einer abscheulichen, rötlichen Ratte hervor. Einen Augenblick untersuchte sie das Gelände, schnupperte die Luft und drehte das Bärtchen. Dann kroch sie heraus auf den Fußboden. Sie begann, Futter zu suchen. Ihr folgten eine zweite, eine dritte. Sie haben unseren Speck aufgespürt, diese rachitischen Ratten, dachte ich wütend. Ich stampfte mit dem Fuß auf. Blitzschnell schlüpfen sie in ihr Versteck.

»Was ist los?« Der spitznasige Blondschof schreckte aus dem Schlaf auf.

»Eine Invasion von Ratten«, brummte ich. »Sie wollen uns fressen.«

»Der belorussische Bauer ist fest wie eine Eiche. Sie werden sich an uns die Zähne

ausbeißen«, murmelte der bärenhafte Riese, wobei er offenließ, ob er die Ratten meinte oder jene, die uns hierhergebracht hatten. Ich sank in einen bleiernen Schlaf. Mutter und Vater erschienen mir im Traum. Sie hackten in unserem Wald Brennholz. Die pausbäckige, goldblonde Marysia und der flinke Piotrus sammelten rote, duftende Walderdbeeren. Der Burgberg war märchenhaft grün. Die Stimme eines reizenden Mädchens (ich wußte nicht, wer es ist) sang in einer Mischung von Russisch und Polnisch: Mein Lieber, fahre nicht nach Deutschland, denn das ist ein fremdes Land.

Mißgestimmt wachte ich auf. Eine eigenartige Traurigkeit überfiel mich. Später, viel später wußte ich dann, daß es Sehnsucht nach der Heimat war. Auflehnung gegen die Faschisten wurde wach, hatten sie mich doch zu einem fremden, mir feindlichen Volk gebracht.

Auf der Nachbarpritsche neben Andrej Alchimionek saß der Mann aus dem Polesje. Er war auf eine Machorka aus Grodno gekommen.

»Ihr seid in einem Durchgangslager«, erklärte er. »Alle Ausländer werden hierhergebracht. Alle paar Tage kommen ›Käufer‹ aus den Fabriken und Bauern hierher. Sie kaufen sich Arbeitskräfte. Auch ihr habt die Chance, euch einen Arbeitgeber auszusuchen. Damit ihr Bescheid wißt! Hier im Durchgangslager darf man nur drei Tage bleiben, doch gibt es solche Gerissenen, die sich ganze Wochen herumdrücken. Sie warten auf gute Arbeit.«

»Was für Arbeiten sind es denn?« fragte Anton Kierski.

»Das kommt drauf an. Es gibt die verschiedensten Fabriken: die Rüstungsindustrie, Stahlhütten und Kohlegruben. Am leichtesten ist es, Arbeit auf dem Feld zu bekommen, doch die ist schwer. Die Bauern treiben einen vom Morgengrauen bis zur Nacht zur Arbeit an. Verrecken kann man.«

»Ich will in eine Fabrik, in eine Großstadt«, sagte ich nach einiger Überlegung. Die »große Welt« hatte mich immer gelockt.

»Ich auch«, meldete sich Mieczek Simankowicz. »Bleiben wir zusammen, damit wir in dieselbe Fabrik kommen.«

»Zu dritt werden wir es immer leichter haben«, bekräftigte Anton Kierski. Wir begannen, Pläne zu schmieden, un reale, wie sich später herausstellte.

Gegen zehn tauchte Pawel Kazuch in der Baracke auf, ein Weltenbummler, gebürtig aus einem Nachbardorf von Soriki. Die Leute sagten von ihm, daß er »unter den Polen« nach Belorußland über die grüne Grenze gegangen sei.

»Ich suche euch seit dem frühen Morgen!« rief er. »In der Lagerverwaltung habe ich erfahren, daß ein Transport aus Glubokoje angekommen ist und in ihm Jungen aus unseren Dörfern sind. Seinen Landsleuten muß man helfen. Ich werde euch in einer guten Fabrik unterbringen, wo es leichte Arbeit gibt. Versteckt euch in der Baracke, und geht nicht hinaus, damit man euch nicht in die Hütte oder Grube steckt. Ich werde euch holen.«

Wir dankten ihm. Um die Mittagszeit gab die Küche Mittagessen aus. Wir erhielten

je einen Liter trüber, abscheulicher Brühe. Ich kostete sie und schüttete sie angewidert weg. Ich griff nach den mitgebrachten Vorräten.

»Noch haben wir etwas zu essen. Doch was wird, wenn wir zu ihrer Verpflegung übergehen?« fragte ich beunruhigt.

»In der Fabrik kann es nicht schlecht sein«, bemerkte Anton.

Am Abend verschlechterte sich die Laune. Zum Abendbrot erhielten wir nur je einen halben Liter Malzkaffee ohne Zucker. So verging unser erster Aufenthaltstag in Deutschland.

Am nächsten Tag erschien Pawel Kazuch erst am Abend in der Baracke. Wir überschütteten ihn mit Fragen: Was wird mit uns? Wie lange müssen wir hier warten? Ver-
gißt er uns auch nicht?

»Ihr müßt Geduld haben«, sagte er. »Heute haben sie Leute für die Schwerindustrie und fürs Feld genommen. Ihr braucht keine Angst zu haben, ich denke dran.«

Er verschwand mit einem geheimnisvollen Lächeln.

»Ich wollte ihn fragen, was er hier macht«, sagte Andrej Alchimionek, »traute mich aber nicht. Er treibt sich zuviel bei den Deutschen herum.«

»Sicher ist er hier irgendein Leiter. Nicht einmal in seinem Dorf hat man ihn richtig erkannt. Doch ist es gut, daß er sich um uns kümmert«, wiederholte Anton Kierski seine Meinung. »Immerhin ist er unser Landsmann.«

Nach dem untätig verbrachten Tag konnten wir nicht einschlafen. Die Pritschen waren hart. Aus den Bretterritzen krochen Wanzen hervor und bissen erbarmungslos. Wir zündeten Streichhölzer an und veranstalteten eine Wanzenjagd. Wir jagten die ausgehungerten Ratten, die sich an unserem Gepäck zu schaffen machten. Der Geruch des fetten Specks reizte sie. Es war eine schreckliche Nacht, und wir träumten davon, diese verwanzten, verflochten und verdreckten Baracken so schnell wie möglich verlassen zu können. Gleich nach dem Frühstück kam Kazuch in die Baracke. Er lächelte.

»Nun, Jungs, endlich gibt es Arbeit für euch. Ein ›Käufer‹ aus einer attraktiven Fabrik ist gekommen. Sie stellen dort Teile für Flugzeugmotoren her. Sechzig Mann werden gebraucht. Man wird euch das Drehen beibringen. Es lohnt sich, dieses Fach zu erlernen! Eine leichte, saubere und gut bezahlte Arbeit. Dreher werden immer gebraucht.«

»Wozu soll ich das Drehen lernen?« fragte ich unlustig. »Ich denke gar nicht daran, lange bei den Deutschen zu arbeiten.«

»Meinst du, daß du es besser haben wirst, wenn sie dich in die Grube treiben?« fragte Kazuch empört. »Als Dreher wirst du in einer geheizten Halle arbeiten und die Kurbel drehen. Eine bessere Arbeit findest du in Deutschland nicht.«

»Du wirst es wohl am besten wissen«, sagte Anton Kierski unsicher. »Da kann man nicht die Nase rümpfen. Ich bin einverstanden.«

»Ich gehe mit dir«, erklärte Mieczek.

»Dann gehe ich auch mit euch«, entschloß ich mich resigniert.

Pawel Kazuch brachte uns zum Büro. Ein Deutscher mit einer Brille auf der Nase schrieb unsere Namen auf. Es war ein älterer Mensch, er sah nicht gefährlich aus. Wir holten unsere Sachen aus der Baracke und machten uns über den Asphaltweg auf zur Station. Wir fuhren ungefähr zwei Stunden. Auf irgendeiner Station befahl man uns auszusteigen. Die auf dem Bahnsteig hängende Tafel verkündete mit schwarzen gotischen Buchstaben: »Wetzlar an der Lahn«.

Wir gingen durch die Stadt. Die hohen, mehrstöckigen Häuser gefielen mir. Keiner von uns hatte bisher aus der Nähe eine so schöne Stadt gesehen. Über die breiten Asphaltstraßen eilten Autos, Motorräder und Fahrräder. Auf den Gehwegen drängten sich gut gekleidete Passanten. Die Geschäfte hatten große Schaufenster.

Ich erinnerte mich an Valenciennes und Lille, wo ich in meiner Kindheit gewesen war. »Es ist genau so eine Stadt, wie ich sie in Frankreich kennengelernt habe. Ich bin neugierig, ob auch wir in einem solchen Haus wohnen werden.«

Wir passierten das Zentrum und fuhren auf einer Straße, die zwischen dem träge dahinfließenden Fluß und einer sich steil erhebenden Plateauwand verlief, aus der Stadt hinaus. Hier und dort hoben sich rot aus der Erde hervortretende Felsblöcke ab. Hohe, schöne Robinien rauschten majestätisch. Ungefähr einen halben Kilometer hinter der Stadt gelangten wir durch ein Tor auf einen großen Platz, der mit einem hohen Drahtzaun umgeben war. Darüber war Stacheldraht gespannt. Das Tor wurde von einem hinkenden, alten Invaliden geschlossen. Er hatte ein ausgetrocknetes, knöchiges Gesicht. Die spitze Nase verlieh ihm den Ausdruck eines Raubvogels. Unfreundlich sah er uns an.

»Wir werden in einer Baracke wohnen. Hinter Draht. Also wieder gefangen«, stellte ich verbittert fest.

»Hier gefällt es mir gar nicht«, sagte Mieczek kopfschüttelnd. Aus einer Holzbaracke kam ein Mann mittleren Alters. Breitbeinig stellte er sich hin, die Hände auf die Hüften gestützt. Mit herrischem Blick schaute er uns an.

»Wer spricht deutsch?«

»Ich«, sagte ein schlanker, blonder Lockenkopf. Wir kannten ihn nicht. Er stammte nicht aus dem Kreis Glubokoje. Es zeigte sich, daß er gebrochen Deutsch konnte, was ausreichte, um sich zu verständigen. Er wurde Dolmetscher. Über ihn wies uns der Wachmann an, das Gepäck in die Baracke zu bringen. Dann befahl er uns, einen Strohsack zu nehmen, ihn mit Holzwolle auszustopfen und die Betten zu belegen. Wir machten uns an die Arbeit. In der Baracke gleich neben dem Tor befand sich das Büro. Hier amtierten die Wächter. Ferner waren hier das Magazin und die Küche und in den folgenden Baracken die Unterkünfte für uns Ausländer. Über die ganze Länge der Baracke erstreckten sich in drei Reihen aufgestellte Doppelstockbetten aus Holz. Die Durchgänge waren sehr eng, die Fenster in der Baracke klein und vergittert. Als wir die Strohsäcke hineingetragen hatten, schloß der alte Wachmann die Tür ab.

»Wie Heringe haben sie uns in ein Faß gestopft. Wir werden ersticken. Der Blitz soll sie treffen!« fluchte Anton Kierski wütend.

»Was haben wir davon, wenn die Stadt einigermaßen schön ist, wir aber eingeschlossen sind?« Einmütig verfluchten wir unsere »Arbeitgeber«.

»Ich muß zur Toilette. Was soll ich machen?« fragte Kaziuk Poczopko den Dolmetscher.

»Klopf an die Tür. Sie müssen dir öffnen«, riet jemand, der Älteste unter uns, der sich schon besser auskannte.

Kaziuk begann, gegen die Tür zu pochen. Es kam niemand.

»Hämmere mit ganzer Kraft«, riet der Dolmetscher Waska Michnowicz, der sich schon als unser Vorgesetzter fühlte.

Kaziuk klopfte zunächst mit den Fäusten, dann mit den Füßen. Nichts geschah.

Kaziuk hörte auf zu klopfen und kehrte nach einer Weile auf seine Pritsche zurück.

»Ist es dir vergangen?«

»Dort stand ein Kessel mit einem Deckel. Vielleicht zum Kaffeekochen? Was sollte ich machen? ...« fragte er verlegen flüsternd.

»Da hast du reingemacht?« fauchte Joziuk Daledzionek. »Die Deutschen werden sagen, daß wir Wilde sind.«

»Wenn sie die Tür aufmachen, werde ich den Kessel hinaustragen und auswaschen«, sagte Poczopko demütig.

Es vergingen einige Stunden. Der Wächter zeigte sich nicht. Auf dem Flur versammelten sich einige Jungen. Sie begannen, mit einem aus dem Bett herausgenommenen Brett gegen die Tür zu klopfen. Es dauerte lange, bis der Schlüssel in der Tür knirschte. Ein wütender Wachmann erschien.

»Was ist los?« schrie er aus vollem Hals und griff mit drohender Miene nach der am Gürtel befestigten Pistolentasche.

»Dolmetscher!« rief er, vor Zorn kochend. »Was soll das heißen? Wollt ihr fliehen? Ich werd's euch zeigen, ihr Schweine!«

»Lassen Sie sie bitte auf die Toilette«, murmelte Michnowicz.

»Nach acht wird die Tür immer verschlossen sein! Ihr werdet euch hier ausmachen«, sagte der Wachmann und zeigte mit dem Finger auf den in der Flurecke stehenden Kessel.

»Das wird in der ganzen Baracke stinken«, erwiderte leise der Dolmetscher.

»Solchen Schweinen wie euch schadet das nichts«, knurrte der Wachmann und schloß die Tür ab.

»Und wir glaubten, daß die Faschisten uns als Wilde bezeichnen würden«, meinte Kaziuk. »Schlimmere Barbaren als sie gibt es auf der ganzen Welt nicht!«

Am Abend wurde das Küchenfenster geöffnet. Der Koch im weißen Käppi schaute heraus und rief: »Alle essen kommen!«

Der Essengeruch trieb alle aus den Betten. Lange hatten wir nichts Gekochtes ge-

gessen. Der Wachmann verteilte Löffel und rote Emailleschüsselchen. Mit einem Schöpflöffel gab der Koch heiße Suppe aus.

»Die Suppe ist besser als in Kelsterbach«, stellte Anton fest.

Er aß gierig, ohne den Blick von der Schüssel zu wenden.

»Sie müssen uns gut füttern. Wir werden schließlich arbeiten«, sagte Mieczek.

»Es ist wenig«, sagte Maksim Olechnowicz, der an ein Skelett erinnerte. Er schob dem Koch die Schüssel hin und deutete ihm mit einer Handbewegung an, daß er ihm Nachschlag geben solle.

»Nein«, entschied der Koch. Ablehnend schüttelte er den Kopf. »Mehr gibt es nicht.«

»Was sagt er, Waska?« fragte Maksim den Dolmetscher.

»Geh vom Fenster weg, du Schaf!« brüllte Waska.

Er war schon wer, warf sich schon in Positur.

Am nächsten Tag wurde um fünf Uhr früh geweckt. Wir bekamen je zweihundertfünfzig Gramm Brot und einen halben Liter ungesüßten Malzkaffee. Gleich nach dem Frühstück kam der Wachmann. Brüllend zeigte er auf die Tür.

»Hinaus auf den Platz! Zu dritt aufstellen«, übersetzte diensteifrig Waska Michnowicz.

Ich schloß mich der letzten Dreierreihe an. Der Wachmann schrieb der Reihe nach unsere Namen auf.

»Achtung!« rief Waska Michnowicz. »Jeder von euch hat in dieser Reihenfolge eine Nummer erhalten. Ihr müßt sie deutsch lernen und behalten. Man wird euch nicht mit dem Namen, sondern mit der Nummer rufen. Verstanden?«

So hörten wir auf, Menschen zu sein, und wurden zu Nummern. Der alte Wachmann mit dem Vogelgesicht, Festerling, gab uns viereckige hellblaue Stoffstücke mit einem weißen Rand. In der Mitte stand groß geschrieben: »OST«.

»Ihr seid Ostarbeiter«, erklärte er. »Ihr müßt euch das auf die Kleidung nähen, und zwar auf die linke Brustseite, und nirgends dürft ihr euch ohne dieses Zeichen sehen lassen.«

Wir machten uns daran, die blauen Lappen an unsere Jacken zu nähen. Die Jungen verfluchten die Deutschen ganz offen. Festerling hielt sich unter uns auf, doch verstand er zum Glück nicht die Flüche, mit denen er bedacht wurde. Jeden Augenblick berührte er demonstrativ die an einem breiten Koppel hängende Pistolentasche. Schließlich stellten wir uns zu dritt den Nummern entsprechend auf.

Festerling hinkte zum Tor und öffnete es. Der Dolmetscher stand vor dem Büro in Gesellschaft von zwei weiteren Wachleuten und stimmte ihnen irgendwie eifrig zu. Schließlich kehrte er zu uns zurück.

»Wir gehen jetzt zur Fabrik«, sagte er. »Durch die Stadt müßt ihr wie Soldaten in einer disziplinierten Kolonne gehen. Und daß es niemand wagt, aus der Reihe zu treten.«

So machten wir uns unter der Aufsicht von Wachleuten, die mit Pistolen bewaffnet waren, auf den Weg. Die Fabrik befand sich im Stadtzentrum. Durch ein eisernes Tor

traten wir in einen großen Hof. Zwei riesige viergeschossige Gebäude dröhnten. Alle Stockwerke waren, obwohl es Tag war, beleuchtet. Einige Männer kamen aus dem Büro auf uns zu. Es waren die Meister und der Leiter.

Sie schauten uns an, beurteilten uns nach dem Aussehen. Ich erinnerte mich dabei an den Pferdemarkt zu Glubokoje. Ich kam in die Dreherei. In der Halle standen Reihen der verschiedensten Drehbänke. Deutsche Arbeiter in blauen Monteuranzügen drehten Einzelteile aus Eisen, Aluminium, Kupfer und Bronze. Der Meister brachte mich zu einer Drehbank, die fast am Ende der Halle stand. An ihr arbeitete ein kümmerlich aussehender Mann, er war mittelgroß, mit eingefallenem Brustkorb. Ich sah mir die Maschine an. Es war eine lange, fast neue Drehbank. Ihre Stahlteile glänzten wie ein Spiegel. Der Kopf mit der in seinen Backen befestigten Metallstange wirbelte wie ein Flugzeugpropeller. Das scharfe, harte Messer schnitt aus ihr, indem es sich zischend in das Metall hineinfraß, bläuliche, sich wie eine Schlange drehende, federnde, heiße Späne. Eine weiße, milchige Flüssigkeit, die aus dem Metallrohr floß, ergoß sich als dünner Strahl auf den Spanplatz. Der Motor der Drehbank dröhnte; das vermischte sich mit dem Getöse Hunderter anderer in der Halle arbeitender Motoren. Der gebrechliche Dreher schnitt sorgfältig das Stück ab, säuberte es mit einem starken, zischenden Strahl Preßluft aus der Pistole und hielt die Drehbank an. Der Meister nahm das Stück aus seiner Hand und legte den Meßschieber an.

»Gut«, lobte er, »sehr gut.«

Er zeigte auf mich und sagte erneut etwas.

»Du wirst hier arbeiten«, wandte sich der Meister an mich.

»Ich kann nicht drehen«, antwortete ich.

Einfache, langsam ausgesprochene Sätze verstand ich ohne weiteres.

»Du verstehst Deutsch?« fragte der Meister verwundert. »Das ist sehr gut. Du wirst die Drehbank saubermachen, rundherum ausfegen. Wirst ihm bei der Arbeit zusehen«, er zeigte auf den Dreher. »Du mußt lernen, an der Drehbank zu arbeiten. Hast du verstanden?«

»Ja«, antwortete ich ohne Enthusiasmus.

»Wo hast du Deutsch gelernt?«

Die beiden blickten mich neugierig an.

»In einer russischen Mittelschule.«

»Sehr gut! Sehr gut!« Der Meister freute sich. »Wie ist dein Vorname?«

»Thomas«, sagte ich mit französischem Akzent.

»Das ist ein deutscher Vorname«, stellte der Meister befriedigt fest. »Ruf deine Kameraden und sag ihnen, was sie an den Drehbänken zu machen haben.«

Ich wiederholte den Kameraden das, was mir mein erster Chef in der Gefangenschaft aufgetragen hatte. Ich sagte, daß die Arbeit nicht schwer ist, daß wir mit den Drehbänken schon irgendwie klarkommen werden.

Ich kehrte an meine Drehbank zurück und schaute der Arbeit des gebrechlichen Dre-

hers, eines »Übermenschen«, zu. Ich muß zugeben, daß er fleißig und überaus exakt war.

Um zwölf Uhr war Mittagspause angesetzt. Die Deutschen schalteten die Drehbänke ab und begaben sich in die Werkküche im vierten Stock. Ein angenehmer Duft von Erbsensuppe kam von dorthier. Bereitwillig folgten wir ihnen. Doch gleich verflogen unsere Illusionen. »Nicht hineingehen! Die Werkküche ist nur für Deutsche«, sagte der Dolmetscher. Wir gingen in den uns zugewiesenen Raum. Wir waren sehr hungrig. In der Tür erschien der hinkende Festerling.

»Vier mit mir in die Küche, Suppe holen«, sagte er, boshaft lächelnd. Dieses Lächeln kündigte nichts Gutes an. Vier Freiwillige traten hervor, sie kamen mit zwei Kesseln Suppe zurück. Wir drängten uns an den Kessel.

»Aufstellen!« brüllte Festerling. Wir stellten uns auf, und Festerling begann, die Suppe in die Schüsseln zu füllen. Es war nicht die Erbsensuppe, die uns mit ihrem Duft so angezogen hatte. Der Gestank unserer Suppe rief vielmehr Brechreiz hervor. Es war eine wäßrige Brühe, in der ein paar Kohlrübenstückchen schwammen.

»Bei uns füttert man die Schweine besser!« sagte ich fluchend. »Ich schütte den Dreck weg.«

»Willst du verhungern?« Maksim Olechnowicz aß gierig. »Wir müssen das essen, was man uns gibt.«

Ich zwang mich zum Essen und schlang die ganze Portion hinein.

Nach der Mittagspause gingen wir wieder an die Arbeit. Punkt achtzehn Uhr verließen wir die Fabrikhalle. Müde, ausgehungert, mit dem erniedrigenden Abzeichen »OST« auf der Brust, zogen wir in einer Kolonne durch die Straßen der Stadt. Wieder führten uns bewaffnete Wachleute. Auf dem Bürgersteig vorübergehende Menschen sahen uns verächtlich, mit offener Feindseligkeit an: Ein vielleicht siebenjähriger Junge spuckte in unsere Richtung. Wir begriffen nicht, woher dieser Haß kam. Niedergeschlagen kamen wir im Lager an. Wir wuschen uns flüchtig und stellten uns nach dem Abendbrot an. Wir bekamen je einen halben Liter dünner Suppe mit ein paar Kartoffeln auf dem Boden der Schüssel. Ich wurde immer hungriger, nahm einen Zwieback aus der Tasche, warf ihn in die Suppe und aß mit einem Wolfshunger. Er schmeckte mir besser als die beste Torte.

Nach dem Abendbrot ging ich mit Anton Kierski und Simankowicz hinaus auf den Appellplatz. Ein hoher Drahtzaun trennte uns von der Straße. Gleich nebenan verliefen die Eisenbahngleise. Dahinter erstreckten sich Felder, und noch weiter waren die roten Gebäude eines Dorfes mit einem spitzen Kirchturm zu sehen. Wir standen am Zaun und blickten mit großer Sehnsucht in die verlorene Freiheit hinaus. Autobusse fuhren die Straße entlang, und vom Dorf her radelten junge Mädchen in geblühten Kleidern heran.

»Vielleicht verabreden wir uns zu einem Rendezvous?« scherzte Mieczek.

»Wenn man uns weiter so füttert, dann werden wir in einem Monat ins Grab und nicht zum Stelldichein gehen«, antwortete ich.

Mauersegler mit dunkelblauen, glänzenden Flügeln flogen auf der Jagd nach Insekten flink durch die Luft. Doch der Himmel war trübe, grau, nicht so, wie er im Sommer um Glubokoje immer war. Weltschmerz bedrückte Stärkere als mich. Ich gehörte zum »Zugang«, war ein Lagerneuling.

Am Sonntag schrieb ich den ersten Brief an die Eltern. Ich teilte ihnen mit, daß ich gesund bin, daß man mir das Drehen in einer Fabrik für Flugzeugmotoren beibringt, daß diese Fabrik in Wetzlar an der Lahn ist, nicht weit entfernt von Frankfurt am Main; die Fabrik trägt den Namen Firma Pfeiffer Apparatebau, G.m.b.H. Ich klagte nicht über Hunger, wollte sie nicht betrüben.

Zu dritt saßen wir auf Hockern, die vor der Baracke aufgestellt waren, und sahen zu, wie die Menschen draußen die Straße entlangspazierten. Unser Lager lag unmittelbar hinter der Stadt. Man nannte es Taubenstein. Gegenüber unserer Baracke stand gleich hinter der Einzäunung ein zweistöckiges Steinhaus. Dort wohnten französische Kriegsgefangene. Ich hatte ihnen einige Male etwas zugerufen, doch sie hatten es nicht gehört. Ich mußte aufpassen, daß mich dabei nicht die Wachleute erwischten. Ich schaute zum Fenster des Hauses, in der Hoffnung, Kontakt herstellen zu können. Ich überlegte, ob sie wohl am Sonntag arbeiten. Schließlich erschienen am Nachmittag im Fenster junge Gesichter. Männer winkten uns zu. Wir antworteten ihnen. Ich ging an den Zaun. Schon lange hatte ich keine französischen Worte mehr gehört. Ich sehnte mich nach Frankreich, das das Land meiner Kindheit war, mein zweites Vaterland. Dort hatte ich lesen und schreiben gelernt. Dort hatte ich mit den Eltern in Wohlstand gelebt. Ich mochte die Franzosen. Wie gern hätte ich mit ihnen gesprochen,

»Guten Tag, meine Herren«, rief ich, »wie geht es Ihnen?« »Irgendwie muß es gehen«, erwiderte einer von ihnen. »Und bei dir?«

»Kameraden«, rief ein zweiter Franzose, indem er sich an seine Landsleute wandte, »einer von denen aus dem Osten spricht Französisch!«

»Bei uns ist es sehr schlecht!« rief ich. »Wir sind ständig hinter Stacheldraht, arbeiten zwölf Stunden am Tag.«

»Und wie ist das Essen?«

»Abscheulich! Wir haben ständig Hunger.«

»So behandeln sie alle Fremdarbeiter«, rief mein französischer Gesprächspartner zurück. »Wir bekommen auch nicht viel zu essen, aber wir haben Päckchen vom Roten Kreuz. Welcher Nationalität seid ihr?«

»Polen und Belorussen.«

»Fang auf!« rief der französische Kriegsgefangene, holte aus und warf mir ein Päckchen Zigaretten Marke »Gauloises« zu. Und dann noch zwei. Ich hob sie rasch auf, achtgebend, daß der Wachmann nichts sah.

»Sag deinen Kameraden, daß das von den französischen Kriegsgefangenen ist. Grüß sie von uns. Wir müssen zusammenhalten.«

»Merci!« rief ich, anscheinend zu laut, denn aus dem Büro kam ein aufgeschreckter Wachmann heraus.

»Es ist nicht erlaubt, mit den französischen Gefangenen zu sprechen.« Er drohte mir mit der Faust. »Geh weg dort, sonst mach' ich Meldung.«

Ich war stolz, daß meine Kameraden mein Gespräch mit den Franzosen mit angehört hatten. Ich freute mich, daß die Franzosen uns Wohlwollen entgegenbrachten. Das gab Zuversicht. Wir waren hier nicht allein. Ich bot allen Zigaretten an. Wir waren sechzig, jeder bekam eine. Meinen Anteil trat ich Anton ab.

Unser Leben verlief monoton und traurig. Am frühen Morgen gingen wir mit fast leerem Magen in die Fabrik. Dort schufteten wir zwölf Stunden und kehrten in die Baracke zurück, wo wir eingeschlossen wurden. Der Hunger quälte uns unbarmherzig. Wir sehnten uns nach den Eltern und der Freiheit. Die Deutschen übertrugen uns schrittweise selbständige Arbeiten, allerdings immer unter der strengen Kontrolle des Meisters. Es war eine Illusion, zu glauben, daß wir ohne Begleiter zur Arbeit gehen könnten und daß man uns erlauben würde, am Sonntag in der Stadt spazierenzugehen.

»Wir müssen uns dafür einsetzen«, entschied Mieczek Simankowicz eines Sonntags. »Laßt uns zur Torwache gehen.«

Wir gingen zusammen.

»Heute ist so schönes Wetter, lassen Sie uns bitte einen Spaziergang in die Stadt machen«, sagte ich so höflich wie möglich.

»In die Stadt?« fragte Festerling in verärgertem Ton. »Nein! Ihr dürft nicht Spaziergehen!«

Von der Baracke kam der Dolmetscher Michnowicz.

»Was treibt ihr euch hier herum?« rief er böse. »Was wollen sie?« wandte er sich auf deutsch unterwürfig an Festerling. Der blickte ihn mit unverhohlener Mißachtung an und wandte sich an mich:

»Sag ihm, was ihr von mir wollt.«

»Er versteht nicht Deutsch«, erklärte Wasyl.

»Er versteht es besser als du.«

Der Deutsche lachte.

»Ohne mein Wissen hast du kein Recht, dich an die Wachleute zu wenden. Hast du verstanden?« brauste Wasyl wütend auf.

»Ich habe den Wachmann gebeten, uns Spaziergehen zu lassen.«

»Vielleicht würden wir hübsche Mädchen kennenlernen...«, lenkte Anton ein.

»Auf Mädchen hat er Appetit! Merke dir ein für allemal: Ein Ausländer darf nicht mit einer Deutschen gehen. Wenn man euch erwischt, wirst du öffentlich aufgehängt,

der Deutschen aber schneidet man die Haare ab und locht sie ein. Sie nennen das »Rassenschande«.

»Aber hier müssen irgendwo unsere Mädchen sein. Sie sind doch zusammen mit unserem Transport gekommen.«

»Sie sind auch eingesperrt wie wir.«

Festerling hörte der Diskussion mit gehässigem Lächeln zu.

»Es ist sehr langweilig, tagelang hinter Stacheldraht zu sitzen, Herr Wachtmeister«, versuchte ich es noch einmal. »Sie sind doch ein menschlicher Chef.«

»Es ist Krieg. Bald wird Stalin kaputt sein, dann wird der Krieg zu Ende gehen«, erwiderte Festerling, der keine Gelegenheit ausließ, um zu bemerken, daß Hitler den Krieg gewinnen werde.

Eines Tages, als wir so am Zaun saßen, hörten wir ein auf polnisch geführtes Gespräch. Auf dem Asphaltweg kamen vom Dorf her vier Jungen. Auf der Brust trugen sie ein violettes »P« auf gelbem Grund.

»Seid begrüßt, Jungs!« rief ich.

Sie blieben neugierig stehen. In der Fremde Landsleuten zu begegnen, war immer ein Erlebnis.

»Wir sind aus Belorußland«, rief ich und erzählte, wie man uns behandelt.

»Fordert, daß man euch in ein polnisches Lager bringt«, riet der Landsmann. »Wir dürfen durch die Stadt spazieren. Wir arbeiten beim Bauern. Hungern eigentlich nicht. Die Polen haben es besser. Bemüht euch, daß ihr in unser Lager kommt.«

»Wie sollen wir das machen?« fragte Mieczek Simankowicz.

»Geht zum Arbeitsamt.«

»Die Wachleute lassen uns nicht.«

»Dann geht zum Direktor eurer Fabrik.«

Wasył Michnowicz fanden wir Karten mischend am Tisch. Ich wiederholte ihm das Gespräch mit Landsleuten von der anderen Seite des Stacheldrahtes.

»Was geht mich das an? Das ist eure Angelegenheit.« Er hob geringschätzig die Schultern und begann geschäftig, die Karten auszugeben.

»Du bist aber unser Dolmetscher. Geh zum Fabrikdirektor und erkläre ihm, daß wir Polen sind, Polen werden besser behandelt. Vielleicht gibt man uns dann besseres Essen.«

Um uns versammelten sich immer mehr Kameraden.

»Wasylek, erklär das dem Direktor«, sagten sie, »wir verrecken hier vor Hunger! Du genießt doch bei ihnen Ansehen.«

Wasył hörte nicht auf, Karten zu verteilen.

»Und ich sage euch im voraus, daß der Direktor damit nicht einverstanden sein wird.«

»Wasylek, drück dich nicht, und setze dich für uns ein!« In den Stimmen der Kameraden war schon eine Drohung zu spüren.

»Gut, ich werde mit ihm reden«, brach Wasyl die Diskussion ab. Er war böse. Trotz des Versprechens verschob er die Intervention von einem Tag auf den anderen. Die Hoffnung auf eine Verbesserung der Lage wurde immer geringer. Eine Woche war vergangen, und wir verfluchten – ständig hungrig – unser Schicksal. Michnowicz erschlich sich die Gunst der Deutschen. Er saß mit dem Koch in der Küche, verputzte Suppe mit Brot, bekam Margarinestückchen, aß immer die besseren Happen aus unserem gemeinsamen Kessel. Er mästete sich auf unsere Kosten. Man sah, daß er sich beim Direktor nicht unbeliebt machen wollte. Zwischen Wasyl und den übrigen Bewohnern der Baracke tat sich eine Kluft auf. Die Menschen fürchteten sich, ihm offen ins Gesicht zu sagen, was sie von ihm hielten, doch er spürte diese Feindseligkeit.

Ständig hungrig, mich kaum auf den Beinen haltend, drehte ich Aluminiummuttern. Das tat ich wie ein Automat. Diese gedankenlose, verfluchte Arbeit widerte mich an. Ich sah keinerlei Chance. Apathie überfiel mich.

Eines Tages händigte mir der Meister einen Brief von zu Hause aus. Zitternd vor Ungeduld riß ich das Kuvert auf. Mama schrieb mit schöner, deutlicher Schrift, daß zu Hause alle gesund sind, sich nach mir sehnen und sich um mein Schicksal sorgen. Sie fragte, wie ich lebte, wann ich nach Hause zurückkäme. Rührung ergriff mich, Wehmut drückte mir die Kehle zu, Tränen traten mir in die Augen. Trotz Anstrengungen gelang es mir nicht, die Tränen zurückzuhalten. Der Meister kam zu mir.

»Warum weinst du, Thomas?« fragte er besorgt.

»Ich will nach Hause«, sagte ich. »Hier bin ich ständig hungrig.«

»Ist das so?«

Der Meister machte ein verwundertes Gesicht, als ob er nicht wüßte, wie man uns verpflegt. »Du mußt verstehen, Thomas, daß Krieg ist, und Krieg ist nicht gut.« Er schüttelte den Kopf und ging weiter ins Innere der Fabrikhalle.

Ich blieb sitzen, ohne etwas zu tun, und niemand untersagte es mir. Nach einer Weile öffnete sich die Tür zum verglasten Büro des Produktionsleiters Graber. Der Meister erschien und winkte mich heran. Ängstlich ging ich hin. Ich dachte, der Leiter würde mich herunterputzen.

Graber durchbohrte mich mit seinen kleinen Augen.

»Setz dich«, sagte er unerwartet mild. »Schämst du dich nicht? Man darf nicht weinen ... Hier wird gearbeitet!«

Ich sah ihm in die Augen.

»Ich kann nicht arbeiten, habe keine Kraft! Seitdem ich hier bin, habe ich mich nicht ein einziges Mal satt gegessen! Ich will zu meinen Eltern fahren. Nach Hause!«

Graber blickte mich an, sein Gesicht war versteinert. Wohlwollen erwartete ich nicht. Ich rechnete mit einem Schlag ins Gesicht, wie es bei den Meistern Brauch war. Doch der Schlag fiel nicht. Graber griff nach einer Ledermappe, nahm ein Päckchen heraus und gab es mir.

»Da hast du. Iß und mach dich an die Arbeit«, sagte er. Sein Blick war streng, das Gesicht weiterhin wie versteinert.

Ich wickelte das Papier auseinander und traute meinen Augen nicht; es war Weißbrot mit Margarine und Wurst, auf das ich mich gierig stürzte.

Warum hat er mir Brot gegeben, dachte ich. Soll das heißen, daß sein Herz noch nicht vollkommen versteinert ist? Ich beschloß, das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist.

»Herr Leiter«, sagte ich, »der Meister verlangt, daß wir die Norm erfüllen. Wir sind aber hungrig und haben keine Kraft. Wenden Sie sich bitte an die Direktion, damit man uns besseres Essen gibt.«

»Sag du deinen Kollegen, daß sie besser arbeiten sollen«, erwiderte Graber. »Wenn ihr die Norm erfüllt, dann werde ich mich an die Direktion wenden, damit man euch besseres Essen gibt. Und jetzt geh an die Arbeit, du mußt die versäumte Zeit nachholen.«

Ins Lager zurückgekehrt, wiederholte ich den Kameraden das Gespräch mit Graber und sein Versprechen. Die Meinungen waren geteilt. Freundlichkeit oder List? Die meisten waren der Ansicht, daß er uns auf diese Weise zur Normerfüllung zwingen will. Die Verpflegung im Lager wurde nicht besser. Der Hunger nagte ständig im Magen, ich stellte fest, daß mein ewig leerer Bauch mir immer mehr ans Kreuz wuchs.

Eines Tages benannte der Koch Jungen für die Küchenarbeit.

»Du auch, Thomas. Ihr werdet Kartoffeln schälen. Wenn ihr eure Arbeit gut macht, erhaltet ihr je eine Schüssel Suppe.«

Ich machte mich fleißig an die Arbeit. Der Koch war zufrieden. Er klopfte mir auf die Schulter.

»Bring die Schalen hinaus auf den Abfallhaufen«, befahl er. Als ich den Eimer entleerte, bemerkte ich, daß mit den Schalen auch einige Kartoffeln herausfielen. Ich vergrub sie neben dem Abfall. Der Koch füllte jedem von uns die Schüssel voll Suppe. Wir stürzten uns auf sie wie hungrige Wölfe auf eine Schafherde.

»Jetzt geht in die Baracke, um mit allen Mittag zu essen«, sagte der Koch.

Am nächsten Tag erinnerte ich mich, von der Arbeit gekommen, an die versteckten Kartoffeln. Das war kein großer Schatz, denn in der Baracke gab es keinen Ofen. Ich hätte auf dem Platz ein wenig Holz sammeln und sie im Feuer backen können, doch hatte ich Angst vor den Wachleuten und vor Spitzeln. Man hätte sagen können, daß ich die Kartoffeln gestohlen habe ... Der Hunger siegte über den Verstand. Ich grub eine Kartoffel aus, wusch und schälte sie. Den inneren Widerstand überwindend, biß ich ein Stückchen ab. Ich begann zu lutschen. Im Mund hatte ich einen Brei, aus dem man hätte Kartoffelpuffer backen können. Ich wollte ihn hinunterschlucken, doch der Magen protestierte. Ich brach alles aus und hungerte weiter.

Eines Tages fand ich neben der Tür zum Lebensmittellager einen ziemlich großen

Kohlkopf. Also etwas Eßbares. Ich durchschnitt ihn mit dem Taschenmesser, er war weiß und saftig. Ich schnitt das Innere heraus und begann gierig zu essen. Ehe ich mich versah, hatte ich eine Hälfte des Kohlkopfes verschlungen. Ich hätte nie gedacht, daß roher Kohl so ausgezeichnet schmecken konnte! Die andere Hälfte versteckte ich im Schrank. Wenn ich nicht krank werde, esse ich sie morgen, dachte ich, fast gesättigt. Ich wurde nicht krank. Immer öfter trieb ich mich nach Arbeitsschluß bei der Küche herum in der Hoffnung, daß es mir gelingt, etwas Gemüse aufzutreiben.

Eines Tages bemerkte ich, daß Michal Kozolup, ein großer, dünner Lulatsch, sich mit einer Leiter auf der Schulter irgendwohin stahl. Ich folgte ihm. Kozolup stellte die Leiter an die Wand und stieg hoch. Ich wartete geduldig. Als er die Leiter an ihren Ort zurückgebracht hatte, wiederholte ich sein Manöver. Im oberen Teil des Lagers konnte man zwei Bretter in der Decke anheben. Durch die Öffnung gelang es mir, zwei große Kohlköpfe herauszunehmen und vier Tage lang zu schmausen. Das nächste Unternehmen gelang nicht mehr. Der Kohlhaufen war so klein geworden, daß man nicht mehr an ihn heranreichte.

Ich beschloß, krank zu werden. Ich träumte davon, daß es einem Kranken erlaubt sein würde, nach Hause zurückzukehren. Zu diesem Zweck sammelte ich viele Ranunkelblätter und zerrieb sie in den Händen zu Brei. Ich zog den rechten Schuh aus. Um die Haut zu verletzen, begann ich, mit den Nägeln leicht die Sohle an der Stelle zu kratzen, an der die Innenwölbung zur Ferse beginnt. Ich trug den Brei aus den Ranunkelblättern auf und umwickelte den Fuß mit einem Lappen. Nach zwei Tagen bildeten sich auf dem Fuß große, mit einer gelblichen Flüssigkeit gefüllte Blasen. Es schmerzte nicht, doch ich begann zu hinken. Ich begab mich zum Arzt, der das Bein besah.

»Was hast du dir getan?« fragte er verwundert. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, doch der Arzt sagte es mir selbst: »Du hast dich sicher verbrannt?«

»Jawohl. Ich kann nicht gehen«, log ich.

»Wie ist das passiert?« fragte der Arzt noch einmal. »Das ist eigenartig...«.

»Ich habe Kaffee in einem großen, schweren Topf getragen. Dabei habe ich mir etwas aufs Bein gegossen.«

Er schrieb mich krank. Schwester Klara, eine hübsche und sympathische Betriebschwester, verband mir den Fuß sorgfältig und brachte mich im Krankenrevier unter.

»Du mußt im Bett liegen«, befahl sie mir, mit dem Finger drohend. Dabei lächelte sie gutmütig. Sie gefiel mir. Wir hatten sie alle gern, sie erhob sich nie über uns.

Den ersten Tag im Krankenrevier verbrachte ich ruhig. Ich ruhte mich in der wohlthuenden Stille nach dem ständigen, die Nerven erschöpfenden Getöse der Maschinen in der Fabrik und dem bis in die späte Nacht anhaltenden Lärm in der Baracke aus. Die physische Ermüdung ging bald vorüber, aber die Därme spielten um so eindringlicher ihren Marsch. Als ich in der Baracke war, hatte ich so manches Mal gedacht, daß es gut wäre, über den Stacheldraht zu steigen und sich über die schön gepflegten Gärten herzumachen. Das wäre kein Diebstahl gewesen, sondern einfach ein Ausgleich für die

Hungermahlzeiten im Lager Taubenstein. Jetzt befand ich mich außerhalb des Stacheldrahts. Nicht einmal die Wachleute beaufsichtigten mich. Ich machte mich insgeheim über sie lustig. Bereits am zweiten Tag meines Aufenthalts im Krankenrevier beschloß ich, meine mir hier gebotenen Chancen zu nutzen. Ich mache einen Versorgungsvorstoß, und zwar heute Nacht, beschloß ich.

Langsam hörte der Betrieb im Lager auf. Auch auf der Straße waren immer seltener die Schritte der Vorübergehenden zu vernehmen. Ich wartete noch ein bißchen. Jetzt war ich sicher, daß die ganze Umgebung schlief. Leise wie eine Katze schlich ich mich aus der Krankenstube. Ich ging hinunter ins Parterre. Die Haustür war offen, vorsichtig blickte ich hinaus – es war keine Seele zu sehen. Raschen Schrittes machte ich mich auf. Der aus den Wolken hervorschauende Mond zeigte mir den Weg. In weiter Ferne erblickte ich eine Baumgruppe. Dort waren Schrebergärten. Ein Hindernis stellte sich in den Weg, ein hoher Drahtzaun. Damit komme ich schon klar, dachte ich.

Ich war daran gewöhnt, jegliche Mühen und Unbequemlichkeiten zu ertragen. Als ich barfuß durch den dichten Wald den Kühen nachgelaufen war, hatte ich mir so manches Mal ordentlich den Fuß an einem Stacheldraht oder an einem scharfen Stein verletzt. Damals hatte ich mir eine Handvoll zerriebener Schafgarbenblätter auf die Wunde gelegt, um das Blut zu stillen, und war weitergelaufen. Seit meiner Kindheit war ich gern auf Bäume gestiegen und hatte Haselnüsse oder Obst im Garten von Großvater Sysojewicz gepflückt. Jetzt kam mir das zugute. Mit der Wendigkeit eines Katers kletterte ich am Zaun hoch, sprang ab und war im Garten. Doch die niedrigen Apfelbäume hatten keine Früchte mehr. Ich kroch durch den Zaun in einen anderen Garten. Auch hier gab es kein Obst mehr. Ich fing an, Möhren in den Beeten zu suchen. Es gab keine. Alles ist bereits abgeerntet, dachte ich bekümmert. Ich begann, die anderen Schrebergärten zu durchsuchen. Umsonst. Mutlos setzte ich mich ins Gras. Es hat nicht geklappt! Verflucht!

Der Mond, lächelte mich aus den Wolken an. Im Mondlicht glänzten runde Früchte, die an den Zweigen eines nahen Baumes hingen. Er war hoch und hatte einen dicken Stamm. Ich nahm den Gürtel ab, schlang ihn um die Füße und kletterte so am Baumstamm hoch. Es war ein Birnbaum, eine herrliche späte Sorte, saftig und sehr schmackhaft. Nie zuvor hatte ich so vortreffliche Birnen gegessen.

Ich beschloß, Birnen mitzunehmen. So schüttelte ich einige Zweige. Es ertönte das dumpfe Echo der zu Boden fallenden Birnen. Ich hielt den Atem an, doch es war nur der Wind, der in den Blättern rauschte. Ich ließ mich vom Baum herab. Es war viel Obst, und ich hätte es nicht unter der Jacke untergebracht. Ich zog die Feldbluse aus, die ich als Oberbekleidung trug, band die Ärmel und die untere Hälfte zu, und schon hatte ich einen Beutel. Ich tat die Birnen hinein. Ich quälte mich, um mit meiner Beute durch den Zaun zu kommen. Ich trug sie durch die Felder, ohne jemandem zu begegnen. Vor dem Lager verlangsamte ich den Schritt. Vielleicht haben die Wachleute meine Abwesenheit entdeckt, dachte ich. Ich versteckte den Beutel mit den Birnen im

Gebüsch. Leise gelangte ich ins Krankenrevier. Die Korridore waren leer, auch im Krankenzimmer war niemand.

Nach zwei Wochen war die Wunde so weit verheilt, daß ich ins Lager zurückgeschickt wurde. Wieder begann die Schufterei in der Fabrik. Die ewig hungrigen Jungen wollten nicht arbeiten. Michal Kozolup hungerte absichtlich, setzte seine Lebensmittelration noch mehr herab und aß täglich eine Handvoll Salz und trank viel Wasser hinterher. Er rechnete jeden Tag damit, daß er schlappmacht und die Deutschen ihn nach Hause schicken. Fast alle hatten einige Wörter Deutsch gelernt und riefen, wobei sie auf sich zeigten:

»Nach Hause! Nach Hause!«

Im Winter kam ein neuer Transport Arbeitssklaven in unser Lager. Sie waren aus der Ukraine, aus der Gegend von Winniza und Poltawa, fünfzig junge Burschen, solche wie wir. Etwas später kamen ebenso viele Mädchen. Sie wurden in einem neuerbauten Lager, näher zur Stadt, untergebracht. Sie bewohnten eine der fertigen Baracken. Es wurden weitere Baracken, eine Werkküche, eine große Toilette und eine Baracke für die Wachleute gebaut. Es ging das Gerücht um, daß wir nach Abschluß der Bauarbeiten dorthin verlegt werden. Neben dem neuen Lager befand sich ein großes, mit Stacheldraht eingezäuntes Lager, in dem einige tausend russischer Mädchen wohnten. Sie arbeiteten in zwei Schichten in den großen optischen Werken »Leitz«.

Die ukrainischen Jungen waren aus Kolchosen gekommen. Sie waren sehr schüchtern und fühlten sich hinter dem Draht noch schlechter als wir. Oft stritten sie sich untereinander. Die Mädchen trugen lange, in Falten gelegte Röcke und weite Blusen. Um den Kopf banden sie zwei Tücher, das eine bedeckte die Stirn, das zweite faßte das Gesicht ein und wurde unter dem Kinn gebunden. Sie waren meistens kräftig gebaut, und einige waren sehr hübsch, doch in dieser Kleidung sahen sie wie alte Weiber aus.

Das Abendbrot aßen wir alle zusammen in unserem Lager in Taubenstein. Es war irgendwie lustiger. Selbst bei den Hungerportionen verloren die Mädchen nicht ihren Humor und Schwung. Sie stellten sich an einem der Tische auf und sangen.

Die ukrainischen Lieder haben schöne Melodien. Sie fließen wie Wellen. In der Baracke wurde es still. Es war erstaunlich, wie die Mädchen ohne jegliche Vorbereitung gut aufeinander abgestimmte Chöre bildeten. In ihrem Lied erklang der Wille zu leben, zu kämpfen und zu überstehen.

»Das sind kämpferische Mädchen«, stellte Anton Kierski fest.

»Unsere!«

Und es erklangen die ukrainischen Lieder, eins nach dem anderen. Dieses haben wir gelernt:

»Jungen, spannt die Pferde aus,

es ist an der Zeit, sich auszuruhen.

Ich aber werde im Garten unter dem Apfelbaum
einen Brunnen graben.«

Wir sangen es gemeinsam. Es kam eine freundliche, herzliche Stimmung auf, und die Sängerinnen gewannen die Sympathie aller.

Die deutschen Meister teilten die ukrainischen Mädchen und Jungen der Dreherei zu. Jetzt ertönten in der Halle Mädchenstimmen, und es wurde lustiger. Rasch entstanden zwischen den Ukrainerinnen und uns Bekanntschaften und herzliche Freundschaften. Auch ich freundete mich mit einer an, mit Wera.

Eines Abends fragte Wilhelm Molotownik den Wachmann, ob er seine Marusja begleiten könne. Dieser gestattete es mit einem Grinsen. Ich sagte, daß ich Wera begleiten wolle. Der Wachmann erlaubte es, wobei er mir mit dem Finger drohte. Uns an den Händen haltend, scherzend und lachend, gingen wir hinaus. Meine Wera war ein siebzehnjähriges Mädchen mit einem lieben, rotwangigen, pausbäckigen Gesicht. Es war ein tapferes Mädchen, das nicht verzweifelte. Sie war Russin, hieß Balaschowa und stammte aus Dnepropetrowsk. Sie sprach Russisch ohne ukrainischen Akzent.

Kräftigen Schrittes kehrte ich ins Lager zurück. Die Freundschaft des Mädchens erfüllte mein Herz mit Lebensfreude. Vom Fluß her wehte eine angenehme, erfrischende Kühle. Die Blätter der am Ufer stehenden Robinien rauschten. Aus der Dunkelheit tauchte ein Mann in Uniform auf. Solche Mäntel trugen die französischen Infanteristen. Es war ein Kriegsgefangener.

»Bonsoir, monsieur!« sagte ich mutig wie zu einem Freund.

»Bonsoir, mein Guter!«

Er blickte auf das Zeichen »OST« an meiner Jacke.

»Du wohnst im Lager Taubenstein. Die französischen Kriegsgefangenen, die bei euch nebenan wohnten, haben mir von dir erzählt.«

»Wo sind sie jetzt?«

»Bei Bauern auf dem Dorf. Dort haben sie bessere Bedingungen. Und wie geht es euch?«

»Sehr schlecht. Wir bekommen wenig zu essen, sollen aber viel arbeiten. Wir haben keine Kraft.«

»Das kenne ich, ich war auch einmal hinter Stacheldraht. Jetzt bin ich bei einem Bauern. Zu essen habe ich genug. Da, nimm.« Er gab mir einige große Schnitten Brot mit Schmalz und Wurst.

Ich dankte ihm von ganzem Herzen. Das Essen war immer das allerwichtigste.

Unerwartet kam Hilfe von zu Hause. Aus unserer Gegend durfte man uns Lebensmittelpäckchen schicken. Zwar nur ein Kilogramm, aber immerhin. Der Postwagen brachte täglich zehn bis zwanzig kleine Kilopäckchen in Leinensäckchen in unser Lager. Sie enthielten vor allem Zwieback aus schwarzem Schrotbrot. Ich bekam Speck, Butter und sogar Honig. Tante Maria Dziwialtowska vom Vorwerk Lipniki dachte so an mich. Ich kannte den Honig aus ihrem Bienenstock. Ich lebte etwas auf. Der Zwieback war gut getrocknet. Es genügte, einen in die Suppe zu bröckeln; er quoll so auf,

daß die Schüssel voll wurde. Ich legte meinen Zwieback in den Schrank und teilte mir Tagesrationen ein, damit er länger reicht.

Nachdem die Ukrainer gelernt hatten, selbständig zu arbeiten, übergaben ihnen die deutschen Dreher die Drehbänke und führten andere Arbeiten aus. Einige gingen zur Armee, so unter anderen auch die mürrische »Bulldogge«, die uns nicht ausstehen konnte.

Es war keine schwere Arbeit. Man mußte lernen, die Drehbank anzulassen und die Tätigkeiten zu verrichten, die für das Drehen der Einzelteile unerlässlich waren, mußte mit dem Meßschieber, dem Mikrometer und anderen Geräten umgehen können. Die Arbeit verlief hier nach dem Bandsystem. Der Dreher drehte eine Teilart viele Monate hindurch. Nach einigen Tagen verrichtete man diese Tätigkeiten automatisch. Die Deutschen montierten aus den Einzelteilen Flugzeugmotoren. Wir drehten Kupfer, Bronze, Aluminium und Eisen. Der Meister ging von Maschine zu Maschine und schaute geflissentlich der Arbeit zu. Den »Ostarbeitern« war es nicht gestattet, sich an den Maschinen zu schaffen zu machen. Alle Mängel wurden vom Meister selbst beseitigt. Er schärfte und stellte die Drehstähle ein. Insbesondere achtete er darauf, daß es keinen Ausschuß gab. Die Teile wurden vom technischen Kontrolleur Hans Schmidt geprüft. Es war ein sympathischer brünetter Mann, wehruntauglich. Er stand hinter dem Rücken des Arbeiters und blickte auf dessen Arbeit. Mitunter nahm er Teile aus dem Schrank, betrachtete sie eingehend, maß die Länge, Breite und Dicke der Wand. Er prüfte die Abmaße der Vertiefungen und Ausstanzungen.

Manchmal verweilte er länger an meiner Drehbank und unterhielt sich mit mir. Er fragte mich nach meiner Familie und nach dem Leben in meiner Heimat. Er erkundigte sich, ob es mir in Deutschland gefiele, wie wir wohnten und was wir zu essen bekämen. Aus seinem Verhalten schlußfolgerten wir, daß er kein Nazi war. Er war nicht überheblich, sagte nicht wie die anderen »Rußland kaputt«. Ich verstand eigentlich alles, was er sagte, nur manchmal bat ich:

»Bitte langsam sprechen.«

Er lächelte und wiederholte geduldig die Frage. Von ihm lernte ich ganze Sätze. Einmal sagte er:

»Ich habe Brot in die Schublade gelegt. Iß es gleich, aber nicht in der Halle, und sprich mit niemandem darüber. Es ist streng verboten. Verstehst du?«

»Jawohl.«

Als er gegangen war, arbeitete ich noch eine Weile und nahm dann das Brot. Überall gab es Augen. So ging ich also in den Waschraum. Die Toiletten wurden so sauber gehalten, daß man hier essen konnte, wenn man nur etwas hatte. Hans Schmidt legte mir oft Brot in die Schublade. Montags bekam ich süßen Obstkuchen.

»Bei uns bäckt man jeden Sonnabend Pflaumen- oder Apfelkuchen«, erklärte er mir.

Wir kehrten jetzt bereits ohne Begleitung von der Arbeit zurück. Unterwegs begegnete

ich bekannten französischen Kriegsgefangenen. Sie grüßten mich immer kameradschaftlich. Sie gaben mir Schokolade, die sie mit den Päckchen vom Roten Kreuz bekamen.

»Der Krieg ist bald zu Ende, jeden Monat kann es soweit sein. Wir werden die Boches schlagen«, sagten sie.

Wie waren sie doch in ihrem Enthusiasmus den Unseren ähnlich! Die Jungen in unserem Lager dachten auch über den Ausgang des Krieges nach. Wir glaubten den Pressemitteilungen nicht. Es war doch bekannt, daß die faschistische Wehrmacht bei Moskau und Leningrad steckengeblieben war. Von den französischen Kriegsgefangenen wußten wir, daß sich in ganz Europa die Partisanenkämpfe verstärkten, die Sabotageakte zunahmen, daß Brücken und Züge mit Soldaten und Waffentransporte in die Luft flogen.

Eines Abends kam nach dem Abendessen Borys Wusowicz zu mir.

»Zwei Köpfe sind immer klüger. Ich beneide dich, daß du so viele Sprachen kennst. Wir werden zusammenhalten. Willst du?« Er lächelte mir freundlich zu.

»Sicher, mit einem Freund kann man hier leichter überleben.«

»Ich suche eine Möglichkeit, um von hier fortzukommen.«

»Ich auch. Nur wie? Kozolup hungert, kann kaum noch gehen, und trotzdem schicken ihn die Deutschen nicht nach Hause. Der einzige Ausweg ist die Flucht. Allerdings ist das sehr riskant.«

»Wir sind unmittelbar an der französischen Grenze. Du kannst Französisch. Vielleicht könnten wir nach Frankreich?« fragte Borys.

»Einige Gefangene haben einen Fluchtversuch unternommen, wurden aber gefaßt. Hier wimmelt es nur so von Gestaspitzeln.«

»Hast du die letzte Nummer der von den Deutschen herausgegebenen belorussischen Zeitung gelesen?« fragte Borys.

Das hatte ich nicht.

»Sie schreiben dort, daß die Faschisten in den Gebieten von Belorußland Einheiten zur Bekämpfung der Partisanen und Bolschewiki gebildet haben. Sie werben Freiwillige. Vielleicht sollten wir an die Redaktion dieser Zeitung schreiben, damit sie uns aufnehmen. Jeder Weg ist recht, um nach Belorußland zu kommen. Von dort könnte man mit der Waffe zu den Partisanen überlaufen.«

Ich teilte seine Meinung nicht. Die faschistische Uniform ekelte mich an. Borys schrieb einen Brief an die Redaktion. Einige Wochen später kam die Antwort. Sie lautete ungefähr so: »Es ist sehr schön, daß Ihr in unsere Reihen eintreten wollt. Doch befindet Ihr Euch auf dem Boden des Großdeutschen Reiches. Eure Hände werden für die Arbeit in den Fabriken sehr gebraucht. Arbeitet fleißig. Für unsere Einheiten werden nur Freiwillige in Belorußland geworben.«

»Verfluchte Kanaillen!« erboste sich Wusowicz. »Sie haben unsere Absicht durchschaut. Der Teufel soll euch holen. Ihr werdet auch so den Krieg verlieren!«

Die Firma Pfeiffer stellte immer neue Partien Flugzeugmotoren fertig. Die Direktion forderte weitere ausländische Arbeiter an. Diesmal kamen ungefähr sechzig Belgier und Franzosen zu uns, es waren auch junge Französinen dabei. Die Männer wohnten in dem Steinhaus gleich neben dem Lager von Taubenstein, in dem vorher die französischen Kriegsgefangenen untergebracht waren. Sie wurden nicht wie wir hinter Stacheldraht gesperrt, sondern konnten sich frei bewegen. Ich unterhielt mich mit ihnen in der Fabrikhalle. Nach der Arbeit stahl ich mich hinter den Stacheldrahtzaun und ging zu ihnen. Die Franzosen stammten aus Paris und Umgebung, es waren vor allem Facharbeiter, gelernte Dreher. Sie fragten mich nach dem Lager Taubenstein aus und interessierten sich für das Leben in der Sowjetunion.

Die Bedingungen im Lager wurden noch schlechter. Jeden Tag zu Mittag die gleiche Suppe: Wasser mit Kohlrüben. Die Mädchen in der Küche hatten bereits weder Kartoffeln noch Mehl, um sie wenigstens etwas anzudicken. Es war kalt, und man stellte uns eiserne Öfen in die Baracken. Jetzt hätte man etwas kochen können, doch wir hatten auch nicht die allerschäbige Kartoffel.

An einem Januarsonntag kam gleich nach dem Frühstück Wachmann Festerling in unsere Baracke.

»Wer will heute freiwillig arbeiten gehen?« fragte er mit listigem Lächeln auf dem Fuchsgesicht. »Ihr werdet es nicht bereuen.« Er hob schmatzend den Finger und betonte: »Es gibt gu-tes Es-sen.«

Es fanden sich viele Freiwillige. Festerling wählte die Stärksten aus. Ein Unbekannter nahm sie mit. Sie kamen erst am Abend zurück.

»Wo wart ihr?« fragten die Jungen sie.

»In der Stadt, wir haben bei dem Deutschen gearbeitet, der uns abgeholt hat. Zwei haben den Schuppen aufgeräumt, und zwei haben Brennholz gesägt und gehackt. Der Deutsche hat uns ein gutes Mittag- und Abendessen gegeben, wir haben uns satt gegessen.«

Seitdem holten die Deutschen jeden Sonntag unsere Jungen zur Arbeit. Auch ich kam in eine Gruppe. Ich war neugierig, das Leben der Deutschen kennenzulernen. Vor allem ging es jedoch darum, den Hunger zu stillen.

Unser »Arbeitgeber für einen Tag« wohnte einige Kilometer hinter Wetzlar. Die Gegend war hier so hügelig wie in Soriki. Im Tal hoben sich rot die Gebäude eines großen Gutes ab, und weiter auf dem Feld war eine Miete zu sehen. Sicher befindet sich darin ein Schatz für Hungrige, dachte ich – Kartoffeln.

Wir gelangten zur Ansiedlung. Entlang der Asphaltstraße erstreckten sich Reihenhäuser, Einfamilienhäuser mit roten Ziegeln gedeckt. Vor jedem Haus befand sich ein ziemlich großer Garten, und zwischen den Beeten wuchsen Johannis- und Stachelbeersträucher. Vor einem der Häuschen hielt der Deutsche an. Am Weg, der durch den Garten führte, stand ein Gartenzwerg aus Gips, er hatte einen langen Bart, eine Knollen-

nase und ein rotes Mützchen auf dem Kopf. Der Hausherr führte uns in den Schuppen, der sich neben dem Haus befand. Hier lagen große Holzklötze.

»Ihr werdet sie zersägen und kleinhacken. Gut?« fragte er. In seiner Stimme lag nichts Befehlendes wie bei den Wachleuten oder Meistern.

Wir machten uns an die Arbeit. Die große Säge ächzte ungestüm, die Äxte blinkten. Der Mann sah eine Weile zu und verschwand dann. Aus dem Fenster blickte eine Frau.

»Sollen sie nur sehen, wie wir arbeiten!« rief Joziuk Dubina.

Als wir den letzten Klotz zerhackten, kam der Mann.

»Kommt Mittag essen«, sagte er.

Vom engen Flur kamen wir in eine winzige Küche. Wir fanden kaum Platz darin. Wir wuschen uns die Hände und das Gesicht. Die Hausfrau lächelte uns zu und gab jedem einen vollen Teller Gemüsesuppe. Sie enthielt viele Kartoffeln und duftete nach Porree und Petersilie. Dann bekamen wir einen gehäuften Teller Kartoffeln mit dicker, fetter Soße. Brot gab es nur eine Scheibe. Wir stopften die Herrlichkeiten in uns hinein, daß uns die Ohren wackelten. Die Frau sah uns zu und machte große Augen.

»So läßt man euch hungern? ... Ich habe noch Kartoffeln und Soße. Eßt! Fleisch und Brot sind auf Karten. Wir haben selbst nicht viel. Der Krieg ist nicht gut«, seufzte sie traurig.

Nach einem bescheideneren Abendessen brachte uns der Mann zurück ins Lager.

Wiederum wurden wir uns der Gemeinheit der Direktion der Firma Pfeiffer bewußt, die uns ausbeutete und wie Sklaven behandelte, hinter Stacheldraht hielt, zu arbeiten befahl, aber so schlechtes Essen gab, daß sogar die Deutschen sich wunderten. Wenn wir beim Bauern arbeiteten, brauchten wir nicht zu hungern. Kartoffeln hätten wir in Hülle und Fülle. Und wenn wir sie aus der Miete stehlen mußten.

Die beim Gut stehenden Mieten ließen mich nicht schlafen. Ständig überlegte ich, wie man an sie herankommen könnte. In der Nacht ging es nicht, es war zu dunkel. Man mußte es am Tag versuchen. Lieber Schläge riskieren als Hunger leiden. Ich bereitete mir einen großen Sack vor und wartete auf eine günstige Gelegenheit. Ich beschloß, allein zu handeln, damit das Unternehmen völlig geheim blieb.

Es war Sonntag. Draußen herrschte grimmige Kälte. Der Frost hatte die Pfützen auf dem Platz vor der Baracke mit Eis bedeckt. Die Kameraden ruhten sich in den Betten aus, lasen belorussische Zeitungen, die sie von den Wachleuten erhalten hatten, oder spielten Karten. Einige nähten Knöpfe an ihre Kleidung, stopften Socken. Keiner hatte Lust, die Nase aus der Baracke zu stecken. Ich ging zum Büro der Wachleute und blickte durchs Fenster, um zu sehen, wer Dienst hat. Ich sah den biedereren »Gruschyna«. Wir nannten ihn so wegen seiner großen, birnenförmigen Nase, die sich ulkig von dem aufgedunsenen, roten Gesicht abhob. Er war der mildeste von den Wachleuten und hatte so wie wir vom Krieg genug. Der Alte saß jetzt am Ofen und wärmte sich die Knie. Eine bessere Gelegenheit werde ich nie wieder haben, dachte ich. Ich zog den Sack aus dem Versteck und schob ihn unter meine Kleidung. An der Ecke des Plat-

zes kroch ich durch den Draht, und schon war ich auf der anderen Seite. Die Kartoffelmieten waren auf einem breiten Feld in Viererreihe aufgestellt. Ich versteckte mich hinter der am nächsten gelegenen, die von einem Gutshoffenster nicht zu sehen war, und durchbrach mit einem spitzen Stein den gefrorenen Boden und das Stroh. Vorsichtig zog ich den Kartoffelschatz durch die Öffnung und legte ihn in den Sack. Es wurden ungefähr zwanzig Kilo. Sorgfältig glättete ich die Strohschicht, füllte die Öffnung mit Erde und klopfte sie fest. Ich wollte keine Spur hinterlassen. Das Schicksal war mir hold, glücklich gelangte ich wieder ins Lager. »Gruschyna« wärmte am Ofen weiter seine rheumatischen Beine.

Die dünn geschälten Kartoffeln setzte ich auf den Ofen, das Wasser begann zu brodeln, und ein appetitlicher Duft breitete sich in der Baracke aus. Unsere Jungen blickten gierig auf den Topf. Die Kartoffeln waren weiß und mehlig.

Als ich am nächsten Tag Kartoffeln schälte, kam Grischka Moissejew zu mir heran. Er war der älteste Mann in unserem Lager und stammte aus Sumy. Er vertrug den Hunger sehr schlecht und lud sich sehr oft in die Küche zum Arbeiten ein. Er blickte mich an, zog das Taschenmesser heraus und begann, ohne zu fragen, Kartoffeln zu schälen. Ich brauchte keinen Gehilfen, doch gehörte es sich nicht, einen älteren Menschen – er war mindestens fünfzehn Jahre älter als ich – zu beleidigen! Moissejew drängte mir jeden Abend seine Dienste beim Kartoffelkochen auf, und meine Vorräte gingen rasch zu Ende. Doch ich kannte schon den Weg zur Miete. Die anderen Jungen hatten sich auch irgendwo mit Kartoffeln versorgt, so daß am Ofen eine Schlange beim Kochen entstand. Wir stellten Wachen an der Tür auf, daß man uns nicht ertappte. Wir hungerten immer mehr, denn seit geraumer Zeit kamen keine Päckchen mehr von zu Hause.

Eines Sonntags trieb ich mich am Lagerzaun herum, auf einen geeigneten Moment wartend, um hindurchkriechen zu können und Kartoffeln zu holen. Da kam Borys Wusowicz zu mir heran.

»Du machst dich schon wieder auf den Weg, um Kartoffeln zu organisieren?« fragte er lächelnd.

»Was für Kartoffeln?« Ich täuschte Erstaunen vor.

»Ich möchte dich warnen. Die Jungen haben beobachtet, wie du hinaus aufs Feld gehst, sie sind dir nachgeschlichen, und jetzt gehen dort ziemlich viele Jungen hin. Die Deutschen werden das bestimmt entdecken. Vielleicht bewachen sie es schon.«

Wieder begann ich zu hungern. Doch bedauerte ich es nicht, dem Rat von Borys gefolgt zu sein. Völlig unerwartet durchsuchte Festerling zusammen mit dem Dolmetscher Wasyl Michnowicz unsere Baracke. Sie schauten in die Betten, untersuchten sie gründlich und befahlen, die Schränke zu öffnen. In meinem war nicht eine einzige Kartoffel. Festerling blickte Wasyl fragend an. Der nahm die Haltung eines Stieres an, der sich auf den Angriff vorbereitet, und schrie:

»Wo hast du die Kartoffeln versteckt?«

»Ich habe keine Kartoffeln, woher auch?« sagte ich, Angst vortäuschend.

»Ich werde sie finden! Du wirst dich noch an mich erinnern!« schrie Michnowicz. Dieser Verräter war ganz offensichtlich in den Dienst der Nazis getreten.

Wasył wühlte in den Schränken seiner Kameraden. Im Schrank von Jasiuk Citowicz fand er eine Stofftasche voller Kartoffeln.

»Woher hast du sie?« brüllte der Dolmetscher. »Sprich!«

Jasiuk wußte nicht, was er sagen sollte.

»In der Küche stiehlt du, du Dieb!« Wasył näherte sich Jasiuk und schlug ihm ins Gesicht.

»Ich habe sie unterwegs gefunden, als ich von der Arbeit kam«, erklärte Citowicz.

Wasył warf sich wieder auf den Jungen und stieß ihn.

»Nicht schlagen! Nicht schlagen!« mischte sich unerwartet Festerling ein, aber Wasył tat, als ob er es nicht hörte. Er wollte zeigen, daß er hier regiert, daß er sogar wichtiger ist als der deutsche Wachmann. Jasiuk war blutüberströmt. Das Gesicht mit den Händen verdeckend, begann er zu fliehen. Einige Jungen trugen hinter den schützenden Rücken der Kameraden die Kartoffeln aus der Baracke. Die weitere Durchsuchung ergab nichts. Wasył und Festerling gingen zum Büro, und man hörte, wie sie sich stritten.

Durch den Spalt im Fensterrahmen wehte ein kalter Wind. Der Ofen war fast ausgegangen, und jemand schüttete Koks nach. In der Baracke begann es zu rauchen und zu rußen. Kozolup, der wie ein Skelett aussah, quälte der Husten. Er krümmte sich auf dem Strohsack zu einem Knäuel zusammen und zog die Decke über den Kopf. Jasiuk, mit blaugeschlagenen Augen und geschwollener Nase, sagte etwas von Rache: »Auge um Auge! Zahn um Zahn!« Die Jungen lagen auf den Betten und sangen ein trauriges Lied:

»O ich sterbe, ich sterbe,
man wird mich begraben,
und die Meinen werden nicht erfahren,
wo mein Grab ist.«

Diese verfluchte Zeit muß durchgestanden werden. Man muß sich von der Fabrik losreißen, und sei es, um auf dem Feld zu arbeiten, überlegte ich. Ich beschloß, den technischen Kontrolleur Hans Schmidt um Hilfe zu bitten. Ich fand ihn in der Pause. Ich fragte ihn, ob er nicht einen Bauern wüßte, der mich beschäftigen könnte.

»Kannst du auf dem Feld arbeiten?«

»Ich bin doch vom Lande.«

»Du könntest bei mir arbeiten«, sagte er mit Bedacht. »Ich habe auch eine kleine Landwirtschaft. Doch ob die Fabrik dich freigibt? ... Sie brauchen Dreher, und du bist schon angelernt. Schreib auf deutsch ein Gesuch an die Direktion der Firma Pfeiffer. Du begründest es damit, daß du lernen möchtest, fließend deutsch zu sprechen. Im La-

ger hast du keine Möglichkeit, in einem deutschen Dorf aber lernst du es schnell. Wenn sie einverstanden sind, werde ich den Rest auf dem Arbeitsamt erledigen.«

Die Arbeit fiel mir jetzt leichter. Es leuchtete die Hoffnung auf eine Verbesserung meines Daseins. Ungeduldig wartete ich auf die Beantwortung meines Gesuches. Einige Tage später wurde ich in die Direktion gerufen.

»Du willst auf dem Lande arbeiten, um Deutsch zu lernen?«

»So ist es. Im Lager spricht niemand deutsch.«

»Du sprichst schon ganz gut. Wir werden es uns überlegen, warte noch ein bißchen.«

Enttäuscht kehrte ich in die Fabrikhalle zurück. Hans Schmidt sagte, ich solle die Hoffnung nicht verlieren.

Ich erhielt einen Brief von zu Hause. Mama teilte mir mit, daß ihnen eine Tochter geboren wurde. Die Taufe habe bereits stattgefunden, und die Kleine habe den Namen Alina erhalten. Ich freute mich und teilte meine Freude mit Anton Kierski und Mieczek Simankowicz.

»Was freust du dich so?« wunderte sich Grischa Moissejew. »Du wirst für sie die Mitgift vorbereiten müssen. Je größer die Familie, um so mehr Zwistigkeiten bei der Aufteilung des väterlichen Erbes.«

»Bevor Alina groß ist, herrscht bestimmt auf der ganzen Welt bereits der Kommunismus. Da braucht man keine Mitgift für die Mädchen«, sagte Lawon Ciechanowicz. Er stammte aus Baranowitschi.

»Du bist noch jung, glaubst an Ideale. Im Leben muß man vor allem an sich denken«, erläuterte Moissejew sein Glaubensbekenntnis. »Einst wirst du dem alten Moissejew recht geben.«

»Streitet euch nicht, Jungs!« unterbrach ich die Diskussion, die für Lawon gefährlich wurde. »Ich habe gute Nachrichten. Die Franzosen sagen, daß sie den Londoner Rundfunk gehört haben. Die deutschen Truppen ziehen sich an allen Fronten zurück. Sie verlieren den Krieg! Unser Unglück nimmt ein Ende!«

»Sprich nicht so laut über den Rundfunk und die Franzosen. Man wird es weitertragen, und dann bricht das Elend herein«, riet mir Moissejew leise.

Eines Tages wurde ich endlich in die Direktion gerufen.

»Wir haben deine Bitte geprüft«, sagte der Direktor. »Es ist sehr gut, daß du deutsch sprechen lernen willst. Wir brauchen einen zweiten Dolmetscher. Du wirst in der Fabrik Dolmetscher sein und Wa-syl im Lager. Dir übertragen wir die Aufgabe, den anderen zu erklären, daß sie nur durch solide Arbeit ihre Bedingungen verbessern können. Bemüh dich, uns zu helfen, und du wirst sehen, daß du es hier besser haben wirst als auf dem Lande.«

Ich versuchte, auf die Frage, ob ich beim Bauern arbeiten dürfte, zurückzukommen.

»Geh an die Arbeit, und mach, was ich dir aufgetragen habe«, knurrte der Chef.

Als ich vom Direktor herauskam, waren die Kameraden, da Arbeitsschluß war, schon ins Lager gegangen.

»Und wer begleitet mich?« fragte ich den Wächter am Fabriktor. »Du kannst allein gehen.«

Ich dachte, der Direktor will, daß ich die Freiheit koste. Seit langem war ich nicht auf dem Bürgersteig gegangen. Ein junges Paar kam vorbei, ein in fröhliche Stimmung versetztes Mädchen an der Seite eines Soldaten. Sicher war er auf Urlaub. Der Glückliche, ich beneidete ihn aufrichtig. Aber da erblickte ich einen locker herabhängenden Ärmel. Er war leer. Das hast du von deinem Führer, dachte ich nicht ohne eine gewisse Genugtuung. Auf dem Asphaltweg, der unter den hohen Robinien verlief, fuhr ein Rollstuhl, in ihm saß ein Mann in Uniform. Der Wagen wurde von einer etwa dreißigjährigen Frau geschoben. Sie war hübsch und geschmackvoll gekleidet. Doch auf dem Gesicht lag Trauer. Man begegnete hier immer mehr versehrten Männern und traurigen Frauen.

In unserer Halle wurde die Nachtschicht eingeführt. »Eine Woche werdet ihr Nachtschicht haben und eine Woche Tagschicht. Zum Abendbrot erhaltet ihr zusätzlich eine Schüssel Suppe«, erklärte uns der Meister.

Am Montag ging ein Teil der Kameraden wie gewöhnlich um sechs Uhr arbeiten. Die Nachtschicht blieb im Lager. Ich versuchte einzuschlafen, bekam aber kein Auge zu. Ich dachte darüber nach, wie ich es wohl die ganze Nacht in dieser verfluchten Fabrik aushalten werde. Am Abend machten wir uns auf den Weg zur Fabrik. Apathisch gingen wir an die Arbeit. Als die Dunkelheit hereinbrach, wurden die Fenster dicht verhängt. Verdunklung! Die Zeit zog sich unbarmherzig in die Länge. Bis Mitternacht arbeitete ich noch irgendwie, doch dann wurde ich schläfrig. Der Meister behielt uns im Auge, brummig kam er heran und sagte:

»Geh in den Waschraum und wasch dir das Gesicht. Dann vergeht die Müdigkeit.«

Ich gehorchte. Etwas half es. Gegen vier Uhr früh fielen die Augen wieder zu. Ich ging zur Toilette. Kaum saß ich, da fiel ich auch schon in einen tiefen Schlaf. Ein lautes Klopfen an der Tür weckte mich. Ich riß mich hoch und ging hinaus.

»Was machst du hier so lange?« fauchte der Meister. Er war wütend.

»Ich habe Bauchschmerzen von dieser verdammten Kohlrübensuppe.«

»Paß auf!« Er drohte mir mit dem Finger und machte eine finstere Miene. »Eine Stunde lang habe ich dich nicht an der Maschine gesehen. Ich werde es dem Chef sagen ...«

Ich ging an die Drehbank zurück. Eine Zeitlang tat ich, als ob ich eifrig arbeitete. Der Kopf mit dem groben Kupferstab in den Backen drehte sich wie ein Flugzeugpropeller. Ich sah alles doppelt und dreifach. Mir war, als ob sich die Halle mit mir drehte.

Ich kehrte ins Lager zurück und träumte davon, mich so rasch wie möglich ins Bett zu legen. Es wurde nichts daraus, denn wir mußten in ein neues Lager umziehen. Be-

vor wir umgezogen waren und uns am neuen Ort eingerichtet hatten, war die Mittagszeit heran.

Eine der Baracken im neuen Lager war seit langem von ukrainischen Mädchen belegt. Sie arbeiteten in der Tagschicht in der Fabrik und einige von ihnen in der Lagerküche. Sie waren, da wir sie bereits kannten, nicht mehr interessant.

Doch in der Nachbarschaft, gleich hinter dem Zaun, befand sich ein großes Lager mit russischen Mädchen. Auf sie war ich neugierig. Man sprach von ihrer Anmut und Würde. Nach dem Mittagessen begab ich mich also an den Zaun, der uns von den Frauen trennte. Wir unterhielten uns.

»Komm zu uns«, sagte eine zierliche Blondine. In ihren Augen, die noch voll kindlichen Vertrauens waren, spielte Koketterie. »Komm zu uns. In unserem Lager sind lauter Mädchen. Es gibt keine Jungen, nicht einmal als Zierde. Wir werden uns unterhalten. Es wird lustig sein. Wir werden dir eine gute Suppe anbieten.«

Ich hatte Lust, das Mädchenlager zu besuchen, war aber immer schüchtern.

»Komm doch zu uns.«

Es waren drei Mädchen, eine immer hübscher als die andere. Sie bogen den Stacheldraht auseinander und hielten ihn fest. Vorsichtig kroch ich auf die andere Seite. In diesem Lager wohnten Mädchen, die in der Fabrik für optische Geräte »Leitz« arbeiteten.

»Du sehnst dich wohl nach den Deinen?« fragte ich die Blondine.

»Ich habe kein Zuhause. Eine Bombe hat es zerstört. Hat Mutter, Bruder und Schwester im Keller begraben ... Vater ist an der Front umgekommen.«

Ihre Stimme zitterte. Sofort begannen die Mädchen sie zu trösten.

Wir setzten uns auf eine Bank vor der Küche. Mura – so hieß das blonde Mädchen – brachte mir eine volle Schüssel mit Suppe. Ich hatte zwar Mittag gegessen, doch aß ich mit Appetit eine zweite Portion.

Wir gingen in die Baracke. Sie sah wohl wie alle Ausländerbaracken aus, doch spürte man hier die hausfrauliche Mädchenhand: Die Betten waren sorgfältig gemacht, der Fußboden gescheuert, Gardinen an den Fenstern. Wir verabredeten, daß ich am Sonntag wiederkomme. Ich wollte Mura wenigstens einen Bruderkuß geben, doch die Tür ging auf, und einige Mädchen traten ein. Meine Anwesenheit versetzte sie in Aufregung.

»Wir wußten nicht, daß wir einen Gast haben«, zwitscherten sie.

»Murotschka wird heiraten!« rief irgendein Spaßvogel. »Sie hat einen, Kavalier hergebracht.«

Doch dann wurden sie ernsthafter und fragten: »Woher?«

»Ich bin aus dem Nachbarlager. Wir sind dort über hundert – Polen, Belorussen, Ukrainer und einige Russen.«

»Wir werden uns wohler fühlen, wenn die Unseren in der Nähe sind. Da können wir uns wenigstens durch den Draht unterhalten«, freuten sich die Mädchen.

Eine von ihnen stimmte mit Mädchensopran »Kalinka« an. Andere schlossen sich an. Als sie mit dem einen Lied fertig waren, stimmten sie ein anderes an. Dann sang ich. Ich kannte russische, französische und belorussische Lieder. Dann übernahmen wieder die Mädchen die Initiative. Es erklangen Volkslieder, patriotische Lieder, Lieder über Stalin. Alle in der Baracke sangen das verbotene Lied:

»Alle faschistischen Banditen
werden geschlagen ...,
ihrem Untergang werden sie
nicht entgehen.«

Schweren Herzens trennte ich mich von den Mädchen. Murotschka, lächelnd, lieb, eine echte russische Schönheit, begleitete mich zum Stacheldraht unseres Lagers.

»Kommst du wieder? Du kannst bei uns schlafen. Bekommst wieder ein gutes Mittagessen.«

Ihre blauen Augen blitzten kokett. Mein Herz schlug vor Freude. Schließlich war ich ein junger Mann. Ich versprach, ganz bestimmt zu kommen.

Und wieder stand ich an der Drehbank. Das elektrische Licht blendete. Das Maschinengeratter war unerträglich. Gegen Mitternacht überfiel mich die Müdigkeit. Ich hielt die Maschine an und verschwand in der Toilette. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als mich ein Wasserstrahl traf. Ich hörte den Meister schadenfroh in schallendes Gelächter, ausbrechen.

Naß kehrte ich in die Halle zurück, ließ mir aber nichts anmerken, obwohl der Haß wuchs. Ich wollte so wenig wie möglich tun, wußte ich doch, daß es Zwangsarbeit und Arbeit für den Feind war.

Murotschka wartete am Stacheldraht. Verzaubert blickte ich sie an. Ich wollte sie umarmen, doch lächelnd entwischte sie mir. Scherzend betraten wir die Baracke.

Sofort umringten mich die Mädchen. Ich träumte davon, wenigstens einen Augenblick zu schlafen, doch davon war keine Rede. Ich aß mich nur satt. Es schickte sich nicht, fortzugehen. Unter Gesang und freundschaftlichem Geplauder verging der zweite Tag als Gast bei den russischen Mädchen. Der zweite Tag, an dem ich nicht geschlafen hatte. Murotschka begleitete mich zum Zaun. Und da geschah es. Ich umarmte Murotschka, spürte ihren Atem auf meinem Mund. Zum erstenmal in meinem Leben küßte ich ein Mädchen, und es war ein Kuß, der keinem späteren ähnlich war. Ich fühlte mich glücklich. Ich drückte Mura an mich, lauschte ihrem Flüstern wie einem Lied.

In der Nacht arbeitete ich wie ein Automat. Ich hätte meine Drehbank gern defekt gemacht, wußte aber nicht, wie ich es anstellen sollte, damit der Meister nicht bemerkt, daß das mein Werk war. Ich wußte um die Bedeutung des Wortes »Sabotage«. Es wuchs der Wille, Schaden anzurichten, nicht dem Meister allein zu schaden, sondern allen hier, die uns ausbeuteten, um die Macht der Faschisten zu stärken. So

wurde ich ohne direkte Hilfe der politisch erfahrenen Russen, Polen, Belorussen, solcher »Ostarbeiter«, wie ich einer war, zu einem Mitglied der kämpfenden Gemeinschaft, noch nicht der Widerstandsbewegung, doch zu einem, der dieser Bewegung sehr nahestand.

Die Nächte in der Fabrik waren nicht ruhig. Durchdringendes Sirenengeheul ertönte. Rufe wie »Fliegeralarm!«, »Alle in die Luftschutzräume!« unterbrachen den Lärm der Maschinen. Die Dreher stellten ihre Maschinen ab, das Licht in den Hallen wurde gelöscht. Die für gewöhnlich herrischen »Übermenschen« drängten voller Panik in die Luftschutzbunker. Sie saßen auf den Bänken und duckten sich vor Furcht. Seltsam, daß ich keine Angst verspürte. Mir schien, daß mich, einen »Alliierten«, keine Bombe treffen könnte. Ich freute mich über den Angriff.

Das Beben der Erde und das Surren der Flugzeuge nahmen zu. Der Tod flog heulend über uns. Doch er traf uns nicht. Die Flugzeuge mieden Wetzlar an der Lahn. Sie flogen weiter, um wichtigere Objekte zu bombardieren. Der Alarm wurde aufgehoben. Das Licht ging wieder an. Die Maschinen begannen zu lärmern. Doch nicht für lange. Wieder trieb uns eine Bomberwelle in den Bunker. Es war die erste Hilfe der Alliierten.

Eines Tages legte ich mich, als ich aus der Fabrik gekommen war, ins Bett und schlief sofort ein. Mittags aß ich die abscheuliche Suppe und machte mich auf zu Mura. Der Zaun, der beide Lager voneinander trennte, war durch ein dichtes Stacheldrahtnetz verstärkt worden. Murotschka kam außer Atem angelaufen. Sie erzählte, daß die Wachleute einige Jungen bei den Mädchen erwischt hätten. Die Jungen waren geflohen, doch die Deutschen hatten kategorisch verboten, daß irgend jemand zu ihnen kam. Jetzt konnten wir uns nur noch durch den Zaun unterhalten.

Ein paar Tage später umringten mich während des Mittagessens meine engsten Kameraden und berichteten folgendes:

»Als du in der Nachtschicht warst, hat der Direktor in der Halle eine Versammlung abgehalten. Er sagte, daß wir die Normen nicht erfüllen, daß wir uns mehr anstrengen müssen. Wasyl, der Hundesohn, hat es uns übersetzt, und wir entgegneten ihm darauf: ›Sag dem Direktor, daß wir mehr zu essen haben wollen.‹ Doch Wasyl hat es dem Direktor nicht gesagt. Der verfluchte Hund! ...«

»Wir haben beschlossen, dich zu bitten«, fuhr Jasiuk Citowicz fort, »zum Direktor zu gehen. Sag ihm, daß wir dich delegiert haben, daß wir Hunger haben und keine Kraft mehr, um zu arbeiten. Wenn sie uns gutes Essen geben, können wir versprechen, daß wir die Norm erfüllen werden.«

»Der Direktor wird mich aus dem Büro werfen«, sagte ich.

»Sag ihm: Entweder sie verpflegen uns, wie es sich gehört, oder wir streiken!« stieß Jasiuk Citowicz hervor.

Es sah nach einer Auflehnung aus. Ich gestehe, daß ich Repressalien vermeiden

wollte. Wir hatten schon von den Folgen einer Befehlsverweigerung gegenüber den Deutschen gehört.

»Geht damit zu Wasyl Michnowicz«, erwiderte ich. »Ich bin kein Dolmetscher.«

»Wir haben Wasyl gebeten, doch er geht nicht. Das miese, käufliche Schwein. Er denkt nie an uns.«

»Sag nicht nein. Wir vertrauen dir.«

Die Kameraden bedrängten mich.

Der Gedanke, zum Direktor zu gehen, erfreute mich zwar nicht, gefiel mir aber trotzdem irgendwie. Ich spürte, daß ich gebraucht wurde. Und das ist eine große Sache, die Kraft gibt, die nur jene kennen, die kämpfen.

Am nächsten Tag meldete ich mich in der Mittagspause in der Kanzlei des Direktors. So gut ich konnte, schilderte ich dem Direktor unser Vegetieren im Lager und bat um besseres Essen.

»Mehr essen wollt ihr?« fragte er. Er ballte die Faust. Sein feistes, aufgedunsenes Gesicht wurde rot vor Empörung.

»Warum sagst du nicht, daß ihr mehr arbeiten wollt? Besser essen unsere deutschen Arbeiter auch nicht. Es ist Krieg! Unsere Soldaten an der Front haben es schlechter als ihr. Euch droht hier nichts!«

»Die Leute sagen, daß der Hungertod ...«, riskierte ich, wobei ich mich über meinen Mut wunderte.

»Und du wagst das zu sagen? Du solltest Meistergehilfe sein, den Leuten erklären, daß sie gut arbeiten müssen, und kommst als Aufwiegler hierher?! Das nimmt ein böses Ende! Und noch etwas! Der Meister beklagt sich seit geraumer Zeit über dich. Du sabotierst die Arbeit. Weißt du, was eine Meldung an die Gestapo bedeutet?«

Ich wollte sagen, daß meine Kameraden streiken werden, wenn die Verpflegung nicht besser wird, doch zum Glück hielt ich damit zurück. Normale, menschliche Furcht vor den Faschisten stellte sich wieder ein. Gleichzeitig spürte ich aber auch, wie in mir der Haß wuchs.

»Wir bitten nicht um mehr Brot oder Fleisch«, begann ich versöhnlich. »Doch könnte uns der Koch solche Suppen kochen, die Kraft geben. Und nicht nur Kohlrüben und Wasser. Wir wollen mehr Kartoffeln und Mehl.«

»Raus!« brüllte der Direktor.

Ich verließ das Büro. Den Kameraden wiederholte ich, was mir im Direktionsbüro begegnet war. Als erster meldete sich Tolloczko.

»Wir werden streiken! Bei Gott. Es muß sein!«

»Wartet mit dem Streik«, sagte ich. »Der Direktor hat von mir gehört, daß wir so arbeiten werden, wie man uns verpflegt. ›Kein Essen, keine Kraft!‹ Wenn wir uns an dieses Prinzip halten, werden die Deutschen gezwungen, uns besser zu verpflegen. Ihnen liegt sehr an unserer Arbeit.«

»Ab morgen werden wir nur so arbeiten, daß wir nicht unangenehm auffallen«, erklärte Maksym Olechnowicz.

»Wir müssen die Ukrainer davon verständigen.«

Jemand opponierte, ein anderer unterstützte diesen Gedanken. Wir gingen zu Bett, einig über die Aktion: »Langsamer und schlechter.«

Am nächsten Tag bekamen viele unserer Enthusiasten bei der Arbeit Angst. Sie zogen zwar irgendwie die Arbeit in die Länge, doch als der Meister das eine und andere Mal durch die Halle ging und etwas in seinem Notizbuch vermerkte, begann der gestrige Enthusiasmus abzukühlen. Viele wollten nichts mehr von einer Sabotage der Arbeit hören.

Die Arbeit in der Fabrik betrachteten sie als etwas Zeitweiliges, als »Irrtum«. Wir begriffen, daß wir uns vor solchen in acht nehmen müssen. Das Strohfeuer, das gestern unsere Baracke ergriffen hatte, erlosch. Ich hielt es für meine Pflicht, durch mein Beispiel dazu anzuregen, das Arbeitstempo herabzusetzen. Ich arbeitete langsam, machte eine Menge Ausschuß. Ich ging zu den anderen Maschinen und erinnerte die Jungen an den gestrigen Beschluß.

»Hast du vergessen, was du gestern verkündet hast?« fragte ich Sindrewicz.

»Das habe ich nicht, doch sieh nur, wie sie alle arbeiten. Sogar Oksana dreht Einzelteile, daß die Funken fliegen«, erwiderte mein Freund. »Hier fürchten sich alle vor den Deutschen.«

Oksana kannte ich schon. Sie war das jüngste der Poltawaer Mädchen, alle hielten sie noch für ein halbes Kind. Ich wußte, daß man ihr vertrauen kann. In einer kurzen Arbeitspause ging ich zu ihr.

»Die Arbeit geht dir ja nur so von der Hand«, sagte ich. Sie lächelte traurig, wußte nicht, ob ich sie lobe oder tadele.

»Weshalb ackerst du so und verlierst die letzten Kräfte?«

»Alle schuften, haben Angst vor dem Chef.«

»Nicht alle. Ich zum Beispiel ... Hast du Angehörige, Brüder?«

Sie nahm irgendein Aluminiumstück und legte es in die Kiste. Sie schaute mich an.

»Ich habe einen Vater«, sagte sie, »und drei erwachsene Brüder.«

»Und wo sind sie jetzt?«

Sie zögerte ein Weilchen und sagte dann fast weinend: »In der Roten Armee.«

»Siehst du, Oksana, so ist das. Und du drehst für ihre Feinde Motorenteile. Woher weißt du, daß aus einem Flugzeug mit den von dir gedrehten Teilen die deutschen Faschisten nicht deinen Vater oder Bruder töten?«

»Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Doch was kann ich schwaches Mädchen schon ändern?«

»Arbeite so langsam wie möglich, und mach möglichst viel Ausschuß. Wenn dich der Meister deshalb zur Rede stellt, sag ihm, daß du Hunger hast und keine Kraft, besser zu arbeiten. Sag es auch den Kameradinnen. Doch paß auf, geh damit nicht zu Hryciek

Stanasiuk. Sein Alter war in der Petljurabande und hat in der Ukraine gegen die Sowjetmacht gekämpft.«

Bald sank die Arbeitsproduktivität der »Ostarbeiter« in der Dreherei. Es wurde auch mehr Ausschuß festgestellt. Der Meister kochte vor Wut. Ich wiederholte in Gedanken: Kein Essen, keine Kraft!

Als ich aus der Fabrik ins Lager zurückkehrte, traf ich zwei französische Gefangene, die ich früher kennengelernt hatte. Wir umarmten uns herzlich. Sie fragten, wie es uns jetzt gehe.

»Man kann vor Hunger umkommen«, antwortete ich.

»Es dauert nicht mehr lange«, sagte der ältere der Franzosen.

Er erzählte, der Londoner Rundfunk habe gemeldet, daß die Faschisten in der Sowjetunion, bei Stalingrad, eine Niederlage erlitten hatten. Ganze Hitlerarmeen seien mit ihrem Marschall an der Spitze in Gefangenschaft geraten. Sie kamen ins Reden. Sie erzählten, sich gegenseitig übertönend, daß in diesen verbissenen Kämpfen beide Seiten erhebliche Verluste erlitten hatten, daß die sowjetischen Regimenter, auch wenn sie stark zusammengeschmolzen waren, wie Adler in den Angriff gingen, daß die faschistische Luftwaffe Stalingrad in einen riesigen Schutthaufen verwandelt habe, doch daß die Stadt das als eine »Festung siegreicher Trümmer«, wie es der Franzose ausdrückte, überstanden habe.

Die Deutschen sprachen schon seit langem von Stalingrad, allerdings nicht von einem siegreichen. Sie verbreiteten die Lüge, es sei gefallen. Ich eilte mit der erfreulichen Neuigkeit ins Lager. Bald herrschte in der Baracke eine festliche, gehobene Stimmung. Die Menschen drückten sich die Hände, sogar politische Gegner wie Stas Szadziwski, Sohn eines polnischen Offiziers, und der Komsomolze Arseni Orechwo, der belorussische Nationalist Lawon Jermalowitsch und Jan Karczewski, der sich nie für Politik interessiert hatte.

Nach dem Abendbrot eilte ich zum Stelldichein mit Mura. Ich berichtete ihr, daß die Deutschen bei Stalingrad eine Niederlage erlitten haben, daß die Rote Armee zur Offensive übergegangen ist und den Feind an allen Fronten schlägt.

»Sag das deinen Leuten, aber nur denen, auf die du dich verlassen kannst. Für die Verbreitung solcher Nachrichten haben die Nazis im Nachbarlager einen Polen erhängt.«

Mura fiel mir heftig um den Hals und küßte mich.

Eines Tages kontrollierte der Meister gegen Ende der Schicht meine Einzelteile. Den Ausschuß legte er in eine Schachtel.

»Zwanzig Prozent Ausschuß!« sagte er. »Sag bloß nicht, daß das keine bewußte Schluderarbeit ist. Das ist Sabotage!«

»Mir wird vor Schwäche schwindlig«, verteidigte ich mich.

»Wenn ich dir eins aufs Maul gebe, wird dir erst recht schwindlig werden«, drohte der Meister.

Die »Ostarbeiter« der ganzen Halle machten kein Hehl daraus, daß sie mein weiteres Schicksal beunruhigte. Eines Tages rief mich der Meister aus der Werkzeugabteilung von der Drehbank weg. Er befahl mir, den Sack mit den Abfällen ins Lager zu bringen. Im Lager waren Stoletow, Pytlak, Laroche und ein Meister in Zivil, den ich vorher niemals in der Fabrik gesehen hatte.

»Wir sind unter uns«, sagte der alte Meister in einem eigenartigen Polnisch. »Und was dich betrifft«, wandte er sich an mich, »sieh dich vor, du wirst bespitzelt.«

Ich wußte nicht, worum es geht. Da sagte Stoletow:

»Ihr habt in der Baracke Spitzel. Sie haben hinterbracht, daß du zur Sabotage anstiftest. Der Meister hat es in der Direktion gehört. Er warnt dich. Gib acht!«

»Was soll ich tun, ich habe schließlich nichts ...«

»Red nicht«, unterbrach mich der Meister. »Hier sind deine Kameraden. Auch ich bin wie du ein halber Pole. Im Herzen polnisch, nach den Papieren »Reichsdeutscher« aus Bunzlau!«

Grigori Stoletow faßte mich um die Schulter.

»Wir wollen nicht wissen, ob du in einer polnischen, russischen oder anderen Gruppe tätig bist. Doch darfst du jetzt nicht unangenehm auffallen. Du mußt gute Einzelstücke herstellen. Und hör auf, über Rundfunkmeldungen zu berichten. Achte auf die Nachbarn, die zu viele Fragen stellen.«

»Klar?« fragte der seltsame Meister. »Hast du verstanden?«

Ich ging. Erst an der Drehbank wurde mir der Ernst der Lage bewußt: Wegen Sabotage wird man aufgehängt. Und um die Beweise kümmern sich weder die von der Gestapo noch die von der SS, noch unsere Fabrikhunde. Gleichzeitig erkannte ich, daß es hier in Wetzlar an der Lahn eine organisierte illegale Widerstandsbewegung gab, die von Leuten, die erfahrener waren als ich, geleitet wurde, eine internationale Bewegung.

Ich beschloß, ein letztes Mal meine Franzosen zu besuchen. Gaston Plantevin und Henri Lefebvre waren gerade von einem Abstecher ins Dorf zurückgekehrt. Sie hatten eine Tasche voll junger Gänsedisteltriebe und einen halben Eimer Weinbergschnecken mitgebracht.

»Wir machen Frühlingssalat«, freute sich Gaston. »Die hier wissen nicht, was gut ist.«

Ich hatte nie zuvor weder Schnecken noch Salat aus Gänsedisteln gegessen. Ich dachte, daß die Franzosen damit den Magen betrügen. Denn auf der Arbeit ging es ihnen nicht allzu gut. Sie arbeiteten ebenso wie wir in der Fabrik, bekamen auch wenig zu essen. Ihre Lage war weitaus schlechter als die der französischen Kriegsgefangenen, die auf dem Lande arbeiteten. Jene hungerten nicht und halfen uns sogar, sooft sich dazu eine Gelegenheit bot. Meine Gastgeber waren lustig, die Zeit verging rasch im Ge-

sprach, und ehe ich mich's versah, war es Zeit, ins Lager zurückzukehren. Dort erwartete mich eine unangenehme Überraschung.

»Vor einer Weile hat Wachmann Festerling nach dir gefragt, er war wütend«, sagte mir Mieczek Simankowicz, mein polnischer Freund. »Wie bist du ins Lager gekommen? Sie lauern auf dich am Loch im Zaun des Lagers der Russinnen.«

»Ich habe so meine Wege.«

»Leg dich rasch hin«, riet Mieczek. »Wir werden sagen, daß du auf dem Lokus warst und krank bist.«

Ich zog mich schnell aus. Es dauerte nicht lange, da kam Festerling. Seine kleinen Schweinsäuglein blitzten boshaft.

»Wann bist du aus der Stadt zurückgekommen?« knurrte er.

»Ich war nicht in der Stadt.«

»Unser Lager und das Nachbarlager der Frauen wurden sorgfältig durchsucht. Du kannst nur in der Stadt gewesen sein. Weißt du nicht, daß das verboten ist? Zieh dich an und komm mit!«

Er brachte mich ins Büro der Wachmannschaft. Dort wartete Georg Langner auf mich, ein Invalide, ein noch junger, jedoch schon »verdienter« Wachmann und besonders gehässig.

»Wo warst du?«

»Auf dem Abort.« Ich drückte die Hände auf den Bauch und verzog das Gesicht zu einer Leidensmiene.

»Du lügst, du Schweinehund!« ereiferte sich Langner. »Du bist ohne Passierschein in die Stadt gegangen. Wo warst du? Bei wem? Was hast du dort gemacht?«

Sein Gesicht wurde blau vor Wut. Wir kannten diese Wutausbrüche. Ich beschloß, mich weiter krank zu stellen.

»Es tut weh«, ich hielt mir ständig den Bauch. »Das ist von der Kohlrübensuppe. Jeden Augenblick muß ich auf den Lokus.«

»Du lügst! Alle lügt ihr, ihr Hunde!« geiferte Langner und schlug mir mit der Faust ins Gesicht.

Ich schützte den Kopf mit den Armen. Jetzt trafen die Schläge meinen Rücken. Auch der hinter mir stehende Festerling stieß zu. Ich sprang zur Tür und floh auf den Platz. Keiner kam mir nach. Ich begann, die Gründe dieser Schikanen zu erraten. Wie oft war ich ohne Passierschein in der Stadt gewesen, und die Wachleute hatten getan, als ob sie es nicht sähen. Die Warnung, die mir die bisher unbekannten Kampfgenossen gegeben hatten, bekam bedrohliche Dimensionen.

Einige Tage vergingen. Ich verließ das Lager nicht mehr. Ich traf mich auch nicht mehr mit Mura am Stacheldraht. Ich wollte sie nicht in Gefahr bringen, falls ich tatsächlich von einem Spitzel beobachtet werden sollte. In der Fabrik überredete ich nicht mehr die Kameraden, die Arbeit zu sabotieren. Ich arbeitete so, daß ich nicht auffiel. Ich drehte die Einzelteile sorgfältiger, damit der Fehler schwer festzustellen war. In

das sich in den Kopfbacken drehende Einzelteil führte ich die Feile mit der stumpfen Seite ein und drückte so lange auf das Ende, bis das Außenteil teilweise nach innen drang. Dann beschnitt ich das Ende des Einzelstückes nach den in der technischen Zeichnung angegebenen Maßen. Übereinstimmung gab es nur im Vorderteil des Einzelstückes, tiefer im Inneren war es leer. Voller Genugtuung legte ich die so präparierten Einzelteile in die Kiste, wobei ich wußte, daß sie in absehbarer Zeit Defekte im Flugzeugmotor auslösen werden. Den Vertrauenswürdigen wiederholte ich weiterhin die Rundfunknachrichten.

Eines Abends kam Wasyl Michnowicz zu mir. Ich wunderte mich, denn wir hatten uns nie unterhalten. Wasyl begegnete mir mit Feindseligkeit und ich ihm mit Geringschätzung. Und plötzlich reichte Wasyl mir die Hand und lächelte freundschaftlich.

»Ich habe ein Anliegen an dich, Tomasz«, sagte er. »Ich habe gehört, daß du Franzosen und Belgier kennst. Sie verkaufen so allerlei. Mach mich mit ihnen bekannt, bürge für mich!« Ich zögerte. Handel treiben durften wir nicht. Und Wasyl war ein Spitzel. Ich sagte, daß ich keinen kenne. Er blieb eine Weile stehen und sagte:

»Ihr mögt mich nicht. Dazu habt ihr kein Recht. Ich bin genau solch ein Mensch wie ihr.«

»Nicht genauso, Wasyl ... Hör auf herumzuzschnüffeln. Schau nicht unter die Strohsäcke. Dann werden sie auch dich mögen.«

Er brummelte etwas in der Art einer Erklärung oder einer Drohung. Im Fortgehen riet er mir, es mir bis morgen zu überlegen.

Einige Tage später wurde ich in die Fabrikdirektion gerufen. Der Direktor begrüßte mich knurrend.

»Was hast du da wieder angestellt? Sprich!«

Ich hatte keine Ahnung, worum es geht.

»Ich habe nichts Schlechtes getan«, erklärte ich.

»Du befaßt dich mit Schwarzhandel!« brüllte er, mit der Faust auf den Tisch schlagend. »Vielleicht sind das eure lausigen politischen Kontakte? Du Schwein!«

»Ich habe keinerlei Kontakte.«

»Und wer hat Wasyl einen Pullover versprochen? Bei wem wolltest du ihn kaufen?«

Es hagelte ordinäre Schimpfwörter. Der Direktor sprang auf mich zu und versetzte mir mit Übung einen kräftigen Schlag auf die Nase. Ich schwankte und bekam neue Schläge auf das Kinn und den linken Kiefer. Ich fiel zu Boden. Blut strömte aus der aufgeschlagenen Nase.

»Hau ab, du Schweinehund! Du wirst für alles zahlen«, ereiferte er sich. »Bis zum Kriegsende wirst du zahlen. Es sei denn, du verreckst.«

Ich ging. In der Baracke wusch ich mir das Blut vom Gesicht, mußte aber lange kalte Umschläge machen, bevor ich die Blutung stillen konnte.

Die diensthabenden Wachleute ließen mich nicht einmal die dünne Mittagssuppe es-

sen. Festerling verhehlte seine Genugtuung nicht, als er in mein übel zugerichtetes Gesicht blickte.

»Da hast du eine Lehre erhalten, doch das ist erst der Anfang. Du wirst es noch begreifen, was es heißt, sich gegen uns aufzulehnen. Du wirst im Karzer sitzen.«

Sie sperrten mich in eine Kammer hinter dem Büro der Wachmannschaft. Ich hockte mich an die Wand. Die aufgeschlagene Nase und das Gesicht schmerzten, der Schädel brummte. Zum erstenmal saß ich im Dunkelarrest. Ich dachte darüber nach, was mir noch zustoßen könnte, und schlief ein, ohne die harten Bretter zu spüren.

Ein lautes Kommando riß mich hoch:

»Aufstehen!«

Langner öffnete die Kammertür.

»Du wirst nicht mehr in der Fabrik arbeiten«, sagte er. »Los, komm mit! Die Sachen läßt du den Kumpeln, du brauchst sie nicht mehr.«

Ich glaubte, daß man mich wegen Sabotage erschießen würde. Angst lähmte mich. Ich wollte leben. Ich war ja erst achtzehn Jahre alt!

Wir verließen das Lager und gingen durch bekannte Straßen. Wetzlar an der Lahn wurde noch nicht bombardiert, und das Leben hier ähnelte dem anderer Kleinstädte. Alte Frauen gingen eilig einkaufen, ein Soldat kam hinkend vorüber, sich auf einen Stock stützend, eine Gruppe Halbwüchsiger in Hitlerjugenduniform ging auf dem Bürgersteig. Irgendwo spielte ein Grammophon. Plötzlich erinnerte ich mich an Quiévrechain im Departement Nord in Frankreich, wo Vater in einer Grube gearbeitet und ich meine Kindheit verbracht hatte.

»Schneller!« trieb mich Langner an.

Wir betraten das Polizeirevier, und mein Wachmann übergab mich einem Polizisten in grüner Uniform. Er blickte auf das von Langner überreichte Schreiben und warf mir einen neugierigen Blick zu.

»Auflehnung? ... Sabotage? ... Antihitlerpropaganda?« zischte er gedehnt.

Ich hatte bisher nie etwas mit der Polizei zu tun gehabt. Ich blickte auf den Gummiknüppel, der auf dem Tisch lag, auf die breiten Schultern des Polizisten, seine kräftigen Arme und fleischigen Hände und fuhr zusammen bei dem Gedanken, was jetzt kommen würde. Wenn der zivile Direktor mich so brutal geschlagen hatte, was konnte man dann von einem Polizisten erwarten? Doch es geschah nichts.

»Komm mit«, sagte der Polizist.

Ich ging voran, ständig auf einen Schlag wartend. Zu beiden Seiten des Korridors befanden sich beschlagene Türen mit »Spionen«. Der Polizist öffnete eine von ihnen und bedeutete mir mit einer Kopfbewegung, in die Zelle zu gehen. Es war die erste Gefängniszelle in meinem Leben. Ein vergittertes Fenster unter der Decke spendete Licht. An der Wand stand eine aus Brettern zusammengezimmerte Pritsche, in der Ecke neben der Tür ein Kübel.

Mich ergriff eine böse Ahnung, die das Denkvermögen schwächte. Angst würgte

mich, die Angst eines gehetzten Menschen. Und da kam mir, o Wunder, die Poesie zu Hilfe. Ja, so war es, wenngleich es mir heute eigenartig vorkommt. Ich erinnerte mich nämlich an ein Gedicht von Puschkin, das ich in der sowjetischen Mittelschule gelernt hatte:

»Ich sitze im Kerker, die Mauern sind naß.
Ein Adler ist Freund mir im grauen Gelaß,
der trauert wie ich, und er hackt in sein Mahl,
er breitet die Flügel in klagender Qual.«

Dann fielen mir andere Gedichte ein – polnische, französische und wieder russische. Mit mir in der Zelle waren Lermontow, Nekrassow, Puschkin, dann wieder Mickiewicz, Konopnicka, Kasprowicz – Erinnerungen an die Schule in Salesje bei Glubokoje. Ich fand wieder Ruhe. Die Strophen der Dichter vertrieben die Angst des Menschen, der auf einen Schlag wartete, aus der Zelle.

Ein Polizist öffnete die Zellentür und führte mich in das Zimmer des Diensthabenden. In der Tür stand ein pausbäckiger Bursche mit einem flachsblonden Schopf. An der Jacke trug er den Buchstaben »P«.

»Wie geht es dir, Wanka?« flüsterte er, bemüht, mit mir russisch zu sprechen.

»Und wie geht es dir, Jasiu?« fragte ich, ebenfalls flüsternd.

»Ich bin nicht Jan.«

»Und ich nicht Wanka. Ich bin Tomek.«

»Pole?«

»So wie du. Aus Belorußland, »Ostarbeiter.««

Man hinderte uns nicht, uns miteinander bekannt zu machen. Ich erfuhr, daß mein »Jasko« bei einem Bauern gearbeitet hat. Er hat sich nicht ins Gesicht schlagen lassen, hat den Bauer weggestoßen – deshalb ist er hier. Ein älterer Polizist nahm unsere Papiere vom Tisch, und wir gingen zum Bahnhof. Auf dem Bahnsteig wimmelte es von Wehrmachtsangehörigen, die an die Front fahren. Sie hatten keine kämpferischen Mienen. Der Polizist setzte uns in den Gefängniswagen. Es war hier eng und finster. Durch die runde Öffnung im Blech, das das Fenster absicherte, fiel nicht viel Licht. Wieder stellte sich Angst ein. Sie bringen mich dorthin, wo ich keine Sachen mehr brauche. Also wohin? ... Aber ich lebe ja.

Mein Leidensgefährte hatte auch keine fröhlichen Gedanken. Ich fragte ihn:

»Weißt du nicht, wohin man uns bringt?«

Und da hörte ich das düstere Wort »Straflager«. Ich hatte es schon gehört. Mit dem »Straflager« hatte mir Festerling einmal gedroht. Doch damals klang es mir nicht so gefährlich. Jetzt aber spürte ich die unmittelbare Gefahr: das unbekannte, Todesangst auslösende »Straflager«.

»Arbeitserziehungslager« Frankfurt (Main)-Heddernheim

Wir fuhren lange. Ich verlor das Zeitgefühl. Der Hunger machte mir zu schaffen. Über einen Tag lang hatte ich bereits nichts gegessen. Endlich knirschte der Schlüssel im Schloß.

»Rauskommen!« brüllte ein Polizist. »Schnell, ihr Banditen!«

Erleichtert stiegen wir aus. Die Station war groß und sehr belebt. Auf den Bahnsteigen standen viele Züge, Soldaten- und Panzertransporte. Auf den Wagen mit den Flakgeschützen wachten Artilleristen, Ich sah zerstörte Gleise, einige verbrannte Waggons. Unweit ragten die Ruinen bombardierter mehrstöckiger Wohnhäuser hervor. Vor dem Bahnhof bestiegen wir ein Gefängnisauto. Es war eine enge, muffige Kiste. Wir fuhren lange kreuz und quer durch die Stadt, bis der Wagen schließlich hielt und die Tür aufging. Grelles Tageslicht blendete uns. Ich kniff unwillkürlich die Augen zu, dann blickte ich, benommen vor mich hin.

»Aussteigen!« brüllte ein Soldat in der Uniform der faschistischen Wehrmacht. An der Mütze hatte er einen Totenkopf. Ich wußte bereits, daß das ein SS-Mann ist. Ungeschickt sprangen wir hinab. Wir waren geblendet.

»Los! Schneller! Ich werd' euch beibringen, sich schnell zu bewegen!«

Unerwartet hagelte es Schläge mit der Reitpeitsche auf Kopf und Rücken. Ich schützte mich mit der Hand und rannte vorwärts. »Jasio« jagte mir nach.

»Kehrt, marsch!« befahl der SS-Mann. »Ich werde euch Disziplin und Ordnung beibringen!«

Halb benommen sah ich mich um. Wir befanden uns auf einem großen Platz, der mit feinem, schwarzem Kies bedeckt war. Auf dem Platz standen Holzbaracken. Der ganze Platz und die Baracken befanden sich in irgendeiner großen Geländeeinbuchtung. Oben, am Rande dieser Vertiefung, zog sich ein hoher Holzzaun entlang. Wir waren vollkommen von der Welt isoliert. Mir war, als ob ich mich plötzlich in der tiefsten Hölle befände. Der SS-Mann stand breitbeinig bei einer der Baracken. Er schwang ständig die Reitpeitsche. Dann schrie er:

»Sofort zurück!«

Aus dem Büro kamen zwei weitere SS-Männer. Gleichgültig blickten sie uns an. Wir waren hier nichts Neues. Voller Angst wandte ich mich dem mit der Peitsche zu. Ich stand einige Meter vor ihm. Aufmerksam verfolgte ich jede Bewegung, um rechtzeitig ausweichen zu können, wenn er wieder schlagen sollte. Neben mir stand »Jasio«. Der SS-Mann blickte uns mit zusammengekniffenen Augen an, wie eine Katze auf Mausefang.

»Im Laufschrift, marsch!« rief er.

Wir liefen vorwärts.

»Nieder! Auf! Im Laufschrift, marsch!«

Die Zeit verging, der SS-Mann aber wiederholte wie ein Automat:

»Nieder! Auf! Im Laufschrift, marsch!«

Mir raste das Herz, vor meinen Augen tanzten bunte Kreise, die Beine waren schwer wie Blei. Ich erhob mich vom Boden, fiel wieder hin und hoffte, daß das nun das letzte-mal sei, daß der SS-Mann endlich dieses unmenschliche Spiel unterbricht. Ich war am Ende meiner Kräfte. Geschehe, was mag, ich stehe nicht mehr auf, beschloß ich. Doch ich biß die Zähne zusammen, daß es schmerzte, fiel wieder nieder, stand auf, nieder, auf, beherrscht von dem Gefühl der Ratlosigkeit, des Hasses und der Erniedrigung.

In der Nacht träumte ich – und daran erinnere ich mich bis heute genau –, daß ich in die Arme eines Kraken fiel. Das Ungeheuer umschlang meinen Körper mit seinen gräßlichen Fangarmen. Es erfüllte mich mit Ekel. Ich wollte mich losmachen. Und plötzlich Gebrüll:

»Los! Los! Aufstehen!«

Das Getrappel beschlagener Stiefel und das Geräusch zu Boden fallender Hocker. Ringsum Panik, erschrockene Stimmen. Ich konnte mir nicht darüber klarwerden, wo ich mich befinde.

»Du, Neuer! Steh auf und zieh dich an, sonst zermalmen dich die SS-Leute.« Jemand zog mich am Arm.

Ich wurde wach. Ich befand mich in einer Baracke, die mit dreistöckigen Holzpritschen vollgestellt war. Von der Tür drangen drohende Rufe zu uns:

»Weiter! Los! Aufstehen! Ihr verfluchten Schweine!« Auf die Köpfe, Rücken und Arme der erschrockenen Häftlinge hagelten Schläge mit der Reitpeitsche. Vor Angst sprangen wir von den Pritschen. Im Nu war ich angezogen und lief mit einer Gruppe von Häftlingen in Richtung Tür. Zu beiden Seiten der Tür standen SS-Leute mit schlagbereiten Stöcken. Zwei weitere trieben die Menschen aus der Baracke.

Es mußte sehr früh sein, die Dämmerung hellte kaum den Himmel auf. Ein für die Häftlinge unfreundlicher Tag brach an. Unter den Füßen gluckerte das Wasser, denn es hatte die ganze Nacht geregnet. Es war kalt. Unerwartet stieß mir einer der SS-Leute den Kolben in die Rippen. Es schmerzte dumpf. Ich begann rasch zu laufen und trat irgendeinem Pechvogel, der sich den Kopf hielt und laut stöhnte, auf die Fersen. Aus der geplatzten Schädelhaut floß Blut, es tropfte auf die Kleidung. Panikartig lief ich an ihm vorbei und folgte im Laufschrift den anderen in irgendeinen Raum. Es war ein Waschraum. In den Keramikrinnen an den Wänden war etwas schmutziges Wasser. Kaum hatte ich die Hände naß gemacht, da kamen auch schon die SS-Leute. Endlich war ich wieder in der Baracke. Ich verkroch mich in meinen Winkel und harrete der Dinge. Als alle zurück waren, schlug die Barackentür zu. Von draußen drangen Schreie, Gebrüll und Stöhnen herein. Andere Baracken absolvierten ihre Morgentoilette.

»Schlagen sie oft so?« fragte ich meinen Nachbarn, einen Polen. Er hatte schon einige Wochen hier zugebracht.

»Immer, mein Bruder. Das ist hier das Arbeitserziehungslager Frankfurt (Main)-Heddernheim. Hier herrscht das Prinzip: Immer im Laufschrift, zum Waschen, zur Toilette, zum Mittagessen oder wohin auch immer. Immer muß du im Galopp eilen, und ständig, auf Schritt und Tritt, an jedem Ort, wo dich die SS-Männer erwischen, schlagen sie. Täglich kommen hier Menschen durch die unablässigen Schläge, das schlechte Essen, die schwere Arbeit um.«

»Wo arbeitet ihr?«

»Überall, beim Grabenausheben, in Fabriken, bei der Enttrümmerung der Straßen. Es gibt hier oft anglo-amerikanische Bombenangriffe.«

»Wann beginnt die Arbeit?«

»Um sechs«, erwiderte mein Leidensgenosse.

Plötzlich griff er mit einer raschen Bewegung in seine Kleidung und erwischte einen großen, glänzenden Floh.

»Ich hab ihn, das Biest«, zischte er wütend.

Er rieb ihn eine Weile zwischen den Fingern.

»Dieses ekelhafte Ungeziefer läßt uns nicht leben. Die Strohsäcke bewegen sich sogar von den Wanzen, und Flöhe gibt es auf dem Fußboden wie Ameisen, am Tage lassen sie einen nicht ruhig sitzen und des Nachts nicht schlafen.«

»Warum hat man uns so zeitig geweckt? Es ist jetzt spätestens vier.«

»Heute hat der schlimmste der SS-Leute Dienst. Das verfluchte Hinkebein, ein wahrer Sadist. Er humpelt über den Platz, und wen er erwischt, den brüllt er gleich an: ›Bück dich!‹ Und so haben wir ihn genannt.«

»Was heißt das?«

»Das wirst du gleich selbst herausbekommen«, sagte der Pole finster.

»Vergiß nicht, das wichtigste ist, sich ihm nicht zu widersetzen und keine Angst zu zeigen.«

Die Barackentür ging auf.

»Herauskommen! Appell!« brüllte der SS-Mann.

Vor der Bürobaracke stellten sich die Häftlinge in Reihen auf.

»Achtung!«

Ein großer, schlanker SS-Mann prüfte mit einem Rohrstock in der Hand die Reihen. Unter seinem Blick versteinerten die Häftlinge, als ob sie den Atem anhielten. Neben ihm hinkte ein bereits älterer SS-Mann mit sinnlichem Gesicht. Ich sah, wie einer der weniger Geduldigen sich den Rücken kratzte.

Das flinke Auge des Hinkebeins fand ihn sofort heraus.

»Komm mal her! Komm mal her!«

Aus der Reihe trat ein kleines, sommersprossiges Jungchen. Das Gesicht des Lahmen erstrahlte vor boshafter Freude. Mit der linken Hand prüfte er die Biegsamkeit des Stockes.

»Bück dich! Bück dich!« Er lachte böse.

Also das ist es, dachte ich niedergedrückt.

Der Sommersprossige stand vor dem SS-Mann. Er wußte nicht, ob der Lahme es ernst meint oder nicht. »Los! Los! Bück dich! Schnell!«

»Bück dich rasch, Bürschchen, oder es wird schlecht um dich bestellt sein!« flüsterte ihm jemand aus der Reihe zu.

»Bück-dich« fletschte zufrieden die Zähne und sagte munter: »Steck den Hintern raus, wie es sich gehört!« In den Augen des Häftlings erblickte der Mißhandelnde Entsetzen. Das wirkte wie das rote Tuch auf den Stier. Mit der linken Hand bog er den Kopf nach unten und mit der rechten schlug er mit großem Schwung auf das herausgestreckte Hinterteil. Der Geschlagene begann zu schreien, er riß sich hoch, um zu fliehen.

»Mein lieber Mann!« johlte vor Freude der SS-Mann. »Komm sofort zurück und bück dich!«

Angst verzerrte das Gesicht des Jungen.

»Bück dich! Bück dich!« sagte der SS-Mann zärtlich.

Der Unglückliche bedeckte das Hinterteil mit beiden Händen, Tränen rannen ihm über die Wangen. Er war noch ganz jung, sah aus wie sechzehn.

Auf dem Appellplatz herrschte eine düstere, Haß sprühende Atmosphäre. Gegenüber der Häftlingsreihe standen SS-Männer mit schußbereiten Maschinenpistolen. Große, graue elsässische Schäferhunde zerrten ungeduldig an der Leine. »Bück-dich« schlug in sadistischer Ekstase immer heftiger.

»Dummes Gör!« flüsterte irgendein älterer Mann. »Wenn er nicht aufhört zu zittern, wird er ihn totschiagen.«

»Bück-dich« hatte etwas gehört.

»Gefällt dir etwas nicht?« fragte er fast freundschaftlich. Er stieß den mißhandelten Jungen beiseite und zeigte mit dem Rohrstock auf den Mann, der geflüstert hatte.

»Komm her! Bück dich!«

Der Aufgerufene kam festen Schrittes heran und bückte sich. »Bück-dich« schlug dreimal fest zu. Es waren sehr starke Schläge, doch der Mann stöhnte nicht ein einziges Mal. In ihm war eine imponierende Würde.

»Hau ab, du dreckiges Schwein!« schrie der SS-Mann unlustig.

Zur Überprüfung des Häftlingsbestandes standen wir in der Haltung »Stillgestanden« auf dem Platz. Es war sehr kalt. Mit am Körper ausgestreckten Armen stand ich wie eine steinerne Statue, bemüht, mich nicht zu rühren. Hinzu kam, daß die Flöhe unbarmherzig bisßen. Nirgends hatte ich so viele Flöhe gesehen. Am Tag zuvor, als man uns in die Baracke gesperrt hatte, griff sofort eine riesige Invasion an, sie krochen aus den Ritzen im Fußboden. Ich fühlte, wie sie die Beine hochkrochen, den Bauch, den Rücken und die Brust angriffen, in den Hals bisßen. Ich war jedoch so müde, daß ich keine Kraft hatte, gegen sie anzukämpfen. Ich schlief die ganze Nacht wie erschlagen. Als ich

mich am Morgen anzog, sah ich, daß jeder Zentimeter meines Körpers durch rote Bißstellen gezeichnet war.

Die Wolken hingen tief, so daß sie fast die Dächer der Baracken berührten, und es fiel ein feiner, unangenehmer Nieselregen. Die Häftlinge schlugen die Kragen der grauen Lagerjacken hoch. Sie hatten auf den Rücken und den Hosen rote Streifen und die Buchstaben AEL (Arbeitserziehungslager). Die feuchte Drillichkleidung klebte an den Körpern. Die SS-Männer stellten sich in ihren Regenmänteln unter das schützende Wetterdach. Mir schien, als ob das nie ein Ende nähme. Ich fror mehr als im strengsten Winter bei uns. Wieder griff mein alter Bekannter, der Hunger, meine Eingeweide an.

Endlich kam der Befehl, in die Baracken zu gehen. Die Häftlinge ergriffen die Emailleschüsseln und standen blitzschnell vor der Küche Schlange. Die Ungeduldigsten drängelten, ohne sich anzustellen. Der Häftlingsdolmetscher schlug sie mit dem Stock und vertrieb sie. Trotz Hungers stand ich geduldig in der Schlange. Gierig ergriff ich meine Brotportion und die Schüssel mit der Suppe. Ich blickte auf das Brot und überlegte, ob ich es gleich essen oder die Hälfte für den Abend lassen sollte. Zweihundert Gramm mußten für den ganzen Tag reichen. Die Suppe war aus Kartoffelschalen, die durch den Fleischwolf gedreht waren, mit abgestandenem Wasser gekocht. Allein der Anblick dieser trüben Flüssigkeit erregte Brechreiz. Doch um zu leben, mußte man essen. Meine Kameraden verschlangen den Dreck und drängelten sich nach einem Nachschlag. Es waren bereits alte Lagerinsassen. Den Ekel überwindend, zwang ich mich zu essen.

Nach dem Frühstück machten wir uns, eskortiert von SS-Leuten, auf den Weg zur Arbeit. Wir gingen einen Feldweg entlang und dann durch die Straßen einer Stadt. Die Holzpantoffel an den abgemagerten Füßen schlugen trostlos gegen das Pflaster. Von Zeit zu Zeit bückte sich einer der Häftlinge, um einen Zigarettenstummel aufzuheben. Das war riskant. Wegen Kippensammelns wurde man von den SS-Leuten geschlagen.

»Lohnt es sich, wegen eines stinkenden Stummels anzuecken?«

»Ein Gewohnheitsraucher zieht dem Essen ein paar Zigarettenzüge vor. Das tötet das Hungergefühl und beruhigt die Nerven. Hier bekommst du für eine Handvoll Tabak eine Brotration.«

Der Pole Lojewski hatte schon Erfahrung als Häftling.

Wir bogen auf ein Feld ein, das von Gräben durchzogen war. Ein Mann in Zivil und ein Häftlingsdolmetscher gaben Schaufeln und Spitzhacken aus.

»An die Arbeit! Im Laufschrift, marsch, marsch!« brüllte der SS-Mann.

Wir begannen zu graben. Die SS-Leute gaben das Arbeitstempo vor, sie standen über den Grabenden und trieben sie an:

»Los! Schippen, hacken! Schippen, hacken! Schnell, schneller, ihr faules Pack!«

Die schweren, breiten Schaufeln knirschten und gruben sich unter Anstrengung in den harten Untergrund. Die Arme der Häftlinge wurden kraftlos. Ich spürte, daß ich

dieses Tempo nicht lange aushalte. Ich überlegte, wie ich meine Kräfte einteilen könnte.

»Lerne, mit den Augen zu arbeiten«, flüsterte Lojewski. »Sieh auf die alten Häftlinge.«

Ich bemerkte, daß meine Kameraden aufmerksam die SS-Leute beobachteten. Wenn diese sich entfernten, arbeiteten sie langsam, ruhten sich aus. Sie nahmen ein wenig Erde auf die Schaufel und standen leicht gebückt, den Schaufelstiel in den Händen haltend. Wenn der SS-Mann sich zu uns umdrehte, warfen sie mit raschen Schulterbewegungen die Erde aus dem Graben. Das erweckte den Eindruck, daß alle einwandfrei arbeiten. Mir gefiel diese Selbsterhaltungstaktik. Rasch schloß ich mich ihr an.

»Man muß die Kräfte schonen«, belehrte mich Lojewski. »Du bist jung und mußt überleben, damit du nach dem Krieg darüber sprechen kannst, was hier geschehen ist.«

Nicht alle hielten sich an diese Taktik. Einige Neue waren so eingeschüchtert, daß sie schnell arbeiteten. Sie wurden auch schnell so müde, daß sie sich kaum rühren konnten. Dann wurden sie von den SS-Leuten mit Kolben und Ochsenziemern so lange geschlagen, bis sie, blutüberströmt und voller Blutergüsse, das Bewußtsein verloren. Sie wurden ins Lager gebracht, wo man ihnen im Krankenrevier eine tödliche Phenolspritze gab.

»Lo-o-os! Arbeiten! Schnell, ihr Schweine!« hörte ich die Stimme des Häftlingsdolmetschers. Es war ein junger »Volksdeutscher« aus der Gegend von Poznan. Er war wegen Diebstahls ins Lager gekommen. Seine Hand war geübt im Umgang mit der langen Peitsche. Er schlug mit ihr, bis das Blut kam.

Einige Meter von dem Graben entfernt, in dem ich arbeitete, stieg das Terrain zu einer recht hohen Böschung an. Oben verlief ein Feldweg. Laut holpernd bewegte sich auf ihm ein großes Fuhrwerk, voll beladen mit Zuckerrüben. Es wurde langsam von zwei Ochsen gezogen, die von einem französischen Kriegsgefangenen gelenkt wurden. Die Häftlinge schauten verstohlen und gierig auf diesen Berg Essen. Ich blickte mich vorsichtig um. Der Dolmetscher sprach mit einem SS-Mann. Sie standen am anderen Ende des Platzes.

»Gib uns bitte ein paar Rüben!« rief ich auf französisch. Der Franzose reagierte sofort. Er lächelte freundlich und warf vielleicht ein Dutzend Rüben hinunter. Sie purzelten den schrägen Abhang hinab in die Gräben. Im Nu hatten die Jungen sie aufgesammelt.

»Kamerad! Für mich auch!« baten jene, die nichts abbekommen hatten.

Und wieder rollten einige Rüben vom Fuhrwerk. Leider blieben sie in einer kleinen Vertiefung nicht weit von unseren Gräben liegen. Unsere Blicke ruhten begehrllich auf ihnen, doch die Furcht vor den SS-Leuten hielt uns in Bann. Der entkräftete Mietek Gorski hielt es nicht aus. Er sprang hin, doch der Dolmetscher war schneller. Er versetzte ihm einen kräftigen Peitschenhieb ins Gesicht. Das Blut spritzte.

»Verfluchter Nazilakail!« fluchte einer von uns.

Ein SS-Mann kam herbeigelaufen.

»Du elendes Schwein, Rüben stiehlst du?«

Kolbenschläge. Nach einem dieser Schläge fiel der Junge in sein Taschenmesser. Er lag zu Füßen des SS-Mannes in einer Blutlache, die Nase zermalmt, die Zähne ausgeschlagen und heulte vor Schmerz. Er wollte aufstehen, da schlug ihm der SS-Mann mit dem Kolben gegen die Schläfe, einmal und noch einmal. Mietek drehte sich, sein Körper begann im Todeskampf zu zucken, dann bewegte er sich nicht mehr.

Wir arbeiteten schnell, um nicht aufzufallen. Uns tat der Junge leid, doch bangten wir um uns selbst. Jeden Augenblick konnte einen jeden von uns das gleiche Schicksal ereilen. Das war das Gesetz der Nazilager.

Schweren Schrittes kehrten wir ins Lager zurück. Die mit einer Schnur oder mit Draht zusammengebundenen Holzschuhe scharrtten über den Boden, scheuerten die lahmen, schmerzenden, mit Eiterwunden bedeckten Füße. Schmutzig, erschöpft und hungrig kamen wir schließlich auf dem Lagerplatz an. Ich träumte davon, so rasch wie möglich meine Ration zu bekommen und auszuruhen, und blickte in Richtung Küche. Während die SS-Leute den Gruppenbestand überprüften, drehten sich die Jungen ungeduldig um, sie wollten ein paar Worte wechseln.

»Ruhe!« brüllte der Sadist in Uniform. »Ich werde euch Zucht beibringen! Im Laufschrift, marsch!«

Die Abteilung setzte sich im Laufschrift um den Platz in Bewegung. Sie hatte bereits zwei, drei, fünf Runden hinter sich.

»Hinlegen! Auf! Marsch, marsch!« wiederholte der SS-Mann mit harter Stimme.

Mit übermenschlicher Willensanstrengung die letzten Kräfte zusammenraffend, um nur nicht aufzufallen, krochen die Häftlinge über den Boden, machten Froschsprünge. Endlich war Schluß! Auf schwankenden Beinen schlepten sie sich zu den Waschräumen. Das kühle Wasser tat wohl. Und nun konnten sie sich nach der Suppe aus Kohlrüben und Kartoffelschalen anstellen. Ein jeder Schluck des warmen, wenn auch elenden Fraßes war eine Lebenschance.

Nach dem Appell versammelte sich eine kleine Gruppe von Häftlingen in einem abgelegenen Winkel der Baracke, um sich zu unterhalten. Selbstverständlich flüsternd. Wir waren nach Lagerart wachsam, denn Gesprächsgegenstand war der verdammte Dolmetscher. Er hatte heute das Maß überschritten. Wir wußten, daß, wenn es so weitergeht, wir nicht dulden würden, daß er uns alle »fertigmacht«! Er war zu einer Bestie geworden.

»Heute haben wir den vierzehnten Mai 1943. Behalten wir dieses Datum als Todestag Mieczyslaw Gorskis in Erinnerung«, sagte Wladek Korecki. »Einst wird der Tag der Abrechnung kommen.«

Das ist auch mein erster Tag im Arbeitslager Frankfurt (Main)-Heddernheim, dachte ich traurig. Ein Datum, das auch ich nie vergessen werde, wenn ich hier lebend herauskomme.

Die Tage zogen sich jetzt endlos hin. Jeden Tag Drill, die Arbeit führte zu immer größerer Erschöpfung, wurde immer schwerer, dazu der Hunger, die Flöhe und die Wanzen. Ich wartete ungeduldig auf den Sonntag. Leider brachte am Sonntag die Pfeife das ganze Lager bereits um fünf Uhr früh auf die Beine. Es zeigte sich, daß wieder der Saldist »Bück-dich« Dienst hatte. Hinkend wand er sich zwischen den Häftlingskolonnen hindurch und schwang seinen geliebten Rohrstock. Jüngere SS-Leute schlossen sich der »Unterhaltung« an.

»Nieder! ... Auf! ... Im Laufschrift, marsch!«

Ein Dutzend Häftlingskolonnen erfüllte gehorsam die bestialischsten Launen. Man sagte hier »Gymnastik« dazu. Die Sonne brannte erbarmungslos, Schweißströme liefen uns in die Augen. »Bück-dich« ging zur Pumpe, die mitten auf dem Platz stand, pumpte Wasser in einen Eimer und füllte ein Glas. Dann hob er es hoch und zeigte es nach allen Seiten. Unser Henker trank langsam Schluck für Schluck, mit der Zunge schnalzend. Durst quälte uns.

»Vielleicht möchtet ihr auch trinken?« fragte er und goß sich Wasser auf die Hand, das Gesicht, den Hals. Endlich ging er und verschwand irgendwohin. Aus der Kolonne entfernte sich ein junger Häftling und rannte zur Pumpe, an der ein Zementbecken voller Wasser stand. Der Junge stürzte sich auf das Becken und trank gierig. Plötzlich tauchte wie aus dem Boden gestampft »Bück-dich« vor ihm auf. Er packte den Unglücklichen am Kopf und tauchte ihn unter Wasser. Der riß sich verzweifelt los, bemüht, Luft zu schnappen. Doch »Bück-dich« tauchte mit seinem ganzen Körpergewicht den Kopf des Häftlings wieder unter. Wir hörten Husten und das Glucksen des Wassers.

»Trinken wolltest du? Da trink dich satt, du polnischer Hund!« brüllte der SS-Mann.

Wir sahen, wie der Körper des Kameraden erschlaffte und kraftlos zu Boden sank. Wir schwiegen, wütend über unsere Ratlosigkeit, über unsere Ohnmacht.

So sprang ich also mit ausgestreckten Armen, kroch, wälzte mich am Boden und dachte mit Entsetzen daran, daß ich jeden Augenblick vor Erschöpfung umfallen könnte und dann ... Ich wußte, daß ich einen Moment ausruhen mußte. Ich riskierte es also:

»Ich muß austreten«, bat ich auf deutsch.

»Nein!« schrie der SS-Mann und drohte mit der Faust.

Ich »übte« also weiter, doch als der SS-Mann weiter vorn war, entwichte ich hinter die Barackenecke. Ich gelangte bis zur Holzbaracke, die mit Pappe bedeckt war. Das war der Abort. Unerträglicher Gestank drang in die Nase, auf dem Boden Urinlachen, vermischt mit Kot und Blut. Im Lager grassierte Durchfall. Ich wollte zurück, doch von den beiden Übeln ... Auch andere Häftlinge suchten hier Schutz vor den SS-Leuten. Über der Kloakengrube saßen Menschen – mit welcher Haut überzogene Skelette. Einige Raucher rauchten gierig eine Kippe, sicher hatten sie die Zigarette mit Brot bezahlt.

Mit Hilfe meiner Ellenbogen suchte ich einen freien Platz und setzte mich mit einem Seufzer der Erleichterung. Es vergingen zehn, fünfzehn Minuten. Der Abort füllte sich mit Neuen, und niemand wollte gehen. Plötzlich ein Warnruf:

»Fliehen!«

»Bück-dich« und der Dolmetscher kamen auf die Latrinen zu. Alle stürzten zum Ausgang, drängelten chaotisch, versperrten den Ausgang. In dieses Gewühl kam der Dolmetscher. Er schlug mit seiner langen, ihm unentbehrlichen Peitsche.

»Ich werd's euch geben, verfluchte Simulanten! Es wird euch vergehen, sich in Scheißerei zu flüchten!«

»Bück-dich« dirigierte mit dem Ochsenziemer und reihte die »Simulanten« in die Kolonne ein. Einen Moment der Unaufmerksamkeit ausnutzend, gelang es mir mit einigen anderen, mich in die an uns vorbeilaufende Kolonne einzureihen. Das Herz schlug mir vor Angst bis zum Halse, doch ich hatte Glück.

Der Dolmetscher machte mit den »Simulanten« eine »Abschreckungsübung«. Am Abend wurden sechs zu Tode erschöpfte Jungen ins Krankenrevier gebracht. Wir wußten, daß sie sterben würden.

Wieder schleppten wir uns, mit den Holzpantinen über das Pflaster schlurfend, zur Arbeit. Wieder zog sich die Woche endlos hin, und wieder brach ein höllischer Sonntag an. Erneut verließen einige von uns das Jammertal der Tränen und Leiden. Ich war überzeugt, daß auch mich eines Tages dieses Schicksal ereilen wird. Doch ich bemühte mich, mit der grauen Masse der Häftlinge zu verschmelzen, den SS-Leuten nicht ins Auge zu fallen. Wer in einem faschistischen Lager gewesen ist, glaubt mir, daß ich weniger Angst vor dem Tod hatte. Er hätte mich von den Demütigungen, den Qualen und dem Hunger befreit. Aber ich hatte Angst vor Schlägen! Damals freundete ich mich gerade mit Grigori Stoletow an, der auch hierher gekommen war.

»Bleib tapfer! Die Hölle muß überstanden werden!« wiederholte mir mein Freund.

»Du hast noch das ganze Leben vor dir.«

Diese Gespräche gaben mir Kraft. Grigori sprach nie über politische Themen, obwohl er doch »Politik machte«.

Kazik Karczewski erzählte mir, daß es hier einen Häftling gebe, der nicht wie wir hungere. Ich dachte, daß er den Dolmetscher meint. Ich wollte nicht das schäbige Essen, mit dem die Lakaien der SS-Leute bezahlt wurden. Es stellte sich aber heraus, daß es sich nicht um den Dolmetscher handelte, sondern um einen deutschen Häftling, der die Lagerhunde fütterte. Kazik und Wladek hatten von alten Häftlingen gehört, daß er kameradschaftlich sei. Wir glaubten, daß er den Hunden weniger Fressen gäbe, um sich selbst satt zu essen. Schließlich fütterten die SS-Leute die Hunde besser als uns, sie gaben ihnen nahrhaften Hundezwieback und Fleischsuppen! Wir hatten uns lang und breit über den Zwieback unterhalten, und seit der Zeit träumte ich davon wie ein armes Kind von einer Torte. Ich träumte nachts von den Zwiebäcken. Sie waren groß,

rochen gut, waren schmackhaft, ich knackte sie mit den Zähnen wie ein Wolf. Morgens wachte ich noch hungriger auf, völlig zerstoichen von den Flöhen und Wanzen, die kommenden Stunden verfluchend.

Die Wochen vergingen monoton. Mir war, als ob die Zeit stehenblieb. Eines Tages verlas der SS-Mann beim Morgenappell meine Nummer und befahl mir, vor dem Büro zu erscheinen. Das Herz schlug mir vor Hoffnung und Unruhe. Strafarbeit? ... Werde ich freigelassen? ... Vielleicht bringt man mich in ein anderes Lager. Ich stand an der Wand der SS-Baracke und wartete ergeben ab.

Als alle Kommandos zur Arbeit gegangen waren, rief der diensthabende SS-Mann meine »569« auf, den »Namen« eines Menschen, der vom Faschismus, von der Hand der Gestapo gezeichnet war. Ich stand vor ihm, die Mütze vom Kopf ziehend.

»Du wirst unsere Schlafräume und Büros saubermachen und den Fußboden aufwischen. Doch sorgfältig und sauber! Sonst wird es schlecht um dich bestellt sein. Besen, Eimer und Lappen sind in der Kammer am Ende des Korridors.«

Durch einen Fußtritt angetrieben, begab ich mich zur Kammer, um Lappen und Besen zu holen. In der Ecke standen zwei Eimer, der eine leer und der andere voll. Ich griff nach dem leeren und wollte schon hinausgehen, als der Inhalt des zweiten meinen Blick fesselte. Mir wurde ganz heiß, so beeindruckt war ich. Der Eimer war voller Suppe! Echter, guter Suppe! Dick war sie, mit Fleisch, Kartoffeln und Nudeln. Ich dachte, daß irgendein SS-Mann hier Essen aufbewahrt, um es später mit nach Hause zu nehmen. Vielleicht hat er eine große Familie, und mit Lebensmitteln sieht es schlecht aus. Der Krieg hatte auch dem »Reich« bereits Hunger gebracht. Ich blickte auf den Korridor. Niemand war zu sehen. Ich schloß die Tür, weil ich Angst hatte, daß der SS-Mann den Diebstahl entdecken könnte, doch der Magen verlangte eindringlich nach Nahrung. Ich hatte zwar keinen Löffel, doch wußte ich mir auch so zu helfen. Ich schöpfte eine ganze Handvoll Suppe und begann mein Festmahl. Ich spitzte die Ohren vor Angst, daß jemand kommen könnte. Die Suppe im Eimer hatte beträchtlich abgenommen. Ich war erschrocken über meine Verwegenheit, machte die Oberfläche glatt, leckte die Handfläche ordentlich sauber, verließ die Kammer und machte mich an die Arbeit.

Ich bespritzte den Fußboden mit Wasser und begann zu fegen., Auf dem Tisch bemerkte ich einen großen Aschenbecher voller Kippen. Als der SS-Mann sich umdrehte, schüttete ich rasch seinen Inhalt in eine Zeitung und steckte sie in einen Papierkorb. Ich wußte, daß ich für soviel Tabak von den Rauchern mindestens einen Laib Brot erhalten würde. Ich gestehe, daß ich mir später der Schlechtigkeit eines solchen Handels bewußt wurde. Ich feuchtete den Lappen an und zog ihn über die Bretter. Sie waren so schmutzig, daß sie gescheuert werden mußten. Doch meine Gedanken kreisten erneut um den Eimer mit Suppe. Ich kämpfte gegen diese Versuchung, doch der Wunsch, satt

zu sein, siegte. Ich ging in die Kammer und setzte mich an den Eimer. Ich hatte schon einen Bauch wie eine Trommel, doch die Augen wollten noch mehr.

Traurig blickte ich auf die schmutzigen Bretter, goß Wasser auf den Fußboden. Ich beeilte mich jetzt nicht, wollte die Zeit, zu der mich die »Strafe« trifft, so weit wie möglich hinauszögern. Als ich die schweren Schritte beschlagener Stiefel hörte, erstarrte ich vor Angst.

»Wo steckst du?« schrie der SS-Mann wütend.

»Hier«, erwiderte ich auf deutsch, dienstbeflissen, wie es die Lagerordnung vorsah.

Der SS-Mann sah unter das Bett. Der ganze Fußboden glänzte vor makelloser Reinheit. Er war wohl noch nie so sauber gescheuert worden. Das Gesicht des SS-Mannes hellte sich auf.

»Bring die Klamotten in die Kammer. Dann nimmst du dir von dort den Reisigbesen und fegst den Platz.«

Er weiß noch nicht, daß ich von der Suppe gegessen habe, dachte ich erleichtert. Ich nahm den Korb, der die wertvollen Kippen enthielt, und überlegte, wie ich sie am besten in die Baracke schmuggle. Ich fürchtete mich vor einer Kontrolle. Jemand öffnete die Tür. Ein Häftling trat ein, mir freundlich zublinzelnd. Ich stand in der Haltung, die wir nicht nur in Gegenwart von SS-Leuten, sondern auch vor deutschen Funktionshäftlingen einzunehmen hatten.

»Pole oder Russe?« fragte er sehr leise.

»Deutscher?« fragte ich statt einer Antwort.

»Kameraden!«

Wir standen uns gegenüber, beide verlegen. Schließlich hob er die geballte Faust, doch es war eine freundschaftliche Faust! Ich deutete auf den Eimer mit Suppe. Mein erster deutscher Freund im Lager ergriff ihn und ging zur Tür. Ich blickte ihm nach. Er ging geradenwegs zum Hundezwinger. Die Hunde begrüßten ihn mit freudigem Gebell, und er schüttete einem jeden der Reihe nach Suppe aus dem Eimer ein.

In mir war eine große Ruhe – ein spürbares Gefühl wie eine Berührung. Ich machte mich ans Fegen. Es war keine schwere Arbeit. Man mußte so tun, als ob man etwas machte, als ob es Arbeit gäbe, denn der Platz wurde im allgemeinen saubergehalten. Ich ging zur Latrine, um auszuruhen. Ich krümelte den Tabak aus den Kippen, es kam ein ganz schönes Häufchen zusammen.

In die Baracke kehrte ich zusammen mit meinem Kommando zurück. Die Jungen standen an der Tür, ungeduldig auf Suppe wartend. Auch ich nahm meine Portion, doch jetzt erfüllte mich ihr Geruch mit Widerwillen. Nur auf ein Stückchen Brot hatte ich Appetit.

»Möchtest du meine Suppe?« fragte ich Wladek Kubary.

Er nahm sie, ohne zu zögern, als hätte ich sie ihm schon gestern angeboten.

Ich fragte:

»Weißt du vielleicht, wer Tabak gegen Brot tauschen würde?«

Es meldeten sich einige auf den Pritschen.

»Ich gebe dir eine Schnitte Brot für vier Gedrehte«, sagte ein schon kahl werdender Riese.

»Laß dich nicht übers Ohr hauen«, flüsterte Wladek. »Für eine Schnitte Brot geben sie nur drei.«

»Was wiegelst du ihn auf!« rief der Tabakliebhaber. »Vier oder ich rede nicht mehr darüber! Ich zahle ehrlich.«

»Einverstanden«, sagte ich.

»Ich kann dir täglich Tabak gegen eine Scheibe Brot abnehmen.«

Ich tauschte mit dem Riesen den Tabak ohne Gewissensbisse. Er hatte immer genügend Brot. Ich weiß nicht, woher.

Alle drei Monate kam ein Gestapo-Mann mit Dolmetscher ins Lager und fällte Urteile *en gros*.

»Im Durchschnitt sitzt man hier sechs Wochen«, erklärte mir der Häftling Leszek Stankiewicz.« »Nach dieser Zeit ist bereits jeder für den Weg in die andere Welt fertig. Ich sitze, weil ich nach Hause geflohen war. Sie haben mich gefaßt und mir zwölf Wochen Straflager gegeben, das Doppelte, denn mein Bauer hatte mir eine sehr schlechte Beurteilung ausgestellt. Irgendwie stehe ich es durch.«

»Ich sitze schon acht Wochen«, sagte der Lagersänger, ein Russe, ein guter Kamerad. »Der Richter müßte jeden Tag kommen.«

Ich wartete auf dieses »Gericht«. Ich hatte Angst, doch ich wartete. Wartete auf irgendeine Veränderung. Schließlich verlas der SS-Mann während des Morgenappells einige Häftlingsnummern. Die Aufgerufenen stellten sich an die Büromauer. Auch meine Nummer war aufgerufen worden. Wir warteten, bis die Kommandos zur Arbeit ausgerückt waren, und blieben im Lager.

»Was werden sie mit uns machen?« fragten wir uns.

Die Morgenkälte setzte uns zu. Um warm zu werden, schlugen wir die Arme gegen den Körper und hüpften auf der Stelle, es war unser »Lagertanz«. Gegen neun befahl man uns, vor dem Büro Aufstellung zu nehmen. Dort war jenes »Gericht«. Der zuerst Aufgerufene war nur kurz dort. Wir hörten Gebrüll in deutscher Sprache und die Schreie des sowjetischen Häftlings. Wir wußten, daß geschlagen wird. Der Häftling kam taumelnd heraus und lief stöhnend zu den Baracken, ohne unsere Fragen zu beantworten. Auch die Folgenden bekamen mehr oder weniger Schläge. Allmählich war ich an der Reihe.

»Weshalb schlagen sie?« fragten wir den Funktionshäftling.

»Der Richter verliest die Anklagen, und wer sich nicht dazu bekennt, bekommt Schläge und ein höheres Urteil.«

»Was soll ich machen? Ich weiß doch nicht, wessen ich beschuldigt werde.«

»Sich bekennen, aber nicht zu allem. Such dir eine Schuld aus und sag: »Jawohl!«

Ich betrat das Zimmer, in dem »Recht« gesprochen wurde. Wieder war die Lage-
rangst in mir. Hinter dem Tisch saßen zwei Gestapo-Männer. Einer von ihnen nahm ei-
nen Ochsenziemer vom Tisch und fragte mich nach meinem Namen.

»Kiryllow, Tomasz«, antwortete ich stotternd.

»Wie alt bist du?«

»Achtzehn und vier Monate.«

»So jung und schon ein gefährlicher Bandit!« brüllte der andere Gestapo-Mann.

»Du betreibst Antihitlerpropaganda?« fragte der »Richter«. »Sabotage? Schwarzhan-
del? Sprich!«

Er begann, etwas in den Dokumenten zu suchen, die auf dem Tisch lagen.

»Gestehst du es?!« zischte der polnisch sprechende Gestapo-Mann. Er hob den Och-
senziemer. »Wozu bekenntst du dich?«

Leugnen hat keinen Sinn, es hilft sowieso nichts, tönten mir die Ratschläge des er-
fahrenen Häftlings in den Ohren.

»Ich bekenne mich zu Gesprächen in der Baracke«, antwortete ich.

»Nur?!« brüllte der uniformierte SS-Mann.

Ich spürte einen brennenden Schmerz. Der mit dem Ochsenziemer hatte mir eins
über den Rücken gegeben.

»Hau ab, du Scheißer!« schnauzte der andere auf polnisch. »Weg!«

Blitzschnell sprang ich aus dem Zimmer. Am nächsten Tag erhielt ich eine rote Arm-
binde, die ich an den linken Ärmel heften mußte. Ich überlegte beunruhigt, was das be-
deuten könnte. Eines Tages begegnete mir der Häftling, der die Hunde versorgte. Er
deutete mit dem Finger auf die Binde und sagte sehr herzlich:

»Kameraden.«

Ich war ein junger Bursche, hatte bisher auf dem Lande gelebt, war ohne jegliche Le-
benserfahrung. Das, was mit dem Tag um mich herum geschah, seit ich die rote Arm-
binde trug, fesselte mich immer mehr. Ich war jemand, den man hier schätzte. Ich sah,
daß die rote Armbinde mein Ansehen in den Augen der Älteren, die schon ihre Erfah-
rungen mit dem Faschismus gemacht hatten, hob. Aber erst später in Buchenwald, im
Kommando der SS-Baubrigade V in Hesdin erfuhr ich, was »politischer Häftling« wirk-
lich bedeutete, daß ich das Recht hatte, darauf stolz zu sein. Damals wußte ich noch
nicht, daß hier in den Nazilagern die Freundschaft aller Antifaschisten geboren
wurde. Ich war schließlich weder Kommunist noch Sozialist, doch das Wort »Kame-
rad« ist mir zur Losung geworden.

Die Aufenthaltsdauer im Lager betrug durchschnittlich sechs Wochen, ich aber war
schon über zwölf Wochen hier. Neue Häftlinge kamen und gingen. Ich beobachtete
auch, daß es im Lager immer mehr Häftlinge mit roten Armbinden gab.

»Unmittelbar vor deiner Ankunft«, sagte mir Edek, der Dolmetscher, »haben sie ei-
nen ganzen Transport von Häftlingen mit roten Armbinden weggebracht.«

»Wohin?«

»Das weiß ich nicht. Die SS-Leute sammeln die mit roten Armbinden, bis ein ganzer Transport zusammen ist, und bringen ihn irgendwohin.«

Es kam der 3. August 1943. Alle Häftlinge mit roten Armbinden wurden verständigt, daß sie an dem Tag nicht arbeiten gehen. Gegen Mittag brachte uns ein SS-Mann ins Bad. Das Wasser war heiß, und das allein war schon ein Grund zur Freude. Wir bekamen Seife, und niemand trieb uns an. Endlich konnten wir uns baden. Voller Wonne stellte ich mich unter den Wasserstrahl. Mit den Fingernägeln kratzte ich eine dicke Schmutzschicht ab. Auf dem Körper blieben lange weiße Streifen zurück.

»Man bringt uns wahrscheinlich an die Ostfront und reiht uns in die Organisation Todt ein. Wir werden Gräben ausheben«, sagte Michal Godlewski, der irgend etwas vom Wächter gehört hatte. Fluchend schrubbte er die behaarte Brust.

»Das wäre zu schön!« erwiderte Rysiek Kujawa. »Die Hälfte von uns würde zu den Partisanen überlaufen.«

»Wohin man uns auch bringen mag, überall wird es besser sein als hier!« knurrte Janek Ortowski. Auch ich wartete ungeduldig auf die Abreise. Nach dem Baden brachte uns die SS ins Kleiderlager. Wir zogen unsere Zivilkleidung an.

»Wir werden frei sein!! Ihr werdet sehen!« freute sich Janek, und sein Optimismus steckte auch uns an. Wir begaben uns zur Station. Wir waren ungefähr fünfzig Mann und hatten nur zwei Begleiter. Auch das erfüllte uns mit Zuversicht. Wenn wir nicht allzu sehr bewacht werden, heißt das, daß wir nicht wieder hinter Stacheldraht kommen. Wieder ein gutes Zeichen! Wir stiegen in normale Abteile eines Personenzuges. Wir hatten gute Laune und waren voller Hoffnung auf ein besseres Schicksal. Ich fragte den Begleiter, wohin man uns bringt.

»Das werdet ihr sehen«, entgegnete er geheimnisvoll. Dabei lächelte er beinahe freundlich.

Konzentrationslager Buchenwald

Die Räder des Waggons dröhnten rhythmisch auf den Schienen. Telegrafmasten huschten am Fenster vorüber. Eine Wolke weißen, dichten Dampfes, die hinter der Lokomotive herzog, verdeckte uns für einen Augenblick den Horizont. Auf den Feldern nahm das Leben seinen normalen Lauf. Die Bauern mähten Getreide. Stoppelfelder hoben sich als gelbe Flecken von den grünen Rechtecken der Hackfrüchte ab. Phlegmatisch zogen Ochsen auf den Feldwegen riesige Wagen. Nach den vielen Monaten in stinkenden Baracken nahmen wir jetzt voller Neugier die Dorflandschaft in uns auf. Einige schiefen ein, die Köpfe an die Schultern der Kameraden gelehnt. Ich ging zur Toilette. Ich bemerkte, daß die Fensterscheibe kaputt war. Es hätte genügt, sie leicht zu berühren, damit sie aus dem Rahmen fällt. Das wäre eine gute Gelegenheit zu fliehen! Aufgeregt kehrte ich ins Abteil zurück. Ich setzte mich zu Janek und erzählte ihm davon.

»Die SS-Leute passen fast gar nicht auf uns auf. Wenn wir durch einen Wald kommen, können wir aus dem Zug springen.«

»Wozu das riskieren? ... Willst du eine Kugel in den Kopf bekommen oder dich umbringen? Sie werden uns ohnehin freilassen, wirst sehen! Ich habe ein gutes Vorgefühl.«

Er war Optimist wie viele meiner gefangenen Kameraden.

»Weshalb hat man uns dann nicht gleich freigelassen und transportiert uns, wer weiß wohin?«

»Mach, was du für richtig hältst. Ich fliehe nicht.«

Ich saß in meiner Ecke, mein Gehirn arbeitete: Sich allein durch ein fremdes, feindliches Land durchkämpfen? Zu zweit wäre es besser ... Das Risiko lohnt sich nicht. Ich wurde von Janek geweckt.

»Wir steigen aus«, sagte er. »Das ist die Endstation.«

Auf einer großen weißen Tafel, die auf dem Bahnsteig hing, las ich »Weimar«.

»Hier lebte der große deutsche Dichter Goethe«, sagte ich. Ich wollte den Kameraden imponieren. Sie zuckten die Achseln.

Wir gingen vom Bahnhof auf die Straße. Die Jungen sahen sich neugierig um, einige entfernten sich ein wenig.

»Nicht auseinandergehen«, sagte unser Begleiter. »Man wird euch gleich abholen.«

»Du siehst selbst, daß es hier anders ist. Man treibt uns nicht zu Fuß, sondern fährt uns.«

»Wohin?«

»Das werden wir sehen. Nirgends kann es schlechter sein als im ›Arbeitserziehungslager‹.«

Es kamen zwei große Lastkraftwagen mit Plane. Aus dem Fahrerhaus sprangen SS-Leute.

»Alle aufsteigen! Los! Schnell!«

Wir machten lange Gesichter. Einige SS-Leute stießen uns mit Maschinenpistolen in

Richtung Lastkraftwagen. Als man uns verladen hatte, schlossen die SS-Leute das Verdeck, und die Wagen setzten sich in Bewegung. Wir fuhren ständig bergauf. Der Weg führte durch einen Wald. Zu beiden Seiten standen große Buchen. Es dauerte ziemlich lange, und das Auto holperte über Schlaglöcher. Ich sah deutlich, wie wir einen Stacheldrahtverhau passierten, dann einen zweiten. Endlich hielten wir vor einem großen eisernen Tor. Ins Auge fiel die in Eisen geschmiedete Inschrift »Jedem das Seine«. Vor dem Tor standen mit Maschinenpistolen bewaffnete SS-Leute. Zu beiden Seiten des Tores zogen sich hohe Einzäunungen mit vielen Stacheldrahtreihen entlang. Die Einzäunung wurde überragt von hölzernen Wachtürmen, auf denen SS-Männer an Maschinengewehren standen.

»Und nun wird man uns freilassen?« fragte ich Janek boshaft.

Ein dichter Ring von SS-Leuten mit Maschinenpistolen, die auf uns gerichtet waren, umgab uns. Begleitet von einer Eskorte mit Hunden, gingen wir durch das Tor. Ein SS-Mann, ein höherer Dienstgrad, mit einem stumpfen, bösen Gesicht zählte uns. Vom Tor kamen wir auf einen großen Platz. Im Hintergrund befanden sich lange Baracken. Wir blickten uns unsicher um.

Aus einer Straße zwischen den Baracken tauchten einige menschliche Gestalten auf. Sie trugen einheitliche Kleidung, blau-grau gestreift. Ich bemerkte, daß sie auf der linken Brustseite rote Dreiecke mit dem schwarzen Buchstaben »P« aufgeheftet hatten.

Wir stellten uns in einer Reihe auf und marschierten hinter dem SS-Mann her. In der dritten Barackenreihe, die von dem übrigen Lager durch Stacheldraht getrennt war, stand der Block 17. Ein nicht großer, untersetzter Häftling mit einem »T« auf einem roten Dreieck, also ein Tscheche, öffnete uns das Tor. Wir standen angetreten vor der Baracke.

»Ihr seid hier in Quarantäne. Jeder neue Transport bleibt zwei Wochen hier. Ihr werdet einer Desinfektion unterzogen, erhaltet Lagerbekleidung, und erst dann werdet ihr nach den Nationalitäten auf die Blocks verteilt. Ihr müßt Ruhe bewahren und für Ordnung sorgen. Ich bin hier der Stubendienst, ihr habt mit allem zu mir zu kommen. Habt ihr verstanden, was ich gesagt habe?«

Es wurde angeordnet, daß wir ins Bad marschieren. Zuerst mußten wir uns nackt vor den Friseuren aufstellen: Der eine scherte uns die Haare vom Kopf, ein anderer jegliche weitere Körperbehaarung. Der Reihe nach stiegen wir in ein großes Waschfaß, das mit einer Karbollösung gefüllt war. Wir mußten den ganzen Körper eintauchen. Schließlich gelangten wir zu den Duschen. Das Wasser war leider kalt. Zum Schluß kamen wir, leidlich gewaschen, in die Kleiderkammer. Hinter einer Lade standen Häftlinge. Sie gaben uns gebrauchte Wäsche, Drillichzeug, Mützen und Holzpantinen. Ich hatte ein ungutes Gefühl.

Im Quarantäneblock erhielt ich einen schwarzen Winkel* und einen weißen Stoffstreifen mit der Nummer 14 640. Solange ich noch meine Zivilkleidung getragen hatte,

hatte ich auf irgendeine Veränderung gehofft. Diese gestreifte Kleidung machte mir klar, daß ich zu Lageraufenthalt verurteilt bin.

* Der Autor war wegen antifaschistischer Propaganda und Sabotage an der Rüstungsproduktion des faschistischen Deutschlands in das KZ Buchenwald verschleppt worden. Seine Kennzeichnung mit dem schwarzen Winkel durch die SS als »Asozialer« und »Arbeitsscheuer« verfolgte die Absicht, die Zwangsarbeiter und deren politische Haltung zu diskriminieren. (Die Red.)

In Wetzlar hatte ich Kontakt zu Tschechen gehabt, ich konnte sie verstehen. Als der tschechische Häftling sechs starke Leute haben wollte, die Suppe aus der Küche holen sollten, meldete ich mich sofort. Ich rechnete damit, irgendeinen Rest abzubekommen. Das große Gebäude der Lagerküche befand sich etwas unterhalb von Block 17. Die Suppe, die wir bekamen, war besser als die im »Arbeitserziehungslager«, sie war schmackhafter und dicker, einige Kartoffelstückchen schwammen darin.

Der Abendappell vor der Baracke verlief rasch und reibungslos. Da es an Betten fehlte, legten wir uns in der Baracke auf den Fußboden. Eine angenehme Überraschung: Es gab hier keine Flöhe. Ich schlief wie ein Toter. Am Morgen bekamen wir eine Scheibe Brot und einen Topf schwarzen Kaffee. Es kamen ältere Buchenwaldhäftlinge zu uns und fragten, woher wir seien. Sie sprachen uns Mut zu. In der Quarantäne verging die Zeit langsam und monoton. Die Häftlinge spazierten am Tage über den Platz oder saßen tatenlos in der Stube. Ich war sehr bemüht, Kontakt zu den anderen aufzunehmen.

»Auch hier leben Menschen«, sagte ein Häftling. »Man darf nicht verzagen.« Er trug einen roten Winkel. »Ich sitze schon seit zehn Jahren in Konzentrationslagern und bin überzeugt, daß ich wieder herauskomme.«

Ich starrte ihn an. Das schien mir unwahrscheinlich. Er sagte, daß er seit dem Tage sitze, an dem Hitler an die Macht gekommen war und man Kommunisten, Gewerkschaftsfunktionäre, Sozialdemokraten und andere hinter Stacheldraht gebracht hatte. Davon hat uns später auch der Buchenwaldhäftling Olek (Aleksander Cichocki), Funktionär der polnischen Linken, berichtet. Jetzt hörten wir zum erstenmal, daß ein Mensch schon so lange in Lagern zugebracht hat. Immerhin war das mehr als die Hälfte meines Lebens! Ich wußte nicht, ob ich es fertigbringen würde, hier zehn Wochen auszuhalten. Ich wog nur noch achtundvierzig Kilo, war Haut und Knochen.

Ich kam dann in den Block Nummer 23. Ich fühlte mich sehr unwohl. Im Block traf ich nur den Blockältesten, den Stubendienst und den Schreiber an. Alle anderen waren am Morgen zur Arbeit gegangen.

Jeder Block war durch einen Korridor untergliedert. Geradeaus befanden sich der Waschraum und die Toilette, an den Seiten gab es zwei Eingänge zu den Flügeln A und B. Jeder Flügel bestand aus einem Speise- und einem Schlafraum. Im Speiseraum waren Tische und Bänke aufgestellt, an den Wänden hingen kleine Schränke. In der Ecke des Raumes hatte der Stubendienst seinen Winkel. Er war durch einen Schrank abge-

trennt und mit einer Decke zugehängt. Im Schlafraum standen dreistöckige Holzpritschen dicht beieinander. Überall herrschte eine Sauberkeit, die es weder im früheren Lager noch in der Quarantäne gegeben hatte. Ich erhielt eine Decke und zwei Laken. Mein Stubendienst war ein Häftling in mittleren Jahren, nicht groß, unersetzlich, ein ernstes Gesicht, doch die Augen waren nicht streng. Er trug ein rotes Dreieck mit dem Buchstaben »P«. Er zeigte mir einen freien Platz.

»Gibt es in diesem Block viele Polen?« fragte ich ihn.

»Du bist im polnischen Block. Hier sind nur Landsleute. Wenn du das Bett gemacht hast, feg den Schlafsaal aus. Dann hilfst du mir im Speisesaal.«

Am Abend kehrten die anderen Häftlinge in den Block zurück. Sie griffen nach den Handtüchern und eilten in den Waschraum.

»Wir haben einen Neuen«, sagte der Stubendienst. »Wo habt ihr einen freien Platz?«

»Komm hierher. Setz dich!« Man bat mich an den dritten Tisch. »Solch einen Jüngling haben sie unserem Block zugeteilt?« wunderte sich mein Nachbar. »Du solltest, lieber Landsmann, bei den Minderjährigen sein. Bist du schon achtzehn?«

»Achtzehneinhalb«, erwiderte ich leise.

Mein Nachbar schüttelte den Kopf. Er fragte, woher ich sei. Als ich es ihm sagte, nickte er verständnisvoll mit dem Kopf.

»Heute bin ich dran mit Nachschlag«, sagte er. »Du wirst ihn für mich nehmen.«

»Morgen bekommst du meinen«, sagte ein anderer.

Ich machte kein Hehl aus meiner Verwunderung. Ich verstand es noch nicht, meine Gefühle zu verbergen, und Tränen rannen mir über die Wangen.

»Kopf hoch, Bruder!« Mein Nachbar klopfte mir auf die Schulter. »Du hast zwar den Bauch verloren, verlier aber nicht den Mut. Vom Boden kann man sich wieder erheben, doch Zusammenbrüche werden in Lagern nicht geheilt.«

»Heraustreten zum Appell!« rief der Stubendienst.

Das Lagerorchester marschierte über die Hauptlagerstraße zum Appellplatz und spielte einen Marsch. Hinter dem Orchester gingen die Häftlingskolonnen, nach den Blocks geordnet. Wir nahmen unsere Plätze ein. Über uns braute sich wie eine schwarze Fahne der aus dem Krematorium emporsteigende Rauch zusammen. So standen wir eine Stunde. Die Zeit wurde immer länger. Der Wind wehte. Ich schlug den Kragen hoch und kroch in mich zusammen. Aus dem grauen Himmel begann es zu regnen.

»Wann geht dieser Appell zu Ende?« fragte ich den Nachbarn.

»Sie haben keine Eile. Mitunter dauert der Appell zwei, drei Stunden. Und wenn der Bestand nicht stimmt, weil jemand in einem Winkel gestorben ist, dann stehen wir so lange, bis sie ihn gefunden haben. Es ist schon vorgekommen, daß wir eine ganze Nacht so gestanden haben. Viele sind damals auf dem Platz gestorben.«

Im Schlafsaal trat ein Häftling an mich heran.

»Hat dir der Stubendienst das Bett dort unten zugeteilt?« fragte er, wobei er sich umsah, ob ihn auch niemand hörte.

»Ja.«

»Schlaf dort nicht! In der Ecke ist oben ein freier Platz. Frage, ob du den bekommen kannst.«

»Ich schlafe lieber unten. Von oben kann ich herunterfallen.«

»Überleg es dir, Mensch! Das Bett dort unten wird von allen gemieden. Ich werde dir was sagen, verrate mich nur nicht.« Er blickte sich wieder um und flüsterte:

»Der Häftling, der dort geschlafen hat, hat sich erhängt.«

»Ich habe keine Angst vor Geistern«, erwiderte ich.

Kaum hatte ich meinen Kopf auf das Keilkissen gelegt, das mit Häcksel gefüllt war, da war ich auch schon eingeschlafen. Ich schlief jedoch unruhig. Doch das nicht wegen des »Geistes«. Mich verfolgte der Anblick des Krematoriums, das Rauch spie, und ich wurde bebend wach. In diesem Zustand wartete ich auf den Morgen. Ich war nicht ganz bei mir, als mir der Stubendienst die Decke wegzog. Mit zitternden Händen zog ich die gestreiften Hosen und die Jacke an. Eilig strich ich die Decke glatt und rannte in den Waschraum.

»Du, Neuer, warte mal«, rief es hinter mir her, »mach dein Bett ordentlich, sonst wird dir der Stubendienst die dünnen Knochen zählen. Das Bett muß glatt wie ein Brett sein, deines aber sieht aus wie die Lagerstätte eines Bären.«

Ich kehrte um, ebnete das Stroh und glättete die Decke mit einem Brett, doch trotz größter Mühe kam ich nicht an die anderen heran. Ich nahm meinen Platz am Tisch ein. Ungeduldig wartete ich auf das Frühstück. Vier Häftlinge brachten einen Korb mit Schwarzbrot und einen Kessel heißen Kaffee. Der Stubendienst verteilte Brot und Marmelade. Sein Gehilfe schenkte den bitteren schwarzen Malzkaffee aus. Es herrschte Stille. Ich verstand schon diesen Ernst, schließlich wurde Brot zugeteilt. Eine jede Portion wurde auf einer speziell konstruierten Waage, die die Häftlinge angefertigt hatten, gewogen. Eine Holzleiste war in der Mitte mit einer Schnur umwunden, an den Leistenarmen hatte man Bindfäden mit angespitzten Stöckchen befestigt. Die Brotportionen wurden auf die Stöckchen gespießt, und der Wiegende hob die Waage hoch. Waren die Portionen ungleich, schnitt man von der größeren Portion eine Scheibe Brot ab und fügte sie der kleineren hinzu.

»Hör zu, Söhnchen«, wandte sich ein älterer, grauhaariger Häftling an mich, der wie ein »Herr« aussah. »Mit dieser Portion mußt du den ganzen Tag auskommen. Erst wenn du von der Arbeit zurückkehrst, gibt es einen Teller Suppe. Ich rate dir, die Hälfte des Brotes fürs Mittagessen aufzuheben. Auf diese Weise läßt sich der Hunger leichter ertragen. Und das, was du im Mund hast, schluck nicht hinunter, sondern lutsche es.«

Ich lutschte also langsam das Brot, wobei ich es sorgfältig mit Speichel vermischte,

um die Freude am Essen zu verlängern. Voller Bedauern schob ich die halbe Portion unter die Jacke.

»Du, Vierzehn Sechshundertvierzig, wie heißt du?« wandte sich der Stubendienst an mich. »Du bist der Arbeit im Steinbruchkommando zugeteilt worden.«

»Da haben sie's dir aber gegeben!« Michal Zielinski schüttelte den Kopf. »Das ist eines der schlimmsten Kommandos, der Steinbruch. Der Kapo und die Vorarbeiter haben grüne Winkel. Es sind meist Kriminelle. Sie treiben zur Arbeit an und schlagen.«

Wir standen bei den Steinhäufen. Nicht weit von uns erhob sich ein Felsen. Auf dem steilen Abhang waren Schienen gelegt, auf denen Loren standen, Eisenwagen mit Deichsel.

»Du wirst Steine aufladen«, sagte der Vorarbeiter. Es war ein kleiner, ungeschlachter Mann, den man den »rothaarigen Otto« nannte. Leicht geneigt, wiegte er sich in den Hüften. In der Hand hielt er einen langen Stock. Er trug den grünen Winkel der »Kriminellen«. Gemeinsam mit dem sowjetischen Häftling lud ich Steine auf die Lore. Als sie voll war, spannte der Vorarbeiter sechs Häftlinge mit Gurten an die Deichsel. Die Häftlinge legten sie auf die Schulter und zogen den Wagen.

»Schnell! Schnell!« brüllte der Kapo. Es war eine schwere Arbeit. Die mit Steinen beladene Lore zog nach hinten, die Häftlinge quälten sich mit der Last ab.

»Da siehst du, Bruder«, sagte Pawel Afanasjew, ein ehemaliger Feldscher, »auch wir werden hier zugrunde gehen.«

»Ruhe!« brüllte der Vorarbeiter. »Arbeiten! Schnell!«

Wir luden Steine in die zweite, dann in die dritte Lore. Ein Augenblick Erholung, und schon kam die erste Lore zurück. Die Träger mußten sie bremsen, damit sie nicht aus den Schienen sprang. Der Vorarbeiter schlug auf die Häftlinge ein, »der Disziplin wegen«.

»Das ist ein Strafkommando«, sagte Pawel.

Gleich am Rande des Felsabhangs schlug ein SS-Mann mit dem Gewehrkolben einen Häftling. Dieser schützte seinen Kopf mit dem Arm und wich zurück. Der SS-Mann drang vor und stieß ihn schließlich in den Abgrund. Wir sahen, wie er mit weit ausgebreiteten Armen nach unten fiel. Die Jacke flatterte im Wind. Ich schloß die Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich den Häftling unbeweglich liegen.

»Für das Töten eines Häftlings bekommt ein SS-Mann drei Tage Urlaub«, erklärte mir ein anderer Buchenwaldhäftling, der auch hierher strafversetzt worden war. Es besteht keine Aussicht, daß ich hier lebend herauskomme, dachte ich, es sei denn, es geschieht irgendein Wunder.

Die Mittagspause schien mir wie eine Erlösung. Ich ruhte mich liegend aus, wie es die anderen taten. Die Funktionshäftlinge brachten einen Kessel warmen Kaffee. Ich stand abseits und schaute auf das Gedränge am Kessel. Wenn es wenigstens Suppe wäre! Ich schaffe es auch noch zum Schluß, dachte ich. Doch das war ein Irrtum. Der

Kaffee reichte nicht für alle. Ich sah, wie die Häftlinge den Kessel umringten und sich mit den Händen den Kaffeesatz herausholten. Ich zog das Brot hervor.

»Und wenn ich vor Hunger sterben sollte, ich werde keinen Satz essen«, sagte ich zu Afanasjew.

Die Pause war kurz, und wir luden wieder Steine auf die Loren.

»Feierabend!« verkündete endlich der Vorarbeiter. »Das Werkzeug saubermachen und zusammenlegen.«

Mit einer zusätzlichen Last beladen, stellten wir uns auf: Jeder Häftling des Steinbruchkommandos mußte täglich einen Stein mitnehmen.

»Nimm keinen kleinen, sonst haut dich der SS-Mann zusammen und gibt dir einen noch größeren«, warnte mich Pawel Afanasjew.

Mit den Steinen auf der Schulter zogen wir wie die Sklaven zur Zeit der Pharaonen beim Bau der Pyramiden in einer langen Kolonne bergan. Am Lagertor schmetterte das Orchester einen Marsch. Wir marschierten im Gleichschritt. Auf dem Platz angekommen, warfen wir die Steine auf einen Haufen.

Ich war ständig schrecklich müde und hungrig. Weder die Schüssel Suppe noch der Nachschlag, den mir mein Tischnachbar abtrat, konnten meinen Hunger stillen. Der Magen, der durch das Hungern zuvor zusammengeschrumpft war, blieb ruhig, solange er leer war. Jetzt, als ich eine Schüssel voll Suppe gegessen hatte, begann er zu arbeiten und verlangte eindringlich mehr Nahrung.

Die folgenden Tage ähnelten einander. Schwere, zwölfstündige Arbeit in den Steinbrüchen und systematische Unterernährung. Täglich sah ich mit an, wie SS-Leute Kameraden erschlugen. Jeden Abend konnte ich den Rauch aus dem Schornstein des Krematoriums aufsteigen sehen. Ich befürchtete, daß ich eines Tages vom Felsen gestoßen oder während eines Fluchtversuchs erschossen und so mein Häftlingsdasein enden würde. Doch ich wollte leben und kämpfen. Ich sah keine Gelegenheit, die Arbeit zu sabotieren. Mit Entsetzen stellte ich fest, daß mir, je schwächer ich wurde, meine Umwelt um so gleichgültiger war. Abends lauschte ich den Nachrichten von der Front. Woher hatten jene, die sie uns zukommen ließen, diese Meldungen? Sie besagten, daß sich die deutschen Okkupanten unter dem Ansturm der Roten Armee zurückziehen, daß über dem »Reich« der Himmel den Geschwadern der Alliierten gehört. Das hob meine Stimmung und machte Hoffnung.

»Der Steinbruch macht dich fertig«, sagte eines Tages der ältere, grauhaarige Kamerad, der wie ein Beamter aussah. »Von Tag zu Tag wirst du einem Skelett ähnlicher. Du mußt dich unbedingt um eine leichtere Arbeit bemühen, sonst wirst du umkommen.«

»Wie soll ich das machen? Ich habe hier keinerlei Verbindung.«

»Von Zeit zu Zeit suchen sie Facharbeiter, Elektriker, Schlosser, Klempner, Tischler und andere.«

»Ich bin kein Handwerker«, sagte ich. »Ich habe ein Jahr an der Drehbank in einer Fabrik für Flugzeugmotoren gearbeitet.«

»Hier werden auch Dreher beschäftigt, und zwar in den Gustloff-Werken. Dort sind zwar keine freien Plätze mehr, aber du könntest dich als Tischler melden. Kannst .du nicht mit der Axt umgehen? Sieh zu, wie es die anderen machen, und tu dasselbe. Die Kameraden werden dir helfen. Wichtig ist, die Meister am ersten Arbeitstag zu betrügen.«

Ich verstand es nicht allzu gut, gerissen zu sein. Von frühester Jugend an, zu Hause, in der Schule und in der Kirche, war mir beigebracht worden, immer die Wahrheit zu sagen und ehrlich zu sein. Hier in Buchenwald sprach der Geistliche Klimek uns von den Lügen frei. Er sagte:

»Wenn du den Verbrecher betrügst, kämpfst du. Den Feind muß man mit derselben Waffe bekämpfen, die er gegen dich verwendet.« Ich wartete ständig auf eine Gelegenheit. Mein Schicksal war ungewiß.

Der grauhaarige Kamerad war Hauptmann gewesen. Auch er behauptete, daß man gegenüber dem Feind keine Skrupel haben darf. Der Draht teilte die Welt in zwei Lager, das des Bösen und das der Gerechtigkeit. Der Stärkere und Listigere gewinnt. Einmal hörte ich ein Gespräch zwischen dem älteren »Herrn« und Michal Zielinski mit an.

»Das ist fast noch ein Kind, Herr Hauptmann. Sie haben ihn unter Mutters Federbett hervorgeholt«, sagte Michal. »Bevor ihn das Leben den Kampf ums Dasein lehrt, wird er umkommen. Solch ein Ehrlicher geht drauf, bevor sie einen Dreher brauchen.«

»Nimm dich seiner an, Michal«, sagte der Hauptmann, und das klang wie ein Auftrag, wie ein Befehl.

Der Hauptmann war ein Mensch mit entschiedenen Ansichten, glaubte an eine Vormachtstellung Polens und erkannte außer der Idee, für die er sich in den Legionen Pilsudskis geschlagen hatte, keine weiteren an.

Viele Kameraden stimmten nicht mit ihm überein. Doch sie achteten ihn. Sie regten ihn zu Kriegserzählungen an, und er erzählte interessant.

»Polen ist immer treu ... «, begann er einmal.

»Doch nur Polen, denn der Papst hat die Hitlertruppen gesegnet, die dieses »treue Polonia« okkupiert haben. Seine Pflicht wäre es gewesen, alles zum Schutze der Katholiken zu tun«, mischte sich unerwartet Marian Kubicki ein.

»Woher diese Weisheit?« entrüstete sich der Hauptmann.

»Textilarbeiter aus Lodz bin ich und kenne das Leben ein wenig von einer anderen Seite als du.«

Es entbrannten Diskussionen, leidenschaftlich, doch nicht feindselig. Aber der Hauptmann winkte ab und schwieg. Er tat mir leid, doch Kubicki hatte schließlich recht, wenn er sagte, daß die armen Leute sich über die Ankunft der Roten Armee gefreut hatten. Es ist aber auch wahr, daß die Reichen sie haßten. Ich sagte es nicht. Ich

war der Ansicht, daß ich zu jung sei, um mich älteren Personen zu widersetzen. Außerdem wollte ich nicht Menschen gegen mich aufbringen, die mir helfen wollten, Buchenwald zu überstehen.

In das Gespräch mischte sich ein pockennarbiger, bereits älterer Häftling ein. Er sprach überzeugend, ein wenig wie ein Tribun, und sagte, daß nach dem Krieg die Arbeiter die Macht in ihre Hände nehmen werden. Auch in Polen.

»Du bist Kommunist«, sagte ein Kamerad, der »Magister« genannt wurde. »Polen wird wieder groß und stark sein, so wie es der Hauptmann sehen will und ich.«

»Was für ein Polen?« fragte Olek. »Reiche und solche, die nichts besitzen? Ein solches Polen willst du, Freund?«

Ich überlegte, daß es im Vorkriegspolen für solche wie mich keine Zukunft gegeben hatte. Vater hatte zwar eine kleine Wirtschaft in Soriki. Nach Abschluß der Grundschule mußte ich aber zu wohlhabenderen Bauern gehen, um etwas zu verdienen. Erst als auch wir die Sowjetmacht hatten, konnte ich in der Mittelschule lernen. In jedem Lager hatte ich gern freundschaftliche Kontakte zu sowjetischen Häftlingen hergestellt. Immer hatten sie mich als den Ihren betrachtet, und das nicht nur, weil ich fließend Russisch sprach, wenn auch mit belorussischem Akzent. Ich hatte mich davon überzeugt, daß sie sehr kameradschaftlich und solidarisch waren, daß sie einander halfen.

Eines Abends saß ich in der Stube am Tisch und sah zu, wie die Kameraden mit aus Lehm geformten Figuren Schach spielten. Da ertönte es aus dem Lautsprecher, der über der Tür hing:

»Achtung! Achtung! Mayr sofort ans Tor!«

Ich kannte Mayr nicht persönlich, doch sein Name hatte sich mir eingeprägt, denn er wurde oft über Lautsprecher gerufen. Er war der Funktionshäftling, der die Kartei über den Häftlingsbestand in Buchenwald führte. Er stammte aus Kassel und war 1933 als Sozialdemokrat verhaftet worden.

Der Lautsprecher schnarrte und gab Lagermeldungen durch.

Eine davon interessierte mich sehr: »Dreher melden sich in der Arbeitsstatistik.«

Am nächsten Tag eilte ich sofort nach Arbeitsschluß zur Arbeitsstatistik. Hier stand schon eine ziemlich lange Schlange. Im Büro saßen zwei Funktionshäftlinge, ein Pole und ein Tscheche. Sie schrieben meine Nummer auf: »Vierzehn Sechshundertvierzig.« Ich kehrte in die Baracke zurück, ohne meine Freude zu verheimlichen.

»Auf die Transportliste haben sie dich gesetzt, sagst du?« fragte der Hauptmann.

»Sie haben mich eingetragen. Ich fahre irgendwohin. Ich bin gespannt, ob es besser oder schlechter sein wird.«

»Du fährst in eine Außenstelle von Buchenwald, nach Schönebeck bei Magdeburg. Dieses Kommando arbeitet in den Junkers-Werken, einer Flugzeugfabrik. Dort muß man ziemlich schwer arbeiten, bekommt aber gut zu essen und wird nicht schlecht behandelt. Du hast Glück, daß du dich hier losgerissen hast.«

Gemeinsam mit anderen Drehern wurde ich in einen Güterwagen verladen. Trotz der Auszehrung hatten alle fröhliche Mienen. Wir glaubten, besseren Bedingungen entgegenzufahren.

Am Abend kamen wir in Schönebeck an. Das Lager war nicht groß, drei Holzbaracken, die sich an das große Fabrikgelände anschlossen. Hinter der hohen Stacheldraht-einzäunung erstreckten sich tote Lehmfelder. Hier und dort ragten kahle Sträucher empor. Vor den Baracken standen Gruppen von Häftlingen. Sie sahen elend aus, doch erblickte ich unter ihnen keinen einzigen »Muselmann«, wie die SS die abgezehrten Häftlinge zynisch nannte. Man spürte keine Todesstimmung wie in Buchenwald. Es bellten keine dressierten Elsässer Schäferhunde, es brüllten und schlugen auch keine Kapos oder SS-Männer. Und das wichtigste – es war kein Krematoriumsschornstein mit schwarzer Rauchfahne zu sehen. Der Stubendienst, ein Gorale aus der Gegend von Zywiec, begrüßte mich mit einem freundlichen Lächeln.

»Du paßt nicht zu uns«, sagte er, »Haut und Knochen. Wir werden unsere liebe Not haben, dich so weit zu bringen, daß du wieder einigermaßen aussiehst. Ich bringe euch einen Neuen«, wandte er sich an die Häftlinge, die am Tisch an der Wand saßen. »Kümmert euch um ihn, daß er uns nicht abkratzt. Er ist jung und nicht an ein Lager gewöhnt.«

Der Stubendienst brachte mir Schüssel und Topf. Ich kam gerade zum Abendbrot und bekam eine Schüssel voll Suppe. Schon lange hatte ich keine solche Suppe in Lagern gegessen. Ich muß recht gierig gegessen haben, denn mein Nachbar bat, mir Nachschlag zu geben, wenn etwas im Kessel bliebe. Dankbarkeit und Rührung drückten mir die Kehle zu.

Am anderen Ende meines Tisches saß ein großer, junger Häftling. Vor ihm lag ein originelles Instrument, ein ungefähr ein Meter langes Brett, das mit einer Saite bespannt war. Er zupfte die Saite mit dem Daumen der linken Hand, in der rechten hielt er eine Flasche und führte sie über die Saite. Das Instrument gab klagende, melodische Laute von sich, ähnlich den Tönen einer Hawaiigitarre. Im Nu versammelten sich Zuhörer um den Tisch. Franus spielte einen Tango, Krakowiaks und volkstümliche Melodien. Ich hörte wie verzaubert zu. Doch die Müdigkeit tat das Ihre. Ich stützte mich auf den Tisch und schlief ein. Die Musik hatte auf mich wie ein Wiegenlied gewirkt.

»Steh auf, Bruder, zum Appell.« Der Stubendienst rüttelte mich an der Schulter.

Ich reihte mich rasch ein. Mich wunderte, daß der Appell nicht auf einem Platz wie in Buchenwald stattfand. Er dauerte nicht lange. Ein großer, dicker SS-Mann kam in die Baracke, zählte die Reihen durch, brummte etwas durch die Zähne zum Blockältesten und ging in die nächste Stube. Ich legte mich ins Bett und fiel in einen tiefen Schlaf. Ich schlief so fest, daß ich am nächsten Morgen durch das Wecken nicht wach wurde.

»Wir müssen nachsehen, ob er atmet«, sagte der Stubendienst, durch meine Reglosigkeit beunruhigt. Er nahm meine Hand, untersuchte den Puls. Ich rührte mich

nicht. Ich träumte etwas sehr Ungereimtes. Ich hörte im Unterbewußtsein ein Gespräch, doch schien mir, daß es nicht mir galt.

»Der Puls ist in Ordnung. Es ist wohl eine Lethargie. Er ist unglaublich erschöpft, soll er schlafen. Wir befreien ihn vom Appell, aber ruf den Pfleger.«

So schlief ich nun zwei Tage und zwei Nächte.

Am dritten Morgen rüttelte mich der Stubendienst sehr heftig und rief: »Wach auf! Du wirst mir noch vor Hunger sterben. Du mußt essen.«

Nach langem Hin und Her öffnete ich die Augen. Geistesabwesend schaute ich mich um.

»Willst du nicht essen?« fragte der Stubendienst. »Suppe habe ich nicht, aber ich habe die Brotrationen von zwei Tagen aufgehoben.«

Ich begann mich anzuziehen. Ich überlegte, ob das stimmt, denn mir war, als hätte ich mich erst gestern abend hingelegt, Außerdem kannte ich die Lagergesetze. Wer erlaubte es, im Lager so lange zu schlafen? Ich wusch mich und ging in die Stube.

»Hier hast du dein Brot«, sagte der Stubenälteste und gab mir tatsächlich drei Portionen Roggenbrot. »Zwei Portionen von den letzten Tagen und eine von heute«, erklärte er. »Ich habe ein paarmal versucht, dich zu den Mahlzeiten zu wecken. Beim Appell habe ich angegeben, daß du krank bist.«

»Ich danke Ihnen für die Betreuung«, sagte ich leise.

»Hier ist der polnische Block. Wir halten gut zusammen. Wir wissen aus den Erfahrungen von Oswiecim, Buchenwald und Nordhausen, daß das sein muß, sonst gehen wir unter.«

Ich setzte mich an den Tisch und begann zu essen. Der lange Schlaf hatte den geschwächten Organismus gestärkt. Ich aß gleich zwei Brotrationen, und trank den schwarzen, bitteren Kaffee dazu. Dann verließ ich die Stube und ging durch das Lager. Niemand war auf dem Platz. Die Häftlinge, die in der Frühschicht arbeiteten, waren in der Fabrik, die von der Nachtschicht schliefen in der Baracke. Durch den Stacheldraht sah ich Menschen und Autos, die sich auf der Straße bewegten. Es war ein anderes Bild als in Buchenwald. Ich hatte nicht mehr den Rauch des Krematoriums vor Augen, sah auch keine auf den Beinen wankenden Skelette. Hier dachte ich zum erstenmal: Ich komme durch!

Der Weg vom Lager zur Fabrik war nicht lang und führte zwischen Stacheldraht hindurch. Es gab in der Fabrik viele Abteilungen. Die Halle, in die man mich führte, war größer als die in Wetzlar. In langen Reihen standen hier Drehbänke der verschiedensten Typen. Es war warm, roch nach Schmiere und dem unter den Drehstählen erhitzten Metall. Die Maschinen dröhnten monoton. Das kannte ich schon. Ich wartete auf den Meister und beobachtete die Arbeit der Häftlinge. Niemand stand hinter ihnen, und niemand schrie. Hier müßte man das Ende des Krieges abwarten können, dachte ich. Die Kameraden hatten recht gehabt, als sie sagten, daß man nicht verzagen dürfe.

Am Ende der Halle stand eine freie Drehbank, ein Halbautomat. An einer solchen hatte ich auch in Wetzlar gearbeitet.

»Neu?« fragte auf ukrainisch ein Häftling, der in der Nähe arbeitete. »Du wirst an ihr arbeiten.«

Der Meister kam.

»Hast du schon mal an einer Drehbank gearbeitet?« fragte er.

»Ja, habe ich.«

»Na, dann zeig, was du kannst«, brummte er.

Mit sicheren Bewegungen legte ich eine dicke Eisenstange ein, befestigte sie in den beweglichen Backen des Kopfes und schaltete die Maschine ein. Der Kopf rotierte. Dünne Metallspäne, die sich spiralförmig drehten, fielen zu Boden.

»Gut«, stellte der Meister fest. »Hier hast du eine technische Zeichnung des Teiles, das du drehen wirst. Es muß alles exakt sein. Und daß es mir keinen Ausschuß gibt!«

Ich holte mir Material, und so begann meine Arbeit bei den Junkers-Werken in Schönebeck. Es war hier leichter als in Buchenwald, doch arbeitete ich zwölf Stunden täglich. Am schlimmsten war die Nachtschicht. Gegen Morgen fiel ich vor Müdigkeit um. Doch beklagte ich mich nicht. Das Essen und die Behandlung waren besser als in Buchenwald. Ich bemühte mich, wie die anderen Häftlinge zu arbeiten, um bei den SS-Leuten nicht aufzufallen. Jene, die auffielen, und die Kranken, schickte man nach Buchenwald. Und nicht nur dorthin. Man sprach mit Grauen von Bergen-Belsen, einem Lager, aus dem es keine Rückkehr gab.

Der Krieg forderte Ersatzteile für die Flugzeuge. Ich wollte meinen Todfeinden nicht bei der Rüstung helfen. In Wetzlar hatte ich die Arbeit sabotiert, und es endete für mich mit dem Straftransport. Jetzt arbeitete ich wieder, um mich am Leben zu erhalten, in der deutschen Rüstungsindustrie, mit verzweifelter, kraftloser Erbitterung. Immer wenn ich ein neues Teil für ein Flugzeug zu drehen begann, überlegte ich, ob ich nicht ein Kollaborateur sei. Doch ich war einer von Hunderttausenden Ausländern aus ganz Europa, die zwangsweise in die Fabriken gebracht worden waren, darüber hinaus noch ein Häftling. Verräter waren jene, die freiwillig mit den Nazis zusammenarbeiteten. Schließlich wäre ich lieber an der Front als hinter Stacheldraht. In Buchenwald hatte man mir gesagt: »Das wichtigste ist, durchzukommen und nach dem Krieg dem Lande zu dienen.« Das hatten uns Sniegucki, Cichocki und Ostankowicz gelehrt.

Die Tage schleppten sich eintönig und langweilig dahin. Abwechslung brachten lediglich die Konzerte Franeks auf dem einsaitigen Instrument. Ich fühlte mich schon bedeutend besser. Der Stubendienst gab mir oft Nachschlag, die Wangen glätteten sich, und ich war schon kein Skelett mehr. Nur die in den Steinbrüchen durch die Holzpantinen aufgeriebenen Knöchel an beiden Füßen begannen zu eitern und wollten nicht heilen. Ich bekam auch Eiterwunden an den Gelenken der große Zehen. Ich ging regelmäßig ins Krankenrevier, doch half es nicht viel. Die Geschwüre breiteten sich aus. Das Gehen fiel mir immer schwerer.

»Geben Sie mir bitte irgendeine gute Salbe«, bat ich den tschechischen Lagerarzt, zu dem mich Roman Adamowicz aus Rabka, mit dem ich mich angefreundet hatte, gebracht hatte.

»Deinem Organismus fehlen Vitamine, Mineralsalze und wenigstens ein bißchen Fett. Du hast zu lange gehungert, und Salbe hilft dir nicht«, erwiderte der Tscheche. Er zeigte Mitgefühl. Er wusch die Wunden, verband sie und gab mir ein bißchen Salbe. Leider hatte er recht. Der Zustand meiner Beine verschlechterte sich, die Füße schwellen an, und es fiel mir schwer, die ganze Schicht über an der Drehbank zu stehen. Ich hatte Angst vor einer Rückkehr nach Buchenwald. Unter Qualen ging ich arbeiten und flehte den Arzt um Hilfe an. Eines Tages drückte der Arzt, als er sich den großen Eiterherd ansah, der sich auf dem Gelenk der großen Zehe gebildet hatte, unerwartet dagegen. Die Stelle war dick, blaurot. Ich schrie, strampelte mit dem Bein. Ich hatte immer Angst vor dem Anblick von Blut. Voller Entsetzen blickte ich auf das Skalpell in der Hand des Doktors.

»Bitte nicht schneiden. Es geht von allein auf«, bat ich.

»Stell das Bein auf den Stuhl«, sagte er streng.

Ich fühlte einen heftigen Schmerz, als ob man mein Bein mit etwas Heißem berührt hätte. Ich biß die Zähne zusammen. Das brachte mir Erleichterung, doch die Wunde brannte trotz des Verbandes unerträglich.

Ich war wirklich krank. Ich konnte mich kaum bis in die Stube schleppen. Trotzdem ging ich arbeiten. Ich bemühte mich, den Meister nicht merken zu lassen, daß ich krank bin. Die Norm konnte ich irgendwie erfüllen. Doch mein Gesundheitszustand verschlechterte sich mehr und mehr. Die Wunden wurden immer schlimmer, die Schwellungen an den Beinen stiegen höher. Die Kameraden sahen, was mit mir los ist, und waren bemüht, mich nach der Arbeit aufzumuntern.

»Die Rote Armee wird uns befreien, bevor wir untergehen«, sagte Roman Adamowicz. »Die Nachrichten von der Frönt sind gut. Die Nazis kriegen was aufs Fell. Seht ihr nicht, wie wütend die SS-Leute sind?«

Mich aber verließen die Kräfte immer mehr, ich spürte, daß ich es so lange nicht aushalten werde. Ich ging ins Krankenrevier, hob die Hosenbeine der Sträflingshose. Flehenden Blickes schaute ich den Arzt an.

»Die Beine sind bereits bis zu den Knien geschwollen«, sagte er ratlos. »Du bist arbeitsunfähig.«

»Ich will nicht nach Buchenwald. Helfen Sie mir bitte.«

»Du gehst heute nicht arbeiten. Ich schreibe dich krank.«

Ich blieb in der Stube, saß am Fenster und blickte auf den Stacheldraht, der uns von der Welt trennte. Ich sah eine lange Häftlingskolonne, die auf das Lager zumarschierte. Ein neuer Transport, dachte ich und ging hinaus auf den Platz. Die Häftlinge setzten mühsam ein Bein vor das andere. Die SS trieb sie wütend an.

»Wo sind wir?« fragte ein großer, magerer, dunkelhaariger Mann auf französisch.

»Abteilung, halt!« schrie der SS-Mann. Ein Funktionshäftling ging auf die Franzosen zu.

»Ihr wohnt in dieser Baracke«, sagte er zu ihnen auf deutsch.

»Nix verstehen«, erwiderte der Franzose.

Ich übersetzte die Worte des Stubendienstes.

»Du sprichst ja wie ein echter Franzose«, stellte dieser zufrieden fest. »Hilf mir, sie unterzubringen.«

Trotz der schwierigen Lage verloren die Franzosen nicht den Humor. In ihrer Baracke herrschten immer reges Treiben und Lärm. Ich freundete mich mit ihnen an und verbrachte jeden freien Augenblick mit ihnen. Mitunter sangen sie leise. Bis heute erinnere ich mich an ein Partisanenlied:

»Wir brechen, die Gefängnisgitter für unsere Brüder ...«

Mein Gesundheitszustand besserte sich nicht. Der Arzt sagte mir, daß ich nicht wieder zur Arbeit gehen könne. Einige Tage später befahl mir der Stubendienst, Schüssel und Decken abzugeben. Zusammen mit einem guten Dutzend Kranker wurde ich zurück nach Buchenwald transportiert.

Der Buchenwald rauschte traurig, die Hunde der SS bellten wütend, der Schornstein des Krematoriums spie seinen Rauch in den Himmel. Voller Entsetzen ging ich durch das Haupttor. Mir war, als ob ich noch zu Lebzeiten ins Grab ginge. Ich wußte, daß sie mich mit den so stark geschwollenen Beinen in den Häftlingskrankenbau bringen würden. Ich hatte Angst, eine tödliche Spritze zu bekommen.

Freiwillig ließ ich mir die Spritze nicht geben, beschloß ich, und das verlieh mir Kraft.

Über den Appellplatz schlepten sich einige »Muselmänner«. Vor mir erstreckte sich das ganze Lager. Nichts hatte sich hier verändert. Die Holzbaracken zogen sich in langen Reihen an den gleichmäßig abgesteckten Straßen entlang, im Kleinen Lager hoben sich schwarze große Schuppen ab, die von »Muselmännern« umlagert waren. Tumult drang von dort herüber.

Wieder ging ich in Quarantäne.

Die Eingangspforte öffnete uns der Stubendienst Josef Tyrpekl, der Tscheche, mein alter Bekannter.

»Du warst schon bei uns«, sagte er zu mir. »Und woher kommst du jetzt?«

»Von den Junkers-Werken in Schönebeck.«

»Bist du strafversetzt?«

»Nein.« Ich erzählte ihm, woran es lag.

»Schlimme Sache«, sagte er mitfühlend. »In den Krankenbau rate ich dir nicht zu gehen.«

In der Stube war ein unmögliches Gedränge. Einige von uns legten sich auf den Fußboden schlafen.

»Rückt zusammen, ihr Schweine!« brüllte ein SS-Mann, indem er nach uns Gefangenen stieß und zwischen uns noch einige Häftlinge quetschte.

Am nächsten Tag verließen die vor uns angekommenen Häftlinge die Quarantäne, und wir nahmen ihre Pritschen ein. Wir freuten uns, daß es in der Stube jetzt ruhig war und wir viel Platz hatten. Wenn die Baracke gesäubert wurde, durften wir uns hier nicht aufhalten, so froren wir unter freiem Himmel. Am Nachmittag kam ein großer Transport mit Jugoslawen. Trotz Müdigkeit waren sie voller Lebenskraft. Neugierig hörte ich ihre Gespräche mit an und verstand sogar das eine oder andere. Es waren Partisanen Broz Titos. Sie erzählten, daß in Jugoslawien die Nazis geschlagen werden, daß die Berge und Wälder voller bewaffneter Menschen sind. Mit einem von ihnen freundete ich mich an. Am Abend traf ein Transport sowjetischer Gefangener ein, unter ihnen waren Polen, Ukrainer und Litauer.

Nach dem Abendappell ging ich, als die Häftlinge am Tisch saßen, zu den sowjetischen Gefangenen. Ich begrüßte Michail Kiritschenko, der wie ich aus Schönebeck gekommen war, und nahm neben ihm Platz, gierig auf Neuigkeiten wartend. Die sowjetischen Gefangenen schwiegen, sie trauten dem Unbekannten nicht. Ich begriff, daß es sie wunderte, daß ich gut Russisch sprach.

»Das ist einer von uns«, sagte Kiritschenko, »aus dem westlichen Belorußland.«

»Erzähl weiter, Fjodor«, entschied ein Graumeliertes mit intelligentem Gesicht.

»Noch vor einem Monat habe ich die Faschisten geschlagen. Ich wurde verwundet und geriet in Gefangenschaft. Ich floh aus dem Lager, zog Zivilkleidung an, hatte aber keine Papiere. Die Fritzen fingen mich und brachten mich hierher.«

»Und wie ist es an der Front?«

»Die Deutschen fliehen aus unserem Land. Unsere Armee hat neue Waffen, neue Panzer, Geschütze und Flugzeuge ... Doch am meisten fürchten die Fritzen unsere Katjuschas, die alles zerstören und verbrennen, was ihnen den Weg versperrt.«

Josef Tyrpekl kam, und wieder trat Schweigen ein.

»Das ist auch einer von uns«, sagte ich. »Das ist wahr«, bestätigte einer der sowjetischen Häftlinge. Wir saßen noch lange und träumten davon, wie die Rote Armee Buchenwald befreit.

»Komm her, Tomasz«, rief mich der Stubendienst. »Nimm dir einige Jungen und geh in die Küche Suppe holen.«

Ich half bei der Essenausgabe. Ich verstand besser als die anderen Tschechisch und beseitigte die tschechisch-polnisch-russischen sprachlichen Mißverständnisse, an denen es bei der Essenverteilung niemals fehlte. Ich wurde so etwas wie ein slawischer Dolmetscher. Ich half Josef Tyrpekl und Vaclav Kaucky, wenn Russen oder Polen die ihnen erteilten Aufträge nicht verstehen konnten. Die Zeit verging jetzt schneller, und mitunter erhielt ich von Josef eine zweite Portion Brot. Nur die Beine waren weiterhin in ei-

nem schlimmen Zustand. Ich wurde schließlich ins Revier geschickt, um mich verbinden zu lassen.

Vor dem Revier stand eine lange Schlange Kranker. Die Gesichter einiger von ihnen waren grau, ich weiß nicht, wie sie sich auf den Beinen halten konnten. Im Vergleich zu ihnen strotzte ich vor Gesundheit. Der Sanitäter verband mir die Beine.

Inzwischen war ein neuer Transport für die Quarantäne eingetroffen. Josef Tyrpekl stand auf einem Hocker und erklärte geduldig etwas auf deutsch:

»Ihr seid im Konzentrationslager Weimar-Buchenwald«, sagte er. »Zwei Wochen werdet ihr in Quarantäne sein. Von hier aus darf man nirgends allein hingehen. Wenn jemand von der SS erwischt wird, gibt es Schläge. Verstanden?«

»Nix verstehen«, ertönten einige Stimmen.

»Sakra! Sind denn keine Polen unter euch?« fragte er auf tschechisch.

»Ich verstehe nicht«, antwortete einer von ihnen auf französisch.

»Das sind Franzosen!« rief ich. Ich drängte mich durch die Menge und stellte mich neben Josef.

»Sprich bitte«, sagte ich. »Ich werde dolmetschen.«

Ich wiederholte ihnen alles und fügte von mir aus hinzu: »Die Funktionshäftlinge sind in den meisten Fällen politische Gefangene. Man muß auf sie hören, es sind ›camarades‹.«

Der Transport bestand aus Patrioten. Voller Stolz sagten sie von sich: Politische, aus der Résistance. Sie fanden sich nicht zurecht. Ältere Menschen suchten in mir, dem Grünschnabel, eine Stütze. Ich verstand sie. Ich hatte viele ähnliche Augenblicke erlebt, als ich zum erstenmal nach Buchenwald gekommen war. Ich freute mich, daß ich sie wenigstens informieren konnte.

Unter ihnen waren einige Dreher. Ich erzählte ihnen von Schönebeck, wo es viel besser war als hier. Sie fragten mich, ob dort Franzosen seien. Unter ihnen war ein junger, schlanker Brünetter in meinem Alter, er hieß André und hatte die Nummer 14 204. Er stammte aus Pas-de-Calais, wo ich in meiner Kindheit gewohnt hatte. Lange noch sprachen wir über Lagerthemen. Ich wurde wieder gebraucht.

Mein zweiwöchiger Quarantäneaufenthalt näherte sich dem Ende. Es ging mir hier nicht schlecht: Ich hatte bessere Ernährung als in Wetzlar und mußte nicht zwölf Stunden lang an der Drehbank stehen. Meine Beine begannen zu heilen, die Schwellungen klangen langsam ab. Ich hatte allerdings Angst vor schwerer Arbeit. Ich fragte den Schreiber des Blockes, welchem Kommando ich zugeteilt werde.

»Wir lassen dich nicht untergehen«, sagte Ottomar Rothmann. »Der Blockälteste Otto Storch hat sich darum bemüht, daß du bei uns, in der Quarantäne, bleiben kannst, bis deine Beine völlig ausgeheilt sind. Und dann werden wir sehen.«

Ottomar war ein sehr kameradschaftlicher junger Mann. Er war zu allen Häftlingen freundlich und machte ihnen Mut. Ich fragte ihn einmal, ob alle politischen Buchen-

waldhäftlinge Kommunisten seien. Er erklärte mir, daß es in Buchenwald Antifaschisten der unterschiedlichsten politischen Richtungen gebe.

An diesem Abend konnte ich auf die freudige Nachricht hin, daß ich in der Quarantäne bleibe, lange nicht einschlafen. Olek Cichocki, Wiktor Sniegucki, Josef Tyrpekl, Vaclav Kaucky, Otto Storch, Ottomar Rothmann, Zygmunt Zonik und andere, unbekannte Freunde reichten mir die Hand. Hier im Lager spürte ich die Stärke der Solidarität. Ich bleibe in der Quarantäne! Hier dauerten die Appelle zehn bis fünfzehn Minuten. Im Lager standen die Gefangenen viele Stunden lang, und das unter freiem Himmel. Ich wußte, wie sie vor Kälte in ihrer dünnen Drillichkleidung zittern. In Buchenwald ist das Wetter oft unfreundlich, kalt und regnerisch. Über den Gipfel des Etersberges, an dessen Abhang das Lager angelegt wurde, ziehen häufig Regenwolken, und die Winde blasen unbarmherzig. Mit meinen schmerzenden Beinen hätte ich solche Bedingungen nicht ertragen. So waren sie, die Antifaschisten – kameradschaftlich und solidarisch, obwohl sie unterschiedlichen Nationalitäten angehörten. Ottomar Rothmann versicherte mir:

»Nach dem Krieg werden wir eine gerechte und glückliche Welt errichten.«

Ich überlegte, ob ich wohl eines Tages in den Reihen der kommunistischen Partei sein werde.

Ich half dem Stubendienst, das war nicht kompliziert. Ich holte mit den Gefangenen das Mittagessen aus der Lagerküche, führte Kranke ins Revier oder Gesunde zur Arbeitsstatistik, wo sich Waclaw Czarnecki und Wiktor Sniegucki um die Polen kümmerten. Ich übersetzte den Häftlingen die Aufträge Josef Tyrpekls oder Vaclav Kauckys ins Französische, Polnische und Russische. Immer besser lernte ich die Gesetze des Lagerlebens kennen. Oft bekamen Josef oder Vaclav Besuch von alten politischen Häftlingen unterschiedlicher Nationalität, von Tschechen, Polen, Russen, Deutschen. Sie nahmen in der Ecke Platz, der vom Rest der Stube durch zwei Schränke und eine Decke statt einer Tür getrennt war. So manches Mal beobachtete ich das Tor, um die Sprechenden zu alarmieren, falls ein SS-Mann kommen sollte. Ich war stolz, daß diese angesehenen politischen Häftlinge zu mir, dem Jungen, Vertrauen hatten.

Am Tisch saßen neben Vaclav zwei Tschechen mit roten Dreiecken. Ich kannte sie, sie arbeiteten in der Arbeitsstatistik. Sie sagten, daß viele Transporte aus Buchenwald einer neuen Arbeit zugeführt würden: Die Deutschen bohren Tunnel ins Gebirge, damit die Alliierten sie nicht bombardieren können. In den unterirdischen Hallen stellen sie Maschinen auf. Das Arbeitstempo ist dort höllisch. Die SS-Leute wüten. Aus dem Kommando »Dora« bringt man Lastwagen voller Leichen. Wer jetzt bei der SS auffällt, kommt statt zum Strafkommando nach »Dora«.

Eines Tages fragte mich Kaucky, als er von der Arbeitsstatistik kam:

»Wie sieht es mit deinen Beinen aus?«

»Es sind nur noch Narben«, antwortete ich zufrieden.

»Das ist nicht gut«, meinte er.

Weshalb das nicht gut war, erfuhr ich erst viel später, nach der Befreiung, als ich nach Überlebenden aus dem Lager suchte. Ich war damals auf die Transportliste ins berüchtigte Nebenlager »Dora« gesetzt worden. Viele Genossen hatten sich bemüht, mich von dieser Liste wieder abzusetzen und in einen Transport nach Frankreich zu bringen, wo ich aufgrund meiner Sprachkenntnisse helfen sollte, Verbindungen zu französischen Widerstandskämpfern aufzunehmen, was ich ja dann auch tat, und wo meine Überlebenschancen größer waren als in »Dora«. Damals erfuhr ich nur die Auswirkungen der Tätigkeit der illegalen Widerstandsorganisation. Wie sich der Kampf im einzelnen vollzog, blieb mir verborgen.

Am nächsten Tag kam ein Funktionshäftling in die Quarantäne. Er war schlank, klein, mit intelligentem Gesicht und aufmerksam blickenden Augen. Er hatte einen roten Winkel ohne jeden Buchstaben, also ein Deutscher, ein »Politischer«. Er sprach längere Zeit mit Vaclav Kaucky in dessen Ecke hinter den Schränken. Ich wurde gerufen.

»Das ist der Junge«, sagte Kaucky. »Und das ist Heinz Schäfer, Chemieingenieur. Macht euch bekannt.«

»Sprichst du Deutsch?« fragte Schäfer.

»Nicht allzu gut... «

»Ganz ordentlich«, widersprach Kaucky. »Außerdem kann er Russisch und Französisch.«

»Das darf auf keinen Fall die SS erfahren, daß du Fremdsprachen beherrschst«, warnte mich Heinz Schäfer.

So kam ich in einen Transport, der nach Frankreich gehen sollte.

Endlich kam der ersehnte Tag der Abfahrt. Ich verabschiedete mich von Olek Cichocki, Josef Tyrpekl, Vaclav Kaucky, Ottomar Rothmann, Otto Storch und Kazik Tyminski wie von Verwandten. Wir stellten uns auf dem Appellplatz auf. SS-Leute standen vor der Kolonnenfront und schauten uns in die Gesichter. Ich hatte Angst, daß sie mich aus dem Transport zurückziehen könnten.

»Wir brauchen einen Dolmetscher. Wer Französisch spricht, heraustreten«, rief ein SS-Mann.

Ein Kamerad trat vor.

»Wer kann noch Französisch?«

Niemand meldete sich.

Die Abteilung setzte sich in Richtung Lagertor in Bewegung. Der Dolmetscherkandidat blieb in Buchenwald.

Zum letztenmal blickte ich auf das massive eiserne Lagertor mit der perfiden Aufschrift »Jedem das Seine«. Mit einem Gefühl unaussprechlicher Erleichterung ging ich hindurch.

Im Maquis

Ich sprang aus dem Waggon und reihte mich mit ein. An der Mauer des Stationsgebäudes las ich die Aufschrift »Köln-Deutz«. Das ist doch nicht weit von der belgischen Grenze, dachte ich. Wir sollten aber nach Frankreich fahren. Die Kolonne marschierte durch die Stadt. In den menschenleeren Straßen reihte sich eine Häuserruine an die andere, nur ab und zu von herausragenden Inselchen bewohnter Häuser unterbrochen. Wir kamen an ein stattliches Gebäude, das von Bomben zerstört war.

»Das ist die Messehalle«, erklärte mir ein deutscher Gefangener. »Hier haben vor dem Krieg große internationale Messen stattgefunden.«

Der erhalten gebliebene Gebäudeteil war von Stacheldraht umgeben. Am Tor hielt ein SS-Mann Wache. Wir betraten einen recht großen Platz. Ich erblickte eine Gruppe von Häftlingen, die solche Drillichkleidung wie wir trugen.

»Wo sind wir?« fragte ich einen von ihnen.

»Im Straflager in Köln am Rhein.«

Wir gingen in den Keller des Gebäudes. Der dortige Kapo befahl uns, Betten hinunterzutragen. Als wir sie aufgestellt hatten, ging ich hinaus auf den Platz, der mit mehreren Reihen Stacheldraht abgezäunt war. Hinter der Umzäunung floß der Rhein, und hinter dem Fluß ragten die Türme des berühmten Kölner Doms in die Höhe. Am Stacheldraht traf ich Heinz Schäfer, der mit einem hiesigen Häftling sprach. Er kannte Köln aus der Zeit vor dem Krieg. Es war eine große, herrliche Stadt gewesen. Jetzt lag sie in Trümmern. Der Dom, eine Wunderwerk gotischer Architektur, hatte nicht so viel abbekommen, eine Bombe hatte das Dach durchgeschlagen.

»Wir fahren nach Frankreich«, sagte Heinz, »doch das wird noch einige Wochen dauern. Man stellt noch Fachleute zusammen. Die Häftlinge werden jetzt zur Enttrümmerung der Stadt und zum Ausgraben von Blindgängern eingesetzt.«

»Ich rate, zum Bombenkommando zu gehen«, sagte der hiesige Häftling. »Das ist zwar eine gefährliche Arbeit, doch dafür haben wir etwas Freiheit. Wenn wir mit den Keilhauen (bergmännisches Werkzeug) ausholen, fürchten sich die Wachleute, zu dicht heranzukommen, um nicht in die Luft zu fliegen. Wenn es eine Zeitzünderbombe ist, müssen wir uns beeilen, damit von uns nicht nur blutige Fetzen übrig bleiben. Doch wenn es sich um einen gewöhnlichen Blindgänger handelt ... Mitunter ist ein Keller gut ausgestattet, dann veranstalten wir ein Festmahl.«

»Das ist schon gut, wenn man auf einen Keller mit Lebensmitteln stößt«, sagte ich. »Doch wenn die Bombe explodiert...«

»Die Blindgänger werden von rot gestrichenen Autos abgeholt, die ebenfalls von Häftlingen gefahren werden. Sie fahren mit Sirenengeheul durch die Stadt. Ihnen folgen in sicherem Abstand die SS-Leute in Panzerautos. Wir transportieren die Bomben aus der Stadt und bringen sie zur Explosion.«

Ich konnte in dem betonierten Keller lange nicht warm werden. Sirenengeheul und Autogeratter weckten mich aus kurzem Schlaf. Ich überlegte, was wohl geschehen

würde, wenn die Trümmer der Messehalle über uns zusammenstürzten. Am nächsten Tag wurde ich einem Kommando zur Enttrümmerung der Stadt zugeteilt. Wir luden Schutt auf dem Gelände einer bombardierten Fabrik auf und brachten ihn auf große Halden. Es war kalt, die Hände wurden steif. Zum Austreten gingen wir in die Trümmer. Der Bequemlichkeit halber hielt ich mich an einem Gesimsbrocken fest. Dabei löste er sich von der Mauer und gab eine Öffnung frei, die ins Innere der zusammengestürzten Keller führte. Ich begann, die Ziegelsteine wegzuräumen, und fand einen Gang, der nicht voller Schutt war. In einer Ecke standen Regale an der Wand und darauf Konfitüre und Eingemachtes, irgendwelche Büchsen. Ich aß mich an Konfitüre satt. In den Büchsen war französische Butter.

Ich verdeckte die Öffnung in den Trümmern mit Mauersteinen und kehrte zu meinem Kommando zurück. Am Abend tat ich viel Butter in die Suppe. Brot hatte ich nicht, so aß ich die Butter mit einem Löffel. Seit dem Tag brachte ich Butter ins Lager und versteckte sie im Strohsack. Ich teilte meine Beute mit Janek Wisniewski, einem Jungen in meinem Alter.

Wir arbeiteten uns durch die Trümmer zerstörter Häuser. Den Himmel bedeckten graue Wolken, und der Wind peitschte uns mit einem feinen, kalten Regen. Ich ging gekrümmt, vor Kälte zitternd. Eine Frau näherte sich uns. Der SS-Mann mit dem Gewehr auf der Schulter schenkte ihr keinerlei Aufmerksamkeit. Sie kam auf mich zu. Ich ging so dicht wie möglich am Bürgersteig entlang.

»Hier ist Brot«, flüsterte sie, und drückte mir ein großes Päckchen in die Hand. Ich versteckte es unter dem Mantelschoß.

Es sind also nicht alle in Deutschland Nazis, dachte ich. Mir war Gutes von deutschen Kommunisten widerfahren. Und jetzt diese Frau ... Sie erinnerte mich an meine Mutter. Von den Eltern hatte ich seit langem keine Nachricht mehr. Um Vater machte ich mir Sorgen. Unser Häuschen stand am Wald, und Vater arbeitete bestimmt mit den Partisanen zusammen. Die Faschisten steckten ganze Dörfer in Brand ...

Neben der Eingangstür befand sich ein kleiner Saal, in dem sich einige Häftlinge immer nach der Arbeit versammelten. Sie bildeten eine Art Stab für den neuen Transport nach Frankreich. Sie besprachen Lagerangelegenheiten, kommentierten Frontnachrichten, sangen Lieder. Geschlossene Gruppen bildeten die Polen und die sowjetischen Gefangenen. Am meisten geachtet wurden hier Heinz Schäfer – unser Lagerältester, er stammte aus Kassel, ein guter Kamerad, der 1933 verhaftet worden war –, Marian Kubicki – Textilarbeiter aus Lodz, ein Linker, ehemaliger Häftling von Bereza Kartuska, immer gefällig und bereit, den Kameraden zu helfen –, Alexander Nekrassow – Sascha genannt, Hauptmann der Roten Armee, der viel Organisationssinn und die Gabe hatte, Menschen zu gewinnen –, Zdenek Dedecius, Lagerarzt; mit ihm hatte sich Jaroslav Novak, von Beruf Lehrer, angefreundet, der sogar im Lager versuchte, uns in Geschichte zu unterrichten.

Eines Tages sagte Heinz:

»Es ist uns gelungen, ein Gespräch der SS mit anzuhören. Wir werden im Frühjahr nach Frankreich fahren. Wir werden Bunker graben. Diese Arbeit hängt mit ›Dora‹ zusammen.« Dann bat er die Gruppe in der Ecke, den Gesang zu unterbrechen, und fuhr fort:

»Heute sind durch die Explosion eines Blindgängers unsere Kameraden vom Bombenkommando umgekommen. Ehre ihrem Andenken.«

Diese Worte wurden von Zdenek Dedecius auf russisch und von mir auf polnisch wiederholt.

Es herrschte Stille. Heinz nahm eine kleine Mundharmonika aus der Tasche und spielte den Trauermarsch von Chopin. Nirgends auf der Welt ist dieses Werk in einer solchen Szenerie gespielt worden.

Im März 1944 ging es endlich in einer langen Kolonne zum Bahnhof. In den Transport aus Buchenwald wurden Häftlinge aus dem Straflager in Köln mit aufgenommen.

Die brüllenden SS-Leute trieben uns in Güterwagen. Es war wie gewöhnlich furchtbar eng. Trotzdem hatten wir lachende Gesichter – wir fuhren nach Frankreich, dem Land unserer Hoffnungen.

»On les aura, les boches!« wiederholte ich den Ruf der Franzosen, die ich in Wetzlar an der Lahn kennengelernt hatte.

Man fragte mich, was das bedeutet.

»Wir werden die Boches besiegen!«

Und ich fügte gleich hinzu:

»Wir würden sagen, wir werden die ›Fritzen‹ besiegen!«

Wir waren voller Freude und Hoffnung.

So fuhren wir nun schon einen Tag. Die Häftlinge lagen in einer Reihe nebeneinander auf dem Fußboden des Waggon, dicht aneinandergedrängt. Die Luft war stickig, und es stank unerträglich. Das vergitterte Fenster durfte nicht geöffnet werden. Die SS-Leute öffneten nicht einmal während des Haltens die Tür. Unsere Bedürfnisse mußten wir in einer Waggonecke verrichten. Wie üblich setzte uns der Hunger, vor allem aber der Durst zu. Hunger ist leichter zu ertragen als Durst. Das wird jeder bestätigen, der das Leben hinter Stacheldraht kennengelernt hat. Endlich hielt der Zug auf irgendeiner Station. Wir stemmten uns mit ganzer Kraft gegen die Tür und riefen »trinken«, »Wasser«. Ein SS-Mann brüllte einen Fluch, die Luft erdröhnte von Schüssen. Wir setzten, uns wieder in Bewegung, und als der Zug erneut hielt, herrschte im Wagen Stille, es wollte niemand mehr protestieren oder um Wasser bitten. Schließlich hörten wir: »Aussteigen, ihr Schweine! Schnell, schnell!«

Die Waggontür wurde geöffnet, der Lichtstreifen blendete. Ein junger SS-Mann sprang in den Waggon und schlug auf die auf dem Boden liegenden Menschen mit dem Gewehrkolben ein. Ich glitt auf den Bahnsteig und lief zur Pumpe, die in der Nähe

stand. Die SS-Leute befahlen, daß wir uns aufstellten, wieder setzte es Kolbenschläge. Wir reagierten weder auf Schreie noch auf Schmerz. Alle drängten nach dem Wasser, schöpften das Wasser mit den Händen. Schließlich gelang es mir, eine Schüssel voll zu schöpfen. Ich trank, ohne die Lippen von der Schüssel zu nehmen, und spürte, wie das Wasser mir das Leben zurückgab. Vom Nachbargleis sahen uns Zivilpersonen schweigend zu.

Wir stellten uns zu einer langen Kolonne auf und marschierten in die Stadt. Auf dem Bahnhofsgebäude sah ich die Aufschrift: »Hesdin«.

Also Frankreich!

»Die sind aber mager, die Unglücklichen«, sagte ein Mann mit einer schwarzen Basenmütze und einem bunten Schal um den Hals. Langsam zogen wir die Straßen der Stadt entlang. Auf den Gehsteigen blieben neugierige Passanten stehen. Frauen schauten aus den Fenstern.

»Los! Los!« trieben uns die SS-Leute an. Wieder stießen sie uns mit den Gewehrkolben.

Wir wurden in Kavalleriekasernen, die noch aus der Zeit Napoleons stammten, untergebracht. Sie waren von einer hohen Mauer aus roten Ziegeln umgeben, die oben mit Stacheldraht versehen war. Zwei weiße Säulen bildeten den Rahmen des breiten Tores aus Eisenstangen.

Wir befanden uns in einem der Säle im ersten Stock. Er war so groß wie ein Kultur-saal und hatte schmutzige, lange nicht getünchte Wände. An der Wand zwischen den Fenstern hatte ein »Künstler« mit einem Nagel die zierliche Gestalt eines nackten Mädchens mit großem Busen eingekratzt. Ich öffnete das Fenster. Die Häuser der Stadt befanden sich gleich hinter der Mauer, die die Kasernen abgrenzte. Es gab keine Betten, und wir legten uns auf den Fußboden schlafen. Nach dem Morgenappell teilten uns die SS-Leute zur Arbeit ein. Wir brachten den Platz und die Räume in Ordnung, trugen Betten in die Säle der verschiedensten Stockwerke und stopften die Säcke mit Stroh.

Wir hatten ein neues Lager, das Lager Bu-Hesdin, einzurichten. Wir waren eine der Gruppen des Kommandos SS-Baubrigade V. Ähnliche gab es in Rouen, Aumale und anderen Ortschaften im Raum Pas-de-Calais.

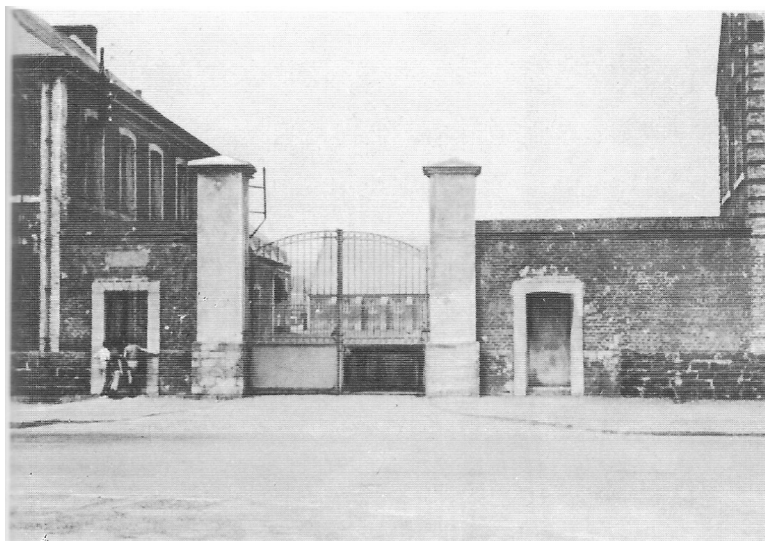
Anfangs wurde ich der Küche zugeteilt. Der Küchenchef beaufsichtigte die zum Kartoffelschälen abkommandierten Häftlinge, und wenn es vorkam, daß die Schalen zu dick waren, gab es was mit der Peitsche über die Hände.

»Herr Wachtmeister, geben Sie uns eine Schüssel Suppe, wenn wir mit der Arbeit fertig sind?« wagte Andrzej Bujny zu fragen.

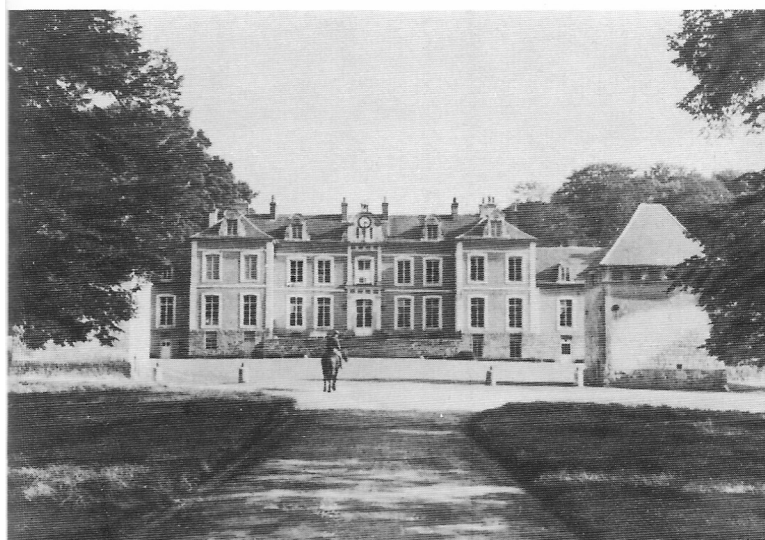
»Du bekommst was! Mit der Suppenkelle über den Schädel! Schäl sorgfältiger, sonst schicke ich dich zu den Schubkarren! Dort wirst du sehen, was Arbeit ist!«

Unbemerkt steckte ich einige Kartoffeln in die Taschen und bat auf deutsch um die Erlaubnis, austreten gehen zu dürfen. Nicht weit von der Latrine entfernt lag ein Stoß

Bretter, unter dem ich die Kartoffeln versteckte. Andere Jungen gingen ebenfalls »aus-treten«. Auch ihre Taschen waren verdächtig prall. Saschko-Morjak, mein lieber Freund, hatte für uns einen guten Bettenplatz belegt. Wir beschlossen, zusammenzuhalten.



Kaserne in Hesdin, in der die Häftlinge der SS-Baubrigade V gefangengehalten wurden



Der Palast in Le Parc, wo die Häftlinge einen Unterstand bauen mußten

Von irgendwoher, gewissermaßen unter der Erde hervor, drang ein monotones, dumpfes Dröhnen zu uns. Es nahm zu und übertrug sich auf die Kasernenwände. Ich lief hinaus. Die Häftlinge standen in Grüppchen und schauten hinauf zu den Flugzeugketten, die nicht abrissen. Sie flogen sehr hoch. Die Geschosse der Flakartillerie konnten ihnen nichts anhaben. Trotzdem sah ich in der Befürchtung hoch, ob nicht doch eines

der Flugzeuge getroffen würde. Ich stand zusammen mit Franek Soltys, Marian Kubicki, Sascha Nekrassow, Heinz Schäfer und Zdenek Dedecius. Doch die Geschosse detonierten tiefer, weiße Wolken weit von den Flugzeugen entfernt hinterlassend. Die ersten Geschwader nahmen die Sperrfeuerlinie ohne Verluste. Ich dachte, daß es gut wäre, wenn einige Bomben das Tor trafen. Wir befanden uns auf französischem Territorium. Ich sagte es den Kameraden.

»Die Nazis rechnen mit einer Invasion alliierter Truppen«, sagte Schäfer. »Gestern meinte der diensthabende SS-Mann, daß wir uns nicht darüber freuen sollten, daß wir nach Frankreich gekommen sind. Wenn die Alliierten hier irgendwo landen, würden wir die Befreiung nicht erleben. Die SS-Leute würden an die Front oder ins Reich zurückkehren und beim Rückzug keinen lebend zurücklassen.«

»Ich laß mich nicht wie ein Huhn abschlachten«, sagte Marian Kubicki.

»Ich auch nicht!« Franek Soltys winkte den Fliegern zu.

»Paß auf!« gab ihm der Tscheche Zdenek Dedecius zu verstehen, indem er ihn an der Schulter berührte. »Der Wachmann sieht zu!«

Tatsächlich schaute aus der Wachstube der einer Bulldogge ähnliche SS-Mann heraus.

»Rein mit euch!« brüllte er. »Los! Los! Schneller, ihr Schweine!« Er nahm die Maschinenpistole von der Schulter.

Die »Fritzen« sind wütend! Das bedeutet, daß es bald mit ihnen zu Ende ist, sagten wir uns.

Wir kamen auf den Krieg zu sprechen, der zu Ende geht, auf die Freiheit, die die alliierten Geschwader ankündigen, auf die Rückkehr zu den Angehörigen, die auf uns warten. Ich holte Holz und machte Feuer im Ofen. Eine angenehme Wärme breitete sich im Saal aus. Der Reihe nach hielten wir an der Tür Wache. Der »Hungerleider« des Lagers, Tolek Soliwoda, kam zum Ofen.

»Gebt mir Kartoffelschalen«, bat er.

Als er seine Schüssel geleert hatte, sagte er:

»Wenn ich nach Hause komme, werde ich Mutter bitten, daß sie mir einen großen Topf voll Kartoffeln kocht. Dazu nehme ich mir dann einen ganzen Laib Brot und ein Glas warmes Fett ...«

Wie so oft drehte sich die Unterhaltung ums Essen. Und darum, was zu tun ist, um zu überleben.

»Als ich in Mauthausen war«, erzählte Jozek Skulimowski, »hatte ich den Eindruck, daß dort vor allem aufrichtige und wahrheitsliebende Menschen umgekommen sind. Schwindler und Gerissene verstehen es, am Leben zu bleiben. Solche wie die Kapos überleben den Krieg.«

»Nicht in allen Lagern sind die Kapos Mörder«, sagte Czesiek Korycinski, den ich von der Quarantäne her kannte. »In Buchenwald ist das zum Beispiel nicht so.«

Ich unterstützte ihn. Die Häftlinge, die in Buchenwald die Armbinden der Funkti-

onshäftlinge trugen, hatten uns geholfen. Der rote Winkel der politischen Häftlinge war das Zeichen der internationalen Häftlingsfamilie.

Sascha Nekrassow zwinkerte mir zu und sagte:

»Ich muß mit dir sprechen.«

Er war Hauptmann der Roten Armee, wie ich später erfuhr. Vor dem Krieg hatte er die Funktion eines Militärattachés in der Türkei ausgeübt. Ich wußte, daß er sich mit Heinz Schäfer und Zdenek Dedecius angefreundet hatte. Sie bildeten offenbar gemeinsam mit Marian Kubicki den Stamm der Widerstandsorganisation im Lager. Sascha hatte man die Funktion des Kapos übertragen. Als ehemaliger Diplomat verstand er es meisterhaft, jede Gelegenheit zu nutzen, um das Schicksal seiner Mithäftlinge zu erleichtern, wobei er gleichzeitig den Anschein der Loyalität gegenüber den SS-Leuten wahrte. Wir gingen hinaus auf den Flur.

»Morgen werden wir arbeiten gehen. Bemüh dich, in mein Kommando zu kommen. Wir werden irgendein geheimnisvolles Objekt im Wald bauen. Dort werden wir bestimmt französischen Zivilpersonen begegnen. Versuche, sie kennenzulernen, aber so, daß die SS nichts davon merkt. Du mußt herausbekommen, ob es unter den Franzosen welche gibt, die uns helfen könnten, Kontakt zur Widerstandsbewegung herzustellen.«

Ich stieg mit einer Gruppe von Häftlingen in einen Lastkraftwagen. Wir fuhren die Chaussee durch einen Tunnel hoher, breitkroniger Bäume in Richtung Saint-Pol. Eingezwängt saßen wir auf den Bänken unter Zeltplanen. Die Märzorgnen des Jahres 1944 waren in Hesdin, das ungefähr hundert Kilometer vom Atlantik entfernt lag, besonders kalt. Nebel und empfindliche Kälte, die mit den Wolken vom Ozean kamen, durchdrangen unsere Drillichkleidung, die wie nasse Lappen an den Körpern klebte. Ein junger SS-Mann saß an der Rückwand des Autos, sich auf sein Gewehr stützend. Er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen und seinen Kopf tief eingezogen, der Totenschädel an seiner Mütze blickte uns mit unheimlichen Augenhöhlen an. Der »Anwärter auf die Weltherrschaft« langweilte sich, und um sich die Zeit zu vertreiben, stieß er den nicht weit von ihm sitzenden Wladimir Rjabucha mit dem Gewehrkolben an.

»Ein Lied! Los, singen! Alle singen!«

»Fang an, Foma«, sagte Sascha Nekrassow zu mir. »Sing, sonst wird er schlagen.«

Ich begann:

»Seht die alten Kremeltürme
glühn im Morgensonnenbrand.

Frühling schlug die Winterstürme,
Sonne füllt das weite Land.«

Die Kameraden stimmten in den Refrain mit ein:

»Wie Sonnenlicht die Nacht durchbricht
in jedem Kampf wirst du bestehn!
Mein Heimatland, mein Vaterland,
Mein Moskau, herrlich, stolz und schön.«

Aleksander Slabaczenko stieß mich warnend in die Seite. »Vielleicht ist er ein Volksdeutscher«, flüsterte er. »Vielleicht versteht er Russisch?«

»Bestimmt nicht«, antwortete ich. »Schau nur auf sein Gesicht.«

Der SS-Mann erklärte: »Rußland kaputt!« und befahl, weiterzusingen. Mit einemmal geriet der Wagen ins Schleudern und blieb stehen. Reifenpanne. Der Fahrer stieg aus, um das Rad zu wechseln. Der SS-Mann sprang ebenfalls aus dem Auto. Ich schaute unter der Plane hinaus. Wir waren in irgendeinem Dorf. Auf einem in der Nähe stehenden Schild las ich »Filièvres«. Der SS-Mann stand beim Chauffeur, der sich am Reifen zu schaffen machte. Ich hörte, wie er sagte:

»Ich geh rasch zum Wirt, Eier holen. Bin gleich zurück.«

»Bring mir welche mit«, sagte der Chauffeur. »Und denk auch an Butter und Speck.«

Als er gegangen war, blickten wir schon mutiger aus dem Auto. Es kamen einige Dorfbewohner. Sie wunderten sich, daß die Deutschen in »Schlafanzügen« fuhren. Sicher sahen sie zum erstenmal KZ-Häftlinge.

»Bitte etwas Brot«, flüsterte Wladimir Rjabucha.

»Das sind wohl Verwundete aus einem Hospital«, sagte ein junger Franzose.

Aus dem Fenster eines Hauses blickte eine Frau.

»Was sind das für welche?« fragte sie einen Nachbarn.

»Deutsche!« rief er.

»Erklär ihnen, wer wir sind«, bat Janek Wisniewski. »Ich will nicht, daß sie denken, daß ich ein Deutscher bin.«

»Wir sind politische Häftlinge. Wir haben Hunger. Gebt uns bitte etwas Brot«, sagte ich.

Unter den Franzosen begann es zu brodeln. Sie fragten uns nach der Nationalität.

Wir riefen zurück: »Polen«, »Russen«, »Jugoslawen.«

Eine junge Französin kam herbeigelaufen, ein großes Päckchen haltend, das in graues Papier eingewickelt war. Sie gab es mir.

»Merci beaucoup, mademoiselle!« sagte ich. »Merci ...«

»Woher kommt ihr?« fragte ein alter Dorfbewohner.

»Aus dem Konzentrationslager Buchenwald. Jetzt sind wir in Hesdin, in den Kasernen von »La Frézelière.«

»Sie sind aus einem Konzentrationslager«, wiederholte man angsterfüllt. Immer mehr Menschen verschwanden zwischen den Umzäunungen und kamen mit Eßpaketen zurück.

»Danke ... Spassibo ... Chwala ...«

»Was geht dort vor sich?!« Das Gebrüll des aus dem Dorf zurückkehrenden Wachmanns ertönte. »Weg, oder ich schieße!«

Er ging zum Auto, das Gewehr schußbereit in den Händen.

»Sie haben mir nicht ein einziges Ei verkauft, diesen Banditen dagegen geben sie es umsonst!«

Wir versteckten unsere Päckchen, wo es nur möglich war. Der verdreckte Fahrer richtete sich auf. Auch er fluchte.

»Alles hergeben. Los!« brüllte der Unterscharführer. Niemand rührte sich. Wir waren hungrig. Ein Hungeriger gibt nicht widerstandslos Brot her.

»Wir haben nichts!« rief jemand auf deutsch aus dem Inneren des Wagens.

»Soll ich eine Durchsuchung vornehmen?« fragte der SS-Mann. Er hob die Peitsche. Als erster gab der am Rande sitzende Wladimir Rjabucha sein Päckchen her, dann Rajko Popovic. Die übrigen gaben sie ebenfalls zögernd ab.

Der Fahrer wickelte die Päckchen aus, wobei er die besten Happen auswählte, Kaminchenpastete, Butter, Konfitüre und Weizenbrot. Den Rest warf er auf den Boden.

»Eier sind nicht dabei«, sagte er unzufrieden. »Wir haben diese Froschesser zu früh vom Auto verjagt.« Sich an uns wendend, sagte er:

»Wer Brot will, zu mir!«

Niemand rührte sich. Wir waren bereits erfahrene Häftlinge.

»Sie sind nicht hungrig«, höhnte der SS-Mann.

»Niemand hat Hunger«, wunderte sich der Fahrer. »Das glaube ich nicht. Du siehst so elend aus«, sagte er, mit dem Finger auf Aleksander Slabaczenko zeigend. »Komm mal her.«

Slabaczenko sprang gehorsam vom Wagen und ging zu den SS-Leuten.

»Sammle alle Überbleibsel auf«, sagte der Fahrer. »Bring sie zur Brücke und wirf sie ins Wasser.«

Wir sahen zu, wie das Wasser das Essen verschlang. Das Auto fuhr weiter.

Unter dem Schutz junger Bäume stand ein Geräteschuppen, daneben ein recht geräumiges Büro. Wir nahmen Schaufeln, Spitzhacken und Schubkarren. Auf einer kleinen Lichtung arbeiteten unsere Kameraden, die vor uns angekommen waren. Ich schloß mich ihnen an, in einer größeren Gruppe kann man leichter der Aufmerksamkeit der SS entgehen. Die mit den Spitzhacken gelöste Erde luden wir auf die Schubkarren.

»Es sieht so aus, als würden wir einen Unterstand oder einen Bunker graben«, flüsterte Jozek Skulimowski. »Wozu brauchen sie im Wald einen Bunker?«

Wir hatten schon von dem unterirdischen »Dora« gehört. Uns beunruhigte, daß es hier nicht einen einzigen zivilen Franzosen gab. Wir wußten, daß den Faschisten an der Geheimhaltung lag und daß sie es verstehen, sie durchzusetzen, indem sie die Häftlinge, die nicht mehr gebraucht werden, töten.

Der Schweiß rann mir übers Gesicht. Über mir stand ein SS-Mann. Ich belud die Karre, so schnell ich konnte, doch der SS-Mann war damit nicht zufrieden.

»Kannst du nicht arbeiten?« fragte er. Offenbar mißfiel ich ihm. Unter Anstrengungen ergriff ich die Holme der Schubkarre und schob sie mit letzter Kraft vor mich her.

»Schneller!« befahl der SS-Mann, den Stock hebend. Er schlug nicht zu, stand aber ständig über mir.

Vor der Abfahrt aus Buchenwald wog ich achtundvierzig Kilo. Die Karre mit der Erde wog bestimmt mehr. Nur durch Willensstärke hielt ich mich auf den Beinen. Ich verspürte im Kopf ein Rauschen, als ob ein Bienenschwarm an mir vorbeiflüge. Die Kehle war ausgetrocknet.

»Vielleicht arbeitest du besser mit der Schaufel?« sagte der Wachmann. »Gib die Karre diesem Faulpelz«, er zeigte auf Piotr Majczenko. Piotr ergriff die Schubkarre, zerrte sie vorwärts und strauchelte. Der SS-Mann schlug ihm mit dem Kolben gegen die Brust. Piotr schützte sich mit den Armen und zog sich zurück, Entsetzen in den weit aufgerissenen Augen. Ich mochte ihn. Ich mußte zusehen, wie er zu Boden fiel, wie er sich unter den Schlägen der SS-Peitsche wand. Von seinem aufgeschlagenen Kopf rann Blut. Schließlich riß er sich hoch und lief vorwärts.

»Halt!« schrie der SS-Mann. Er legte die Maschinenpistole an und schoß. Piotr Majczenko wandte das Gesicht seinem Mörder zu, machte noch ein paar Schritte und sank zu Boden. Alle unterbrachen die Arbeit.

»Los! Los! Schnell!« schrien die Wachleute, und mir schien, als ob in ihrem Schreien etwas wie Furcht läge.

Bis zum Tagesende lag der Körper Piotr Majczenkos dort, wo er niedergefallen war.

Ich erfuhr, daß alle unsere Kommandos in abgelegenen Wäldern arbeiten: »Sie graben in aller Eile Bunker oder bereiten Plätze zum Betonieren vor. Das, was wir tun, ist absolut geheim. Wir laufen unter den verschlüsselten Buchstaben ›SG‹. Eine Flucht ist unmöglich.«

Nekrassow sagte mir, daß er in ein neues Kommando gekommen sei. Er werde Luftschutzunterstände bei irgendeinem deutschen Stab graben.

»Nimm mich mit«, bat ich.

Er lehnte ab. Es war nicht erlaubt, Leute aus den Kommandos, die in den Wäldern arbeiteten, abzuziehen. Wir wollten es jedoch riskieren: Ich sollte mich in dem Kommando aufstellen, in dem Sascha arbeitete. Wenn die Wachleute es bemerkten, würde ich sagen, daß ich mich geirrt habe. Wenn man mich in meinem Kommando suchen würde, sollte Bolek Pietrusiewicz sagen, daß ich krank sei.

Es gelang. Wegen des eigenmächtigen Übertritts zum Kommando von Nekrassow bekam ich einige Peitschenhiebe auf den Rücken, blieb aber wegen des zu niedrigen Bestandes dort. Für mich hatten sich auch die Begleiter, Soldaten der Wehrmacht, eingesetzt.

Wir stiegen vor einem Palast aus, der von einem schönen Park umgeben war. Es war der Besitz eines französischen Aristokraten, des Monsieur Le Gentil, hieß Estruval und grenzte an das Dorf Le Parcq.

Ein Unteroffizier der Wehrmacht gab die Ausmaße des Unterstandes an, und wir begannen mit der Arbeit. Der junge Soldat, der uns beaufsichtigte, wiederholte von Zeit zu Zeit:

»Los! Los! Arbeiten!«

Doch er tat das ohne die der SS eigene Bösartigkeit. Er erweckte in uns keine Angst. Als wir eine Ruhepause einlegten, zürnte er mit uns.

»Faulpelze seid ihr!« murmelte er harmlos. »Wie soll ich es dem Unteroffizier erklären, wenn er kommt und sieht, daß so wenig geschafft wurde? Wollt ihr, daß eure SS-Leute hierherkommen?«

»Zwar ein Soldat einer feindlichen Armee, doch ein Mensch«, sagte Nekrassow und riet uns, den Bogen nicht zu überspannen. So arbeiteten wir ohne besondere Anstrengung, standen aber auch nicht herum.

»Arbeitet mit den Augen und nicht mit der Schaufel«, erinnerte uns Witek Zabielski an die bekannte Losung der Lagerhäftlinge. Wenn der Wachmann fortging, hörten wir auf zu arbeiten, mitunter schütteten wir auch wieder etwas in den ausgehobenen Gräben zurück.

Als unser Kapo in Begleitung eines Militärangehörigen kam und fragte, wie wir arbeiteten, lobte uns der Soldat. Einer unserer Kameraden scherzte über den jungen »Verteidiger Hitlers«. Jemand lachte.

»Was hat er gesagt?« fragte der Soldat. Er hatte unsere Heiterkeit bemerkt.

»Daß Sie ein guter Mensch sind«, log ich, ohne zu stottern.

»Du lügst, ich habe es gehört. Er sagte ›Mutter‹ und ›Hitler‹.«

»Das stimmt«, bestätigte ich rasch. »Er hat gesagt, daß Ihre Mutter Sie gut erzogen habe und, obwohl Ihnen Hitler eine Waffe gegeben hat, Sie uns kein Unrecht zufügen.«

»Na, na«, drohte er mir mit dem Finger. »Ich weiß, daß sie über mich gelacht haben. Ein zweites Mal wird euch das nicht geschenkt.«

»Ein Deutscher ist ganz einfach ein Deutscher«, hat Staszek Paciejewski immer gesagt. Er hatte unrecht, doch das ist schon eine andere Sache.

Ich hatte bemerkt, daß es im Palast außer den deutschen Armeeangehörigen auch junge Mädchen gab, die französisch sprachen. Sie arbeiteten in der Küche. Das war eine Hoffnung, Kontakt zum kämpfenden Frankreich herzustellen. Als Wiktor Sniegucki von der Arbeitsstatistik Buchenwald unseren Transport zusammenstellte, hatte er uns gesagt: »In Frankreich werdet ihr der Freiheit näher sein.«

Der Wachmann erlaubte mir, zur Toilette zu gehen, wobei er warnend sagte:

»Wenn du versuchen solltest zu fliehen, schieße ich!«

Er legte auf mich das Gewehr an, bemüht, seinem kindlichen Gesicht einen strengen Ausdruck zu verleihen. Dabei wirkte er komisch wie ein kleiner Pfadfinder, der Krieg spielt. Ich blieb ernst, um ihn nicht gegen mich einzunehmen, und ging in Richtung Palast. Vor der Küchentür faßte ich Mut, als ich ein Gespräch in französischer Sprache hörte. Ich klopfte und vernahm:

»Entrez!«

Am Herd stand eine Frau in mittleren Jahren, am Fenster schälten zwei Mädchen Kartoffeln. Als ich eintrat, hielten sie inne und blickten mich verwundert an.

»Bonjour, mesdames«, sagte ich, höflich lächelnd. »Haben Sie bitte keine Angst vor mir. Ich gehe gleich wieder, möchte nur ein Glas Wasser.«

Die Frau gab mir eine Tasse Kaffee mit Milch.

»Wir wissen, daß die Deutschen euch hungern lassen«, sagte sie flüsternd. Eines der Mädchen gab mir eine Scheibe Brot mit Butter.

Das Mädchen war vielleicht siebzehn Jahre alt und hieß Carmen. Sie sah mich wohlwollend an. Ich hatte lange keine Frauen gesehen, deshalb blickte ich auf Carmen wie auf ein Phänomen. Sie bemerkte meine stumme Bewunderung. Die Frau fragte mich, woher ich so gut Französisch könne. Ich sagte, daß ich vor dem Krieg mit meinen Eltern in der Gegend von Lens gewohnt und die französische Schule besucht hätte.

»Lens ist nicht allzu weit von hier. Es gehört zum Departement Pas-de-Calais. Ich kenne Lens. Dort wohnen viele polnische Familien«, entgegnete Carmen.

»Weshalb haben euch die Nazis eingesperrt?« fragte die Frau.

»Wir sind politische Häftlinge.«

»Kommen Sie morgen bitte wieder. Wir werden etwas für euch vorbereiten.«

Ich versprach es, ohne sicher zu sein, daß es mir gelingen würde. Diese Begegnung gehörte zu der Reihe der »Lagerwunder«. Ich kehrte zum Kommando zurück, beunruhigt, ob der Wächter nicht wütend sein würde, doch er hatte meine Abwesenheit nicht bemerkt. Sascha Nekrassow kam zu mir. Ich berichtete ihm von der Begegnung mit den Französinen.

»Hast du nicht ... Du weißt, worum es geht?«

»Ich hatte Angst ...«

»Das ist für uns das allerwichtigste.«

Am nächsten Tag sagte Sascha:

»Geh wieder in die Küche und frage nach jenen aus der Widerstandsbewegung, ich werde den Wachmann ablenken.«

Von der Küche her näherte sich Carmen. Ich zeigte sie Sascha.

»Sprich offen mit ihr ...«

Carmen blieb hinter einem Strauch stehen, damit der Wächter sie nicht sah.

»Die ältere Köchin hat mit dem Besitzer dieses Palastes, Herrn Le Gentil, gesprochen. Er möchte euch helfen. Brot erhalten wir auf Karten, doch versprach er, euch täglich einen Topf Kartoffeln zu geben. Unsere Köchin wird sie kochen, schälen müßt ihr sie selbst.«

»Damit werden die Deutschen nicht einverstanden sein.«

»Herr Le Gentil wird darüber mit dem deutschen Kommandanten sprechen... Und dir habe ich ein Butterbrot mitgebracht.«

Carmen ging.

Ich berichtete Sascha Nekrassow und Marian Kubicki, der der Leiter der polnischen Gruppe war.

»Das ist nett, daß dieser Aristokrat uns satt machen will, das wichtigste für uns aber

ist der Kontakt zu den Partisanen. Wenn der Kommandant gestattet, daß für uns Kartoffeln gekocht werden, bestimme ich dich zum Schälen. Auf diese Weise bleiben wir mit den Frauen in Verbindung, und sie werden uns helfen, Kontakt zu finden.«

Herr Le Gentil erhielt vom Kommandanten das Einverständnis dafür, daß in der Küche zwei Häftlinge beschäftigt werden.

»Nimm Saschko-Morjak«, entschied Nekrassow.

Wir standen vor dem Wächter in militärischer Haltung.

»Zwei Leute für die Küche«, sagte Carmen auf französisch zu ihm. Er nickte zustimmend.

»Versucht nur nicht zu fliehen!«

»Jawohl, Herr Wachtmeister.«

In der Küche stand bereits ein voller Korb Kartoffeln. Wir machten uns an die Arbeit.

Auf dem Tisch stand ein Teller mit Weißbrothäppchen, die mit Pastete bestrichen waren. Die Köchin goß uns zwei Tassen Kaffee mit Milch ein.

»Spasibo, Mamascha!« sagte Saschko-Morjak gesetzt.

»Was sagt er?« fragte die Köchin.

Ich übersetzte es.

»Ich freue mich sehr, daß ich einen russischen Sohn habe«, sagte sie lächelnd. Sie fragte uns, woher wir seien.

Als ich es ihr gesagt hatte, antwortete sie:

»Wir bewundern die Russen, daß sie die deutschen Faschisten besiegen. Auch bei euch in Polen ergibt man sich nicht den Boches.«

»Vielleicht gibt es hier welche ...«, begann ich zögernd, »die nicht zulassen, daß man uns hinhaltet. In Polen sind ...«

»Über Partisanen ist uns nichts bekannt«, unterbrach mich die ältere Köchin. Ich hatte das Wort »Partisan« nicht ausgesprochen, trotzdem hatten wir uns verstanden.

»Die Franzosen kämpfen auch. Angeblich sind irgendwo Francs-Tireurs*«, mischte sich Carmen ein.

* Francs-Tireurs et Partisans Français (FTPF, Französische Freischärler und Partisanen) – französische Widerstandsorganisation 1940–1944, die unter der Führung der Französischen Kommunistischen Partei gegen die faschistische Okkupation und das Vichyregime kämpfte; 1944 wurde sie Kernstück der Forces Françaises de l'Interieur (FFI, Französische Streitkräfte des Innern). (Die Red.)

»Aber wir kennen niemanden von ihnen«, sagte die ältere. »Wir wissen nichts über sie.«

Ich überlegte, daß ich genug gesagt hatte, damit die Frauen die Francs-Tireurs verständigen könnten. Vielleicht wollen sie selbst Kontakt zu uns aufnehmen?

Einige Tage gingen wir zur Arbeit in die Küche und kochten Kartoffeln. Alle Französinen meinten es gut mit uns, am meisten kümmerte sich jedoch Carmen Bonvarlet

um uns, sie wohnte in dem Dorf Le Parcq, das an Estruval angrenzte. Ich hatte Vertrauen zu ihr, und eines Tages, als die Köchin und das zweite Mädchen, Jeanette, aus der Küche gegangen waren, fragte ich sie, ob sie nicht irgendwelche Nachrichten von denen hätte, sie wüßte schon. Leider hatte sie keine. Ich riet ihr, ihren Vater danach zu fragen. Ich sagte ihr, daß das für uns sehr wichtig und dringend sei, daß die Deutschen vorhätten, uns alle zu ermorden.

»Ich werde mich bemühen, daß du frei wirst«, sagte sie. »Ich schwöre es, auch, daß wir uns nach dem Krieg treffen werden, wenn du willst«, fügte sie kokett hinzu.

Als wir am nächsten Tag in Estruval angekommen waren, hielt uns der Wachmann vor der Küche an.

»Du wirst hier nicht arbeiten. Der Kommandant hat es nicht gestattet, daß für euch Kartoffeln gekocht werden. Nimm Schaufel und Schubkarre!«

Ich blickte auf Nekrassow. Er zuckte mit den Schultern, Gleichgültigkeit vortäuschend. Ich ergriff die Schaufel und begann, in der Erde herumzuscharren.

Ich hoffte, daß Carmen sich unserem Kommando nähern würde, doch sie tauchte nicht auf. Wir bekamen sie auch im Laufe der nächsten Tage nicht zu sehen. Ich zitterte bei dem Gedanken daran, daß sie auf der Suche nach Kontakt zur Widerstandsbewegung in die Hände der Gestapo gefallen sein könnte.

Nach drei Tagen sah ich sie, sie trug den Abfalleimer aus der Küche. Ich grüßte sie mit der Hand, sie aber tat, als ob sie mich nicht sähe. Ich deutete diese Gleichgültigkeit als Vorsicht. Trotzdem spürte ich Bedauern, mir fehlten ihre guten Augen, ihre warme Stimme. Außerdem war ich enttäuscht. In Buchenwald hatten wir gedacht, daß wir, wenn wir nach Frankreich fahren, das große Los gezogen und die Freiheit bereits in der Tasche hätten.

Es vergingen noch ein paar Tage, bis es endlich zu einem Gespräch mit Carmen Bonvarlet kam.

»Der deutsche Kommandant hat über uns Meldung gemacht«, sagte sie. »Er ist wegen der Kartoffeln über Herrn Le Gentil in Wut geraten. Er hat uns verboten, zu euch Verbindung zu unterhalten ... Jetzt ist er mit einer SS-Gruppe irgendwohin gefahren, deshalb konnte ich kommen und mit dir sprechen.«

Sie gab mir Brot. Ich fragte sie, ob sie Nachrichten von den Partisanen habe. Leider nicht.

»Vater arbeitet den ganzen Tag. Er sagt, daß er keine ... Zeit habe. Du würdest schneller zu ihnen Kontakt aufnehmen als er.«

»Ich brauche Zivilkleidung«, sagte ich, wobei ich mir bewußt war, daß ich nicht nur mein Leben, sondern auch das ihre riskierte.

Am Abend beriet ich mich mit Sascha und Kubicki. Was tun?

»Ehrlich gesagt, es wäre sehr gut, wenn wir unseren eigenen Mann auf freiem Fuß hätten. Doch dürfen wir nichts leichtsinnig riskieren...«

Carmen Bonvarlet brachte mir Zivilkleidung. Sie versteckte sie in einem Holzhäufen, der an einem Schuppen im Park lag.

»Heute flieh aber nicht«, sagte sie. »Der Kommandant ist im Stab. Ich sage dir, wenn er nicht da ist, dann sind die SS-Leute nicht so wachsam ... Ich werde dir auch sagen, wohin.«

Ich bat den Wachmann um Erlaubnis, austreten zu gehen, und sprang aus dem Graben. Ich lief auf den Schuppen zu, wo die Häftlinge ihre »Toilette« hatten. Der Wächter achtete nicht auf mich. Ich kauerte beim Balken nieder, der an der Tür lag, und schob ihn beiseite. Meine Kleidung war da. Unruhe ergriff mich, ob auch niemand meinen Schatz entdecken könnte. Ich versteckte ihn in einem daneben liegenden Reisighaufen.

Am nächsten Tag wartete ich, Gräben aushebend, ungeduldig auf Carmen Bonvarlet. Auch Sascha Nekrassow, der für gewöhnlich so beherrscht war, blickte in Richtung Küche. Carmen erschien nicht. Erst gegen Mittag kam Jeanette und brachte Brot. Carmen war nicht zur Arbeit gekommen, ihre Mutter war erkrankt, und man wußte nicht, wann sie wiederkäme. Ich wurde mutlos. Ich hatte schon den Auftrag zu fliehen, die Vision der Freiheit schien mir schon so nah ... Carmen sollte mir jene nennen, die einen Flüchtling aufnehmen. Zu fliehen, ohne sich mit ihr verständigt zu haben, wäre überaus riskant.

Ich beriet mich mit Nekrassow.

»Du mußt die Kleidung an einem anderen Ort verstecken. Sie kann nicht unter dem Reisig bleiben.«

»Du glaubst nicht, was Jeanette sagt?« fragte ich. »Du denkst, daß Carmen aufgeflohen ist.«

»Ich denke nichts. Wir sind ganz einfach verpflichtet, wachsam zu sein.«

Ich ging zum Versteck. Die Kleidung war fort. Die Welt meiner Träume brach zusammen. Es wuchs die Unruhe um Carmen. Sie war mir irgendwie teuer ...

Tage vergingen. Carmen war noch nicht da. Zu allem Überfluß wurde uns noch ein anderer Wächter zugeteilt. Er war dienstbeflissen, trieb uns zur Arbeit an. Eines Tages bemerkte er, daß Jeanette zu mir kam. Wut packte ihn, er nahm das Gewehr und richtete den Lauf in ihre Richtung. Sie floh, so schnell sie konnte.

»Jetzt wird sie nicht mehr zu uns kommen«, sagte Nekrassow, »weder sie noch deine Carmen.«

Am nächsten Tag blieben wir im Lager. Wir brachten den Platz in Ordnung, trugen Schränke und Tische vom Parterre in den dritten Stock. Ich sprach mit Heinz Schäfer. Im Revier fand eine Beratung der Kameraden statt. Der Arzt Dedecius, der Pfleger Janek Karwowski, Sascha und Kubicki machten sich Sorgen, weil meine Flucht noch nicht gelungen war. Heinz Schäfer war nach wie vor der Meinung, daß über mich der Kontakt zur Widerstandsbewegung herzustellen sei.

Schäfer brachte in Erfahrung, daß es nicht weit von unserem Lager mechanische Werkstätten gibt, in denen Franzosen arbeiten, Dreher und Kfz-Mechaniker. Wracks

gab es immer mehr, doch an Fachkräften fehlte es. In diese Werkstätten wurden einige Häftlinge geschickt, die an Drehbänken arbeiten sollten.

»Denkt ihr da an mich?«

»Ich werde alles tun, um dich dort hinzuschicken. Du suchst dir unter den Franzosen vertrauenswürdige Menschen.«

Wir unterhielten uns ausführlich über die Chancen, Kontakt aufnehmen zu können. Ich wurde wieder gebraucht.

Einige Tage später marschierte ich mit einem neuen Kommando. Wir gingen in einer Arbeitskolonne durch das saubere Städtchen Hesdin. Aus den Fenstern beobachtete man uns aufmerksam.

Die Werkstätten waren von der Straße durch eine Mauer aus roten Ziegeln und durch ein hohes Drahtnetz getrennt. Am Tor ragte ein Holzturm hoch, von dem uns ein bewaffneter Wachmann beobachtete. Im Inneren des betonierten Hofes standen zur Reparatur geschickte Militärautos. Ein Meister in der Uniform eines Unteroffiziers führte mich an eine Drehbank und gab mir eine technische Zeichnung.

»Dreh mir dieses Teil! Aber paß auf, daß alles exakt ausgeführt wird, sonst schmeiß' ich dich achtkantig raus«, knurrte er und ging.

Ich drehte das Einzelstück ohne Schwierigkeiten. Der Meister prüfte es mit der Schublehre und dem Mikrometer.

»Gut«, sagte er in wohlwollendem Ton.

Ringsherum standen an den Drehbänken Zivilpersonen, alle in ihre Arbeit vertieft. Das Rattern der Motoren erfüllte die Halle. Hinter der Glaswand des Büros stand der Meister und schrieb etwas; von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf die Halle. Ein Soldat in feldgrauer Uniform betrat das Büro, er sprach mit dem Meister, danach verließen beide die Werkstatt. Ich ging zu dem Arbeiter an der Drehbank neben mir.

»Man sieht, daß Sie ein guter Fachmann sind«, begann ich auf französisch.

Er blickte mich an, antwortete aber nicht, den Kopf über die Drehbank gebeugt. Ich ließ mich nicht entmutigen.

»Vorher war ich bei den Erdarbeiten im Wald ... Hier ist es wenigstens warm.«

Der Arbeiter wandte mir den Rücken zu und begann leise zu pfeifen. Ich verstand die Warnung: »Paß auf! Der Meister kommt!«

Ich schaffte es nicht mehr. Der Meister holte aus und schlug mir von beiden Seiten ins Gesicht. Mir wurde schwarz vor Augen.

»Ihr dürft nicht mit Zivilpersonen sprechen!« schrie er wütend. »Merk dir das! Das nächste Mal werde ich Meldung über dich erstatten.«

»Ich brauchte den siebzehner Schlüssel ...«, log ich auf der Stelle.

»Der Siebzehner ist hier in der Schublade.«

Er zeigte auf ein Schränkchen bei der Drehbank.

Ich ließ die Maschine an. Der Meister wandte kein Auge von mir. Mehrmals kontrollierte er genau die Maße der von mir gedrehten Einzelstücke. Er suchte einen Vor-

wand, um mir etwas anhaben zu können. Ich drehte die verhaßten Teile und beobachtete die Zivilpersonen. Eine von ihnen schien mir freundschaftlich gesinnt. Es war ein Mann in mittleren Jahren, nicht groß, untersetzt, mit schwarzem, dichtem, nach oben gekämmtem Haar. Auf dem Kopf trug er eine Baskenmütze. Als er zur Toilette ging, folgte ich ihm. Wir standen nebeneinander. Er blickte mich freundlich an und lächelte. Ich riskierte ein Gespräch.

»In Frankreich geht es uns viel besser als in Deutschland«, sagte ich leise, »obwohl Lager eben Lager bleibt ...«

»Du sprichst ausgezeichnet französisch«, sagte er und gab mir ein eingewickeltes Brötchen, das ich sofort essen mußte, denn ein einem Häftling gegebenes Brot war ebenfalls ein streng untersagter Kontakt. Seitdem wechselten wir immer ein paar Sätze, sei es auf der Toilette oder wenn der Meister nicht da war. Eines Tages wagte ich es, nach den Partisanen zu fragen.

»Wozu brauchst du sie?«

Er blickte mich mißtrauisch an.

»Ich will zu ihnen fliehen ...«

»Ich weiß nichts von irgendwelchen Partisanen ... Und du frag niemanden nach ihnen!«

Er verließ rasch die Toilette.

Tage vergingen. Der Franzose brachte mir täglich Brot, doch nicht darum ging es mir. Ständig drangen zu uns Gerüchte, daß die SS die Kommandos vernichte. Kubicki und Nekrassow bedrängten mich. Ich aber war ratlos.

Bis eines Tages auf der Toilette ein Mann auf mich wartete. Er war jung, vielleicht drei Jahre älter als ich. Er zog aus der Tasche eine Schachtel »Gauloises«.

»Rauchst du?« fragte er in gebrochenem Deutsch.

»Ich rauche nicht«, antwortete ich französisch.

»Dann gib die Zigaretten deinen Kameraden«, sagte er, mir die ganze Schachtel reichend.

Ich bedankte mich. Der Franzose ging nicht.

»Wofür sitzt du im Konzentrationslager?«

»Wegen hitlerfeindlicher Propaganda und Sabotage ...«

Ich verwies auf das Dreieck, das an meine Häftlingsjacke geheftet war. Ich berichtete ihm alles über uns, darüber, woher wir sind, über Buchenwald.

»Die Deutschen haben uns jeglichen Kontakt mit euch verboten. Sie sagen, daß ihr Verbrecher, Banditen und Mörder seid.«

Die Toilette betrat »mein« Franzose, jener, den ich gebeten hatte, mir bei der Kontaktaufnahme zur Widerstandsbewegung behilflich zu sein.

»Du hast uns einen Schrecken eingejagt, Berthe! Wir haben gedacht, daß das irgend- ein Boche ist«, sagte der junge Franzose, und fügte, zu mir gewandt, hinzu: »Diesem kann man vertrauen.«

»Wir kennen uns schon ...«, erwiderte Berthe. »Wir werden euch helfen. Wir lieben die Nazis ebensowenig wie ihr. Doch nehmt euch trotzdem in acht, es gibt auch Kollaborateure.«

Voller Zuversicht kehrte ich an die Drehbank zurück.

Am Abend kam Andrzej Bielewicz zu mir. Er arbeitete auch an einer Drehbank mit Franzosen, doch konnte er sich mit ihnen nicht verständigen.

»Bring mir wenigstens ein paar Sätze auf französisch bei«, bat Andrzej. »Wie sagt man: ›Ich bitte um etwas Brot?‹«

»Donnez-moi du pain, s'il vous plait.«

Er versuchte, es zu wiederholen, es gelang ihm nicht. Ich schrieb ihm auf einen Zettel: »Ich bin politischer Gefangener, gebt mir bitte etwas Brot.«

»Schreib es mir auch auf«, baten andere, wie Tolek Soliwoda, Heniek Kaminski, der Tscheche Pepik Konicek, der Jugoslawe Rustin Ovacic, Wasja Kardaschow. Erst später verstand ich, daß es gefährlicher Leichtsinns gewesen war.

Die Polen fingen leise an zu singen.

Die Russen antworteten mit dem Lied der Tankisten. Im Lager ist das Lied eine Waffe gegen die Resignation.

In der Stubentür stand der Lagerälteste Heinz Schäfer. Er kam leise an den Tisch und setzte sich neben Sascha Nekrassow. Er hörte dem russischen Gesang zu.

Wir achteten Schäfer, bewunderten sein Taktgefühl und seine Klugheit.

»Was ist daran so Besonderes?« fragte Heniek Kaminski. »Er ist Kommunist.«

»Und unser Sascha Nekrassow ...«, sagte Tolek Soliwoda. »Er wird von jedem Häftling, obwohl er Kapo ist, mit dem Vornamen angesprochen.«

»Er ist auch Kommunist, sowjetischer Offizier«, sagte Kubicki.

»Du immer mit deinem Kommunismus«, brummte Andrzej Bielewicz. »Woher kommt das nur bei dir, einem Polen! Polen ist katholisch, bei uns kommt der Kommunismus nicht durch.«

»Ich bin nicht mit dir einverstanden«, sagte Kubicki. »Als Christus auf der Erde lebte, hat er dieselben Ideen verbreitet wie heute die Kommunisten.«

Es näherte sich die Frühstückszeit. Ich schaute zu dem jungen Franzosen, den ich gerade kennengelernt hatte, Charles Mills, der am Ende der Halle als Kfz-Mechaniker arbeitete. Er blinzelte mir zu und ging zur Toilette. Ich wartete einen Moment, stellte die Maschine ab und folgte ihm.

»Geh ins Fahrerhaus des Wagens, den ich repariere«, sagte er. »Unter dem Sitz findest du ein Päckchen. Doch sei vorsichtig!«

»Ich danke dir!« sagte ich. »Charles ... Ich möchte mit dir über eine sehr wichtige Sache sprechen... Wir möchten Kontakt zur Widerstandsbewegung aufnehmen. Hilf uns, Charles!«

Er schwieg einen Augenblick.

»Ich kann dir nichts über die Résistance sagen«, antwortete er schließlich. »Partisanen können in der Savoie, in den Vogesen sein, aber bei uns? Hier gibt es weder Berge noch große Wälder... Wo sollten sie sich verstecken?«

Er sah meine Enttäuschung und fügte hinzu:

»Mach dir keine Sorgen, mein Alter. Wir besiegen die Boches.« Er klopfte mir auf die Schulter und ging hinaus.

Nach der Arbeit gingen wir die Rue Farée zurück. Hier schien jeder Einwohner unser Freund. Aus Fenstern und Toren warf man uns heimlich Lebensmittelpäckchen zu. In der Tür des Hauses Nr. 31 sah ich ein junges Mädchen, es hieß Huguette Lyon, wie ich später erfuhr. Ich bewunderte ihre Findigkeit, mit der sie die Unachtsamkeit der Wachleute ausnutzte, sie und ihre Freundin Odette Warrin. Also hatten wir hier Freunde. Doch konnte ich weiterhin niemanden von der Bewegung treffen, weder in der Stadt noch auf der Arbeit.

Eines Tages standen wir bereits am Lagertor, als ein alarmierendes Raunen durch die Reihen ging:

»Durchsuchung!«

Die SS sah in die Leinentaschen, tastete einen jeden ab. An diesem Tag war Mills nicht in die Werkstatt gekommen, und Huguette hatte das Päckchen einem anderen gegeben. Ich hätte Glück, meine Tasche war leer.

An der Wache stand ein Kamerad, bei dem die SS etwas gefunden hatte. Er hatte das Gesicht der Wand zugekehrt und hielt die Hände hoch über dem Kopf. Es war Pjotr Sokolow.

Das letzte Kommando ging durchs Tor. Die SS-Blockführer prüften die Vollzähligkeit. Die Zeit verging unendlich langsam, und die Kälte drang bis ins Mark. Schließlich kam der Lagerkommandant. Der Rapportführer gab das Kommando: »Stillgestanden!«

Ein Holzpantinengeklapper setzte ein. Wir standen unbeweglich, die Hände an den Nähten unserer Sträflingshosen.

»Mützen ab!«

Hunderte von Armen fielen herab, ein rhythmisches Schlagen mit den Mützen gegen die Hosenbeine – und wieder Stille.

Der Kommandant begann zu sprechen.

»Wir haben euch zuviel nachgesehen. Die Disziplin im Lager hat sich völlig gelockert. Ihr lebt dahin wie im Sanatorium, während unsere tapferen Soldaten an der Front ihr Blut vergießen ...«

Er hob die Stimme.

»Ihr nehmt Verbindungen zu den Franzosen auf! Trotz Verbots! Heute fanden wir bei der Durchsuchung bei einem Häftling eine volle Tasche Brot und einen französisch beschriebenen Zettel. Das ist der Beweis eines engen Kontaktes dieses Banditen mit Zi-

vilpersonen. Wenn er nicht sagt, wer ihm das geschrieben hat, erhält er fünf- undzwanzig Stockhiebe.«

Das Herz pochte mir gewaltig. Wenn Sokolow mich verrät, bin ich verloren, dachte ich.

»Hab keine Angst«, flüsterte mir Kolja Iwanow zu. »Kein Russe gibt seinen Kameraden preis.«

Der Kommandant nickte den in der Nähe stehenden SS-Leuten zu, die mit den Gewehrkolben Sokolow vor sich her trieben.

»Wenn du sagst, wer das geschrieben hat, wird dir die Schuld erlassen«, sagte der Kommandant.

»Rette dich«, riet der Amtsdolmetscher. »Sag, wer im Lager Französisch kann, und dir wird nichts geschehen.«

Sokolow schwieg. Aus der Kammer neben der Wache kamen zwei Schergen. Sie trugen einen großen, schweren Stuhl. An ihm wurde Pjotr mit Riemen festgebunden. Neben dem Stuhl stand ein SS-Mann mit einem Ochsenziemer in der Hand. Es fiel der erste Hieb, der zweite, dritte ... Ich sah, wie aus den Oberschenkeln Sokolows, die schon voller schwarzer Striemen waren, das Blut hervortrat, wir hörten sein Schreien.

»Der Schinder schlägt ihm die Nieren ab«, flüsterte ich entsetzt.

»In Oswiecim habe ich noch Schlimmeres gesehen ...«, sagte der neben mir stehende Henryk Sobota.

Pjotr schrie schon nicht mehr, der Körper hing leblos herab, doch der Henker schlug weiter auf ihn ein. Es mußten die amtlichen »Fünfundzwanzig« sein.

Marian Kubicki erzählte später, daß der Lagerkommandant außer sich war, denn der Bunker aus Beton und Eisen, den wir im Wald gebaut hatten, war von den Alliierten bombardiert und völlig vernichtet worden. Er sagte weiter, daß das eine Raketenabschußrampe werden sollte. In unserem Lager sollte wie in den anderen Lagern der Terror verschärft werden. Der Lagerarzt Dedecius kam mit der Nachricht, daß am Morgen nach dem »Auftritt« des SS-Lagerkommandanten Heinz Schäfer mit einer Gruppe von Häftlingen zu einem Bombenkommando, angeblich nach Arras, geschickt worden sei.

»Schäfer hat uns geschützt. Sie werden uns fertigmachen«, stöhnte Andrzej Bielewicz.

Im Lager setzten jetzt schwere Tage ein. Die Appelle waren länger, die SS schlug wegen der geringsten »Vergehen«. Charles Mills brachte mir weiterhin Brot. Nach den Partisanen fragte ich ihn zunächst nicht mehr. Ich war zu dem Schluß gekommen, daß er keinerlei Kontakt mit Kämpfern hat. Aber eines Tages fragte ich trotzdem wieder:

»Sag mir, läßt sich tatsächlich keine Verbindung zur Widerstandsbewegung herstellen?«

»Was erwartest du von ihnen?«

»Hilfe für das Lager. Die SS hat unseren Lagerältesten Schäfer zum Ausgraben von

Blindgängern nach Arras geschickt. Wir haben gestern erfahren, daß Schäfer umgekommen ist.«

»Arras ist aber jetzt nicht bombardiert worden«, behauptete Mills.

»Das bestätigt unseren Verdacht. Er wurde mit Gewißheit erschossen, er war ein deutscher Kommunist ... Ich will nicht auf den Tod warten. Ich will aus dem Lager fliehen. Auf freiem Fuß könnte ich mit Hilfe französischer Patrioten die Flucht anderer Häftlinge organisieren.«

Und endlich hörte ich es! Charles sagte:

»Ich habe mit vertrauenswürdigen Leuten über deine Angelegenheit gesprochen. Wir werden uns mit dir und deinen Kameraden befassen.«

Ich konnte mich kaum zurückhalten und wäre ihm beinahe um den Hals gefallen.

»Und ich wollte schon das Kommando wechseln«, sagte ich.

»Ich habe mich doch deiner angenommen. Du hast diese Zeit keinen Hunger gelitten. Ich konnte mich davon überzeugen, daß ich mich in dir nicht getäuscht habe. Ich bringe dir alles, was du brauchst, doch von hier kannst du nicht fliehen. Du mußt zu einem anderen Kommando überwechseln. Die Werkstätten sind zu gut eingezäunt und bewacht. Die Deutschen dürfen nicht den Verdacht schöpfen, daß jemand von uns Zivilpersonen seine Hand dabei im Spiele hat.«

Charles hielt sein Versprechen. Einige Tage nach jenem Gespräch erklärte er mir wie üblich in der Toilette:

»Ich habe dir Zivilhosen mitgebracht. Der Meister ist nicht im Büro, geh rasch zu dem Lastkraftwagen, den ich überhole. Die Hosen liegen unter dem Sitz. Wenn sie dich ertappen sollten, denk daran, daß ich nichts davon weiß.«

Ich tat, wie er gesagt, legte die Hosen in die Tasche und ging zurück an die Arbeit. Der erste Teil der Operation war also gelungen. Jetzt mußte die Beute ins Lager geschafft werden. Und wenn eine Durchsuchung stattfindet?

Ich erinnerte mich an die Exekution von Pjotr Sokolow. Ich wußte bereits, daß er nicht mehr lebt. Ich stellte mich ans Ende der Kolonne, um die Hosen wegwerfen zu können, falls es zu einer Durchsuchung kommen sollte. Ich hatte Glück, es fand keine Kontrolle statt.

Einige Tage später brachte ich eine Bluse und eine Baskenmütze ins Lager (ich war kahl geschoren). Die Sachen versteckte ich in meinem Strohsack. Marian Kubicki sollte mich zu einem Kommando bringen, aus dem man leichter fliehen konnte. Am nächsten Tag sollte ich zum letztenmal in die Werkstätten gehen. Wir begaben uns zu Kolja Iwanow.

»Kiryllow macht dich mit einem jungen Franzosen bekannt«, sagte Kubicki zu Kolja. »Er geht zu einem anderen Kommando, und du wirst der Verbindungsmann zwischen dem Franzosen und uns sein.«

Als ich mich von Charles verabschiedete, warnte er mich noch: »Fliehe nicht auf eigene Faust! Warte, bis wir dir den Termin nennen! Wir werden dir sagen, wohin du

zu gehen hast. Ich wünsche dir Erfolg. Wir werden uns bereits auf freiem Fuß wieder-treffen.«

Wir drückten uns die Hände.

»Du bringst dich wegen meiner Freiheit in Gefahr«, sagte ich gerührt.

»Das ist meine Pflicht«, entgegnete Mills und ging rasch davon. Am nächsten Tag ging ich nicht mehr in die Werkstatt. Der Meister fragte nach mir, doch der Lagerarzt sagte, daß ich krank sei.

Einige Tage danach wurde ich einem anderen Kommando zugewiesen. Es bestand nur aus fünfzehn Häftlingen und wurde von einem alten Wehrmachtssoldaten begleitet.

Am Rande der Stadt stand in einem großen Obstgarten eine schöne zweistöckige Villa mit einem steilen Dach, das mit roten Ziegeln gedeckt war. Der Garten war von der Straße mit einem niedrigen Zaun aus Eisenstäben, die kunstvoll miteinander verflochten waren, abgegrenzt. An diesem Zaun wuchs eine gepflegte Hecke. Die Villa, Eigentum eines wohlhabenden Franzosen, war von Offizieren der Wehrmacht besetzt worden. Die Häftlinge gruben ziemlich weit von der Villa entfernt einen Unterstand, der von der Straße nur durch einen kleinen Platz getrennt war, der wiederum mit dichten Haselsträuchern bewachsen war. Der Ort schien mir für eine Flucht ausgezeichnet geeignet. Außer unserem Wachmann war kein weiterer zu sehen.

Der Tag verging, niemand trieb uns an, und wir überarbeiteten uns nicht. Am Abend gab ich Kolja einen Zettel für Charles. Ich teilte ihm mit, daß ich an einem anderen Ort arbeite und um Nachricht bitte.

Charles antwortete:

»Ich kenne die Villa, wo ihr einen Unterstand grabt. Das ist ein gutes Kommando. Ich werde dir in einigen Tagen schreiben.«

Ich grub also weiter an dem Unterstand und wartete auf den entscheidenden Augenblick.

Eines Tages winkte uns aus dem Nachbargarten eine Frau zu, die ich nicht kannte.

»Odette!« rief Janek Wisniewski erfreut. »Sie bringt uns häufig Brot.«

Er bat den Wachmann, sich entfernen zu dürfen. Der Wachmann vergewisserte sich, ob auch kein Offizier in der Nähe war, und erlaubte es ihm.

Wenig später spazierten an unserem Gartenzaun zwei Mädchen entlang, Huguette Lyon und Odette Warrin. Sie lächelten und winkten mich heran. Ich tat, als ob ich es nicht sähe. Ich wollte sie keinen Unannehmlichkeiten von seiten des Wachmanns aussetzen. Janek Wisniewski wandte sich mit der Bitte an ihn, mit den Fräulein sprechen zu dürfen.

»Flirtet ein wenig miteinander«, sagte der. Wir gingen zu den Mädchen. Ich erklärte ihnen, daß die Deutschen nicht erfahren dürfen, daß ich Französisch verstehe.

»Wir werden so tun, als ob wir uns durch Gesten verständigen«, antwortete Huguette. »Ich habe mir Gedanken gemacht, was mit dir geschehen sein mag, und erst

Odette sagte mir, daß du hier bist. Ich habe für dich ein Päckchen, morgen bringe ich wieder etwas.«

Ich überlegte mir, daß bei meiner Flucht der Verdacht auf sie fiele. Daher erwiderte ich, daß eine Kontaktaufnahme zu mir für sie gefährlich sei, und bat sie, nicht mehr zu kommen.

»Ich halte das für meine Pflicht«, entgegnete sie, schon im Fortgehen, »wir sind Französinen!«

Am Abend gab mir Kolja Iwanow einen Zettel von Charles Mills etwa folgenden Wortlauts: »Den Termin für unsere Operation haben wir für den 12. Mai festgelegt. Du mußt gegen sechzehn Uhr aus dem Kommando fliehen. Du gehst nach Blangy-sur-Ternoise. Das ist ein Dorf, das zwölf Kilometer von Hesdin entfernt ist. Den Weg vom Arbeitsort zum Bahnhof kennst du. Rechts vom Bahnhof verläuft die Chaussee von Blangy-sur-Ternoise. Du findest sie leicht, denn dort steht ein Wegweiser. Geh den Weg, der entlang den Gleisen verläuft. Zwei Kilometer hinter der Stadt kreuzt das Gleis die Chaussee. Du verläßt den Weg, die Chaussee führt dich direkt nach Blangy. Inmitten des Dorfes sind ein Platz und eine Straßenkreuzung. Du gehst an ihnen vorbei und begibst dich abwärts zur Bahnstation. Hinter der Station biegst du nach links ab, du siehst eine Brücke über dem Fluß Ternoise. Ab achtzehn Uhr wird auf ihr unser Verbindungsmann auf dich warten; er ist schlank, jung und brünett. Du trittst an ihn heran und sagst: ›Es war heute heiß, doch hier werde ich mich abkühlen.‹ Er wird dir erwidern: ›Du wirst dich hier erkälten. Geh lieber nach Hause.‹ Dann folgst du ihm. Wir warten auf dich und wünschen dir Erfolg.«

Mich ergriff eine freudige Erregung, gleichzeitig aber auch Furcht.

»Was schreibt Charles?« fragte Marian Kubicki, der die polnische illegale Organisation leitete.

»Ich habe den Fluchttermin – übermorgen.«

»Vergiß nicht, daß wir auf dich setzen! Wenn du in der Partisanenabteilung sein wirst, erinnere ständig daran, daß wir mit ihrer Unterstützung bei der Organisation weiterer Fluchtversuche rechnen.«

Ich lag im Bett, und die verschiedensten Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich verspürte abwechselnd Freude und Furcht. Neben mir kniete Andrzej Bielewicz und betete.

»Ich bin auch einmal sehr fromm gewesen«, sagte ich, als er zu beten aufhörte. »Doch als ich sah, was die Menschen auf Erden treiben, bekam ich Zweifel. Ich weiß, daß es einem Gläubigen leichter fällt zu leben. Doch das Gebet allein reicht nicht aus. Hast du nie an eine Flucht gedacht?«

Andrzej antwortete:

»Wir alle sind in Gottes Hand. Ich glaube, daß Gott mich nicht verlassen wird. Würde ich fliehen, würde ich mich dem Tod aussetzen, und das kommt einem Selbstmord gleich und ist Sünde. Ich könnte mich nicht für eine Flucht entscheiden.«

Der Gedanke, was wird, wenn die Flucht nicht gelänge, versetzte mich wieder in Angst. Doch warum sollte sie nicht gelingen? Schließlich kam der Schlaf, und ich schlief fest bis zum Morgen. Am nächsten Tag fuhren die Offiziere, die in der Villa wohnten, irgendwohin, die Köchin kam in den Garten, sprach mit dem Wachmann, und beide brachen alle Augenblicke in Lachen aus. Wir machten uns das zunutze und stocherten faul in der Erde. Ich bedauerte, daß der Fluchttermin nicht für heute festgesetzt worden war. Ich ging zu einem großen Strauch und häufte um ihn herum viel trockenes Laub an. Ich beschloß, morgen hier meine Zivilkleidung zu verstecken.

Am Abend kamen im Lager die eingeweihten Genossen zu mir. Wir verabschiedeten uns ohne Überschwang. Ich versprach, nach meiner Ankunft an Ort und Stelle über Charles einen Brief zu schicken. In der Nacht steckte ich die Baskenmütze und die englische Bluse in eine Tasche und legte sie unter das Keilkissen. Ich zog ein Unterhemd ohne Lagerstempel und Zivilhosen an. Darüber zog ich die Sträflingshosen und legte mich schlafen.

Am Morgen schloß ich mich wie üblich dem Arbeitskommando an. Wieder stellte sich Unruhe ein, denn die SS-Leute kontrollierten mitunter die Häftlinge, die zur Arbeit gingen. Wir aber gelangten ohne Hindernisse ans Tor unserer Villa. Der Wachmann begann, die Schaufeln und Spitzhacken zu verteilen. Ich ging ins Gebüsch und versteckte im Laub die Tasche mit der Bluse und der Baskenmütze. Ich reihte mich ein, um die Schaufel in Empfang zu nehmen. Es begann ein normaler, für mich jedoch unvergeßlicher Arbeitstag – der zwölfte Mai 1944. Ich erinnere mich an jede Einzelheit. Der Himmel war blau, ohne Wolken. Die Sonne begann zu brennen. Ein warmer Frühlingswind wehte durch den Garten. Es duftete nach Grün und frisch ausgehobener Erde. Ich dachte, daß es für mich jetzt Zeit wäre, wenn ich um achtzehn Uhr in Blangy-sur-Ternoise sein wollte. Ich vernahm Motorengedröhn, die Erde erbebt, am Himmel tauchten Geschwader der alliierten Bomber auf. Die Flakartillerie begann zu schießen. Wir warfen uns zu Boden, der Wachmann verbarg sich hinter dem Graben. Da hörte ich einen gedämpften Ruf. Am Zaun des Nachbargartens standen Huguette Lyon und Odette Warrin. Ich rief, daß sie sofort gehen mögen, da sie sich sonst größter Gefahr aussetzten.*

* Nachdem unsere Gegend von den Alliierten befreit worden war, war ich nach Hesdin gegangen, um den Menschen zu danken, die uns geholfen hatten, und um die Kameraden zu suchen, die sich aus dem Lager gerettet hatten. Vor allem suchte ich die Rue Farée 31 auf, wo Huguette Lyon wohnte. Sie war von meinem Besuch sehr überrascht, denn sie hatte geglaubt, daß ich nicht mehr lebe. Nach meiner Flucht waren sie und Odette Warrin von der Gestapo verhaftet worden. Ihre Häuser hatte man durchsucht. Die SS klagte sie an, mir bei der Flucht geholfen und mich versteckt zu haben. Einige Tage nach den Vernehmungen erklärte man ihnen, daß ich gefaßt und erschossen worden sei. Danach entließ man sie aus der Haft.

Ich machte mich wieder an das Graben des Unterstandes. Die vierte Stunde rückte heran. Ich bat den Wachmann, austreten gehen zu dürfen.

Im Haselgebüsch zog ich die schwarze Bluse an und setzte die dunkelblaue Baskenmütze auf. Die Häftlingshosen versteckte ich am Leib. Ich sah wie eine hundertprozentige Zivilperson aus. Ich arbeitete mich durch die Sträucher und die Hecke und sprang über den Staketenzaun. Ich befand mich auf der Straße, einige hundert Meter weiter grünen Felder, am Horizont stand schwarz der Wald. Entsprechend der von Charles Mills vorgegebenen Strecke machte ich mich auf ins Zentrum der Stadt. Hinter der Straßenbiegung sprang ich in vor kurzem ausgehobene Gräben, zog die Sträflingshosen hervor und vergrub sie. Am Bahnhof zeigte der Wegweiser den Weg nach Blangy-sur-Ternoise. Ich ging am Bahngleis entlang, dachte aber, daß mich hier die Bahnwache anhalten könnte, und ging hinaus auf die Chaussee. Als ich mich von der Stadt entfernte, fühlte ich mich wieder nicht wohl. Ich war von allen Seiten zu sehen. Ich war vielleicht einen Kilometer gegangen, als ich mich umblickte: Hesdin war noch ganz nahe. Der Wachmann hatte sicher bereits Alarm ausgelöst. Gewissermaßen als Bestätigung meiner Befürchtungen hörte ich das gedämpfte Rattern eines Motors und erblickte ein Fahrzeug, das sich in meine Richtung bewegte. Ich werde verfolgt, schoß es mir durch den Kopf. Ich sah mich um, suchte verzweifelt ein Versteck. Zu beiden Seiten der Chaussee dehnten sich ebene grüne Wiesen. Nirgends auch nur ein Strauch oder ein Gebäude, wo ich mich hätte verbergen können. Voller Angst ging ich weiter. Das Fahrzeug kam rasch näher. Ich sah mich um und sah einen Traktor. Ich hob die Hand, und der Traktor blieb stehen. Der Fahrer war nicht viel älter als ich. Er hatte ein sympathisches Gesicht und lächelte mir freundlich zu.

»Nimmst du mich mit nach Blangy-sur-Ternoise?«

»Steig auf! Die gute Hälfte des Weges nehme ich dich mit, dann biege ich ab nach Incourt. Kommst du vom Zug?«

»Ja. Ich will den Onkel besuchen. Ich war noch nicht hier, kenne den Weg nicht.«

»Zu uns kommen oft Bergleute aus Lens wegen Lebensmittel. Jetzt ist ja alles rationiert. In der Stadt kann man sich schwer ernähren.«

An einer Kreuzung hielt der Traktor.

»Das Dorf hier ist Blingel. Nach Blangy ist es nicht mehr weit, geh einfach geradeaus, biege nirgends ab. Salut!«

Ich ging wieder die Chaussee entlang, allerdings schon in dem Glauben, daß die Flucht gelungen sei: Ich fühlte mich frei. Tief atmete ich die frische Landluft ein. Eine lange nicht empfundene Freude erfüllte mich. Da hörte ich erneut das Rattern eines Autos, diesmal nicht einem Traktor ähnlich. Gleich hinter dem Graben standen einzelne Sträucher, und ich hätte mich gern versteckt. Das Auto kam immer näher ... Ich riskierte es – ich werde einen Bauern vortäuschen. Wieder gewann ich gegen das böse Schicksal, das Auto fuhr polternd an mir vorbei und raste weiter. Auf der Plattform sah ich vier SS-Leute mit schußbereiten Maschinenpistolen. Ich konnte mir denken, daß sie mich verfolgten. Die Zivilkleidung hatte mich gerettet. Offenbar hatten sie nach Sträflingskleidung Ausschau gehalten.

Ich werde leben, werde frei sein, wiederholte ich, mir Mut machend. Denn die Freiheit war noch weit.

Ich verließ die Chaussee und versteckte mich im Gebüsch. Hier saß ich eine ganze Weile. Die SS-Leute kehrten nicht zurück. Ungehindert gelangte ich nach Blangy-sur-Ternoise.

Ich fand die Brücke. Doch der Verbindungsmann war nicht da. Vielleicht ist es noch nicht sechs, überlegte ich. Aus einem Weidengebüsch am Flußufer beobachtete ich die Brücke. Dumpf rollte ein Wagen, voll mit dampfendem Stallmist, heran. Ein Bauer in dunkelblauem Drillich und mit schief aufgesetzter schwarzer Baskenmütze hielt eine lange Peitsche. Dann fuhr ein Mädchen auf einem Fahrrad über die Brücke. Etwas später, verbissen in die Pedalen tretend, jagte ihr ein Jüngling mit zerzaustem Schopf hinterher. Keiner von ihnen konnte der sein, auf den ich wartete.

Die Uhr auf dem Kirchturm schlug sechsmal. Ich strengte meine Augen an. Ich fürchtete, den Augenblick seiner Ankunft zu verpassen. Es kam ein schlanker junger Mann. Er stützte sich auf das Brückengeländer und beobachtete den Lauf des Flusses. Das ist er bestimmt, dachte ich. Ich trat aus dem Versteck hervor und ging auf ihn zu.

»Es war heute heiß, doch hier werde ich mich abkühlen«, nannte ich die Losung.

Noch bevor er mir antwortete, war ich sicher, daß er der Verbindungsmann ist. Beinahe hätte ich ihm gesagt, daß er bestimmt der Bruder von Charles Mills ist, so sehr ähnelten sie einander.

»Hier kannst du dich erkälten. Geh lieber nach Hause«, antwortete er und drückte mir die Hand.

Als wir flußabwärts gingen, sagte er:

»Es ist gelungen! Ich gehe voran, du folgst mir in einem Abstand von zehn Metern! Sollte etwas passieren – wir kennen uns nicht.«

Mein Führer betrat eines der Häuser. Ich blickte mich um, sah aber nichts Verdächtiges. Ich folgte ihm. In der Küche stand eine junge, schöne Frau. Uns, den Lagerinsassen, erschienen alle jungen, hübsch und sauber angezogenen Frauen schön.

»Ich bereite schon das Essen. Zeig ihm, wo die Pumpe ist, Robert.«

Ich ging auf den Hof und wusch mich, wie ein Kind planschend.

Auf dem Tisch standen eine Tasse mit heißem Milchkaffee und ein Teller mit Butterbrot. Obwohl ich hungrig war, bemühte ich mich, langsam zu essen,

»Robert ist Charles Mills' Bruder«, sagte sie.

»Für mich ist es Zeit«, sagte Robert. »Frau Carlos, kümmern Sie sich bitte um Thomas. Charles kommt nach der Arbeit, um ihn zu holen.«

Er wandte sich an mich:

»Sollte etwas passieren, flieh durch die Gärten.«

Madame Carlos führte mich ins Nachbarhaus. Am Tisch saßen eine Frau und ein Mann.

»Ich brauche ein Hemd für ihn, Herr Marquand«, sagte Frau Carlos.

Die Frau öffnete einen Schrank. In den Fächern lagen Stöße geplätteter Hemden. Sie wählte eines aus.

»Das ist ein Geschenk für diesen jungen Mann, der sich nicht fürchtete, den Nazis zu entfliehen«, sagte sie.

»Ich hatte Angst«, entgegnete ich offen. »Doch der Wunsch, frei zu sein, war größer als die Furcht.«

Wir kehrten in die Wohnung von Frau Carlos zurück.

»Wie ist es tatsächlich im Konzentrationslager?« fragte sie.

Ich begann, über Buchenwald zu erzählen.



Marguerite Lannoy,
»Mutter der Partisanen«
aus Tilly-Capelle



Charles Mills,
organisierte die Flucht
Kiryłłows



Marcel Huleux,
Kommandeur der Francs-Tireurs
et Partisans Français
in Blangy-sur-Ternoise



Rose Huleux,
seine Ehefrau

Am Abend kam Charles Mills. Wir fielen uns in die Arme, ich dankte ihm.

»Nicht mir mußt du danken, sondern den Francs-Tireurs et Partisans Français, unserem Chef Marcel Huleux. Robert und ich, wir haben nur seinen Befehl ausgeführt«, sagte Charles Mills. »Gehen wir, er wartet auf dich.«

Wir gingen in Richtung Brücke, wo ich mich mit Robert Mills getroffen hatte. Ich hielt Abstand von Charles. Hinter der Brücke wuchsen zu beiden Seiten des Weges hohe Weißdornhecken. Links von den Hecken gab es Gemüsegärten, die an die Wirtschaften angrenzten, und rechts – ausgedehnte grüne Weideflächen. Die Wiesen wurden von dem Silberband des Flusses Ternoise durchschnitten. An seinen Ufern standen alte, bucklige Weiden. Wir passierten die Gärten, und das Eisenbahngleis kam in Sicht. Ein Feldweg kreuzte es. Dort stand ein einstöckiges Steinhaus, das mit roten Ziegeln gedeckt war. Als wir das Haus betraten, schlug mir das Herz vor Erregung, sollte ich doch den berühmten Chef der Gruppe der Francs-Tireurs et Partisans Français in Blangy-sur-Ternoise zu Gesicht bekommen.

Der Mann, der da auf einem Stuhl saß, war von mittlerem Wuchs, ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, hatte ein intelligentes Gesicht und freundliche blaue Augen.

»Nun bist du also bei uns«, sagte er. »Jetzt, wo du den Weg gebahnt hast, werden wir bemüht sein, mehr Menschen aus dem Lager herauszubekommen. Rose, gib uns Wein.«

Das Abendbrot, das mir die Frau Marcel Huleux', Rose Huleux, vorsetzte, schmeckte ausgezeichnet. Sie versorgte mich mit mütterlicher Fürsorge.

»Einstweilen werden wir dich in einem nahe gelegenen Wald verstecken«, sagte Marcel Huleux nach einem längeren Gespräch. »Du wirst dort allein sein. Gib acht, daß dich niemand sieht. Sollte es regnen, versteckst du dich in einem alten Schuppen auf der Wiese gleich hinter dem Wald. Dort wirst du auch schlafen. Das Essen werde ich dir selbst am Abend, wenn es dunkel wird, bringen.«

»Wirst du auch keine Angst haben, allein in einem alten Schuppen, fern von jeglichen Menschen, zu schlafen?« scherzte Charles Mills. Er sah, daß ich enttäuscht war. Ich hatte gedacht, daß es ein Partisanenwald sein werde mit bewaffneten Freunden.

»Lieber einen entlegenen Schuppen und menschenleeren Wald als das Lager«, entgegnete ich.

Die Nacht hüllte die Erde in Dunkelheit. Wir gingen einen Weg parallel zum Eisenbahngleis, das in Richtung Hesdin verlief. Zur linken Seite wand sich der Fluß, ungefähr anderthalb Kilometer vor uns schwarzer Wald. Es war ein junger, dichter Wald, der duftete. Davon gab es viele in dieser Gegend. Marcel Huleux blieb im Dickicht stehen und zog aus dem hohen Gras zwei Säcke und einen alten Mantel hervor.

»Aus Sicherheitsgründen können wir dir nichts Besseres geben. Solltest du in die Hände einer Streife geraten, dann sag, du hättest die Säcke und den Mantel in dem alten Schuppen gefunden. Ein Hirte kann sie dort liegengelassen haben. Morgen geh den ganzen Tag nicht hinaus, denn die SS könnte suchen. Wenn es dunkel wird, warte hier auf mich. Und hier hast du etwas zu essen.«

Ich blieb allein. Zwei Jahre hatte ich hinter Stacheldraht verbracht, in Reichweite des Ochsenziemers der Faschisten. Jetzt war ich frei, und ich spürte diese Freiheit mit jeder Faser meines Körpers. Das Rauschen der vom Wind bewegten Blätter, das Flügelschlagen eines aufgescheuchten Vogels, das Summen der Mücken, all das schien mir wie Musik. Ich beschloß, nicht im Schuppen zu schlafen.

Ich brach dünne Erlenzweige ab, aus denen ich mir eine Stätte zwischen zwei Sträuchern bereitete. Obenauf legte ich eine Schicht Gras. Ich breitete die beiden Säcke aus, legte mich hin und deckte mich mit dem Mantel zu. Voller Wonne streckte ich die Beine aus. Ich genoß die Maienluft und schlief ein.

Ich befand mich in einem Halbschlaf, der jenen bekannt ist, die in einem Lager gewesen sind, Ich war also wieder im Konzentrationslager, in Sträflingskleidung. Ich stahl mich an den Stacheldraht heran und begann, an ihm herumzuschneiden. Ich schnitt und schnitt ohne Ende. Ich zitterte vor Furcht, jeden Augenblick konnte mich der Wächter vom Beobachtungsturm wahrnehmen und eine Serie von Schüssen aus dem Maschinengewehr abfeuern. Ich schnitt und schnitt, und immer wieder wuchsen neue Drahtverhaue vor mir auf. Schließlich knirschte die Zange zum letztenmal, und ich kroch wie eine Schlange auf der Erde. Plötzlich spürte ich, wie mich jemand am Jackenschoß packte. Ein SS-Mann? ... Ich schrie so laut, daß ich wach wurde. Kalter Schweiß bedeckte mich, ich zitterte wie Espenlaub. Ich schaute mich um, ich wußte nicht, wo ich war. Allmählich kehrte das Bewußtsein wieder, ich sah den alten Mantel, die Säcke, die mein Lager aus Zweigen und Gras bedeckten. Ich erinnerte mich: Den Mantel hatte mir Marcel Huleux gegeben, ich war in Blangy-sur-Ternoise, meine Flucht war gelungen. Es war ein Traum, ein schrecklicher Traum. Mit weit geöffneten Augen lag ich da und wiederholte leise:

»Ich bin frei!«

Beruhigt schlief ich fest ein. Sonnenstrahlen und Vogelgesang weckten mich. Ich trank Kaffee, aß etwas. Ich hatte Lust, meine ganze Tagesration aufzuessen, doch die Umsicht siegte. Marcel Huleux hatte mir untersagt, den Wald zu verlassen, so legte ich mich auf den Rücken und schaute in den blauen Himmel, auf die selten vorüberfliegenden Vögel, auf die vom Wind bewegten Blätter der Bäume.

Am Abend kamen Marcel und Charles zu mir. Ich erfuhr, daß die SS-Leute mich in der Stadt und der ganzen Umgebung suchen. Sie können ihre Spitzel sogar nach Blangy aussenden, man muß also vorsichtig sein. Ich fragte, ob ich Kolja verständigen könne, daß ich lebe.

»Das ist nicht nötig«, sagte Mills. »Ich habe es ihm heute morgen gesagt.«

Die erste Woche meines Aufenthaltes im Wald war eine Entdeckung der Welt. Ich ging morgens unter dem Schutz einer Hecke mich im Wasser des Flusses Ternoise waschen. Hinter dem Gebüsch blickte ich auf eine Herde von Kühen, die auf einer Wiese weideten. Auf der anderen Seite des Flusses war eine Hühnerfarm. Solche Hühner hatte ich bei uns nie gesehen. Die Farm nahm ein großes Gelände ein und war von ei-

nem Zaun umgeben, der sich von den Wirtschaftsgebäuden bis nahe an den Fluß erstreckte. Die Wirtstochter rief laut nach den Hühnern und streute ihnen Körner hin. Ich ging ins Versteck zurück, aß mein Frühstück und ging an den Waldessaum, um mich mit der Umgebung vertraut zu machen. Ich trat jedoch niemals aus dem Dickicht hervor. Marcel Huleux brachte mir jeden Abend das Essen und trug mir ständig auf, geduldig zu warten. Madame Rose legte viele Lebensmittel in die Tasche, ich war jedoch so ausgehungert, daß ich ständig hätte essen können. Lebensmittel gab es aber in Frankreich auf Karten, und so wagte ich es nicht, um mehr Essen zu bitten. Leider war es Mai, ein Monat, in dem es noch nichts Eßbares auf den Feldern gibt.

Eines Tages fragte ich Mills, was es in Hesdin Neues gäbe. Es zeigte sich, daß man die Nachforschungen in meiner Fluchtangelegenheit eingestellt hatte. Die SS war der Ansicht, daß ich mich in Hesdin oder der näheren Umgebung verborgen halte. Sie hatten nicht die Absicht, das ganze Departement zu durchsuchen. Das hieß jedoch keinesfalls, daß ich hundertprozentig sicher war.

»Du mußt weiterhin vorsichtig sein«, warnte mich Marcel ständig. »Du hast einen kahl geschorenen Kopf und noch keine französischen Papiere.«

Ich erkundigte mich nach den weiteren Plänen, in Hesdin wartete man schließlich auf mein Handeln. Ich erhielt die Erlaubnis, Kolja zu benachrichtigen, daß Zivilkleidung vorbereitet sei. Meinen brieflichen Rapport übergab Charles Mills Kolja Iwanow in der Werkstatt. Ich erhielt eine Antwort, die man mir am Abend im Wald übermittelte.

»... Wir freuen uns«, las ich, »daß die Flucht gelungen ist. Die SS-Leute waren wütend und kündigten uns an, dich innerhalb eines Tages aus dem Erdboden hervorzuzaubern. Eine ganze Woche lang herrschte im Lager Terror. Jetzt ist Ruhe eingetreten ... Es ist gut, daß du unter französischen Genossen bist ... Die Zivilkleidung kann Charles sogar morgen mitbringen und Kolja übergeben. Wir haben festgelegt, daß jetzt gleichzeitig zwei fliehen werden. Wir möchten, daß mit Nekrassow Marian Kubicki flieht. Sag das unseren Freunden und bitte um Kleidung für zwei. Wir brauchen einen Wegeplan ... können nicht Französisch ... könnten den Weg zu euch verfehlen. Du wirst uns abholen müssen ... wir rechnen mit dir ... 24. Mai 1944.«

Ich freute mich aus zwei Gründen, weil etwas geschah und weil meine Einsamkeit ein Ende haben sollte. Marcel war dagegen, daß ich die beiden abhole. Er sagte, daß ich mich einer Gefahr aussetze, wenn ich mich dem Lager nähern würde. Ich teilte die Befürchtung von Marcel Huleux, konnte jedoch das Vertrauen der Lagerfreunde nicht enttäuschen. Ich sagte Marcel, daß es vor Hesdin auf der Blangy-Seite einen mit Wald bedeckten Hügel gebe, für dort würde ich unser Treffen festlegen. Wenn ich sehe, daß die Häftlinge verfolgt werden und meine Hilfe ihnen nichts nützt, würde ich mich zurückziehen. Damit überzeugte ich Marcel.

»Hinter dem Fluß liegt das Dorf Blingel«, sagte er. »Dahinter erstreckt sich eine ziemlich hohe, lange Hügelkette mit geringem Gefälle, teilweise von Wald bedeckt. Un-

ter ihrem Schutz gehst du in die Nähe von Hesdin, wobei du die ganze Umgebung wie auf einer Handfläche vor dir hast ... Du müßtest früher gehen und die Strecke festlegen, die du die Flüchtlinge führen willst.«

Charles Mills gab mir Papier, ich setzte mich ins Gras und begann, Kolja einen Brief zu schreiben. Es war am 25. Mai 1944.

Die Nacht verlief ruhig. Am nächsten Morgen verließ ich vorsichtig den Wald und gelangte unter dem Schutz der Hecken bis an den Fluß. Nicht weit von der Brücke stand das Haus von Marcel Huleux. Dort schliefen noch alle. Ich passierte die Brücke, ging den Abhang des Hügels hinunter und hatte Blingel vor mir. Ich verbarg mich hinter einer Sträuchergruppe. In der Nähe war ein großes Gehöft. Eine alte Bäuerin pumpte Wasser in einen Eimer. Ein kleines schwarzes Hündchen schmiegte sich an ihre Füße. Ich stieg auf den Gipfel des Hügels und ging in den Wald. Ich begegnete niemandem, und das bestärkte mich in der Gewißheit, daß die Strecke sicher ist. Ich blickte jetzt auf die Stadt Hesdin, auf die rote Mauer, die die napoleonischen Kasernen umgab.

Ich muß einen solchen Ort suchen, den Kubicki und Nekrassow leicht finden werden, dachte ich ruhig und fühlte mich wie ein Stabsangehöriger. Ich schaute mich um. Über die Wipfel der anderen Bäume erhob sich die Krone eines weitverzweigten Ahornbaumes. Ich beschloß, diesen Ort als Treffpunkt für die Kameraden festzusetzen. Diesen Ahornbaum finden sie ohne Schwierigkeiten, und ich würde sie von weitem sehen.

Ich begab mich auf den Rückweg. Ich beeilte mich nicht, und es wurde Mittag, bis ich zu dem Gehöft gelangte, wo ich am Morgen eine alte Bäuerin gesehen hatte. Ich überlegte, daß ich es riskieren könnte, um etwas zu essen zu bitten. Zwar hatte mir Marcel aufgetragen, daß ich mich niemandem zeigen solle, doch ... Ich klopfte an die Tür und vernahm die Stimme der Hausfrau. Plötzlich wollte ich weglaufen, beherrschte mich jedoch und öffnete die Tür. Ich befand mich in der Küche.

»Ich bin Bergmann aus Lens. Ich würde gern ein paar Lebensmittel kaufen«, stieß ich in einem Atemzug hervor. »Haben Sie vielleicht Eier?«

»Habe ich«, entgegnete die Bäuerin. Sie hatte einen gutmütigen Gesichtsausdruck. Sie nannte den Preis.

»Das ist mir zu teuer, Madame«, antwortete ich und drehte mich um, um so rasch wie möglich hinauszugehen.

»Warten Sie! Haben Sie keine Angst vor mir«, rief die Alte. »Sie sind kein Bergmann aus Lens ... Du bist ganz einfach hungrig.«

Ich nahm am Tisch Platz. Die Hausfrau machte sich an der Kredenz zu schaffen, nahm einen großen Laib Weißbrot heraus und Kaninchenpastete.

»Iß, mein Sohn.«

Sie setzte mir eine große Tasse mit heißem Kaffee vor.

»Ich mache dir Rührei. Das Brot und die Pastete nimmst du mit.«

»Zwei Jahre lang habe ich keine gebratenen Eier gegessen«, sagte ich voller Dankbarkeit.

»Du kannst hierher kommen. Das Haus von Monsieur Vincent Codevelle in Blingel ist wegen seiner Gastfreundschaft bekannt. Doch sei vorsichtig ... Wir wissen hier, daß aus dem Konzentrationslager in Hesdin ein Häftling geflohen ist. Die SS hat dich auch bei uns gesucht.«

Meine Ruhe war im Nu dahin. Ich wollte nicht, daß jemand wußte, daß ich ein Flüchtling aus Hesdin bin. Er könnte – ohne böse Absicht – jemandem erzählen, daß ich hier in der Gegend sei und daß er mir helfe.

Sie verstand offensichtlich meine Befürchtung, denn sie sagte:

»Mutter Codevelle ist diskret und hart wie eine echte Französin! Sag denen aus der Resistance, daß ich dir helfe. Ich werde alles, was ich kann, für Frankreich tun!«

Einige Tage lang sammelte ich Proviant, den ich von Mutter Codevelle und Marcel Huleux erhalten hatte. Es war nicht für mich, ich wartete ungeduldig auf den Tag der Flucht von Kubicki und Nekrassow. Endlich war alles vorbereitet. Den Fluchttermin hatten wir für den einunddreißigsten Mai festgelegt.

An diesem Tag begab ich mich auf den bereits bekannten Weg nach Hesdin. Ich traf etwas früher am vereinbarten Ort ein. Im Gebüsch unter dem Ahornbaum sitzend, beobachtete ich die Umgebung. Die spitzen Kirchtürme zeichneten sich vom blauen Himmel ab, Schornsteine rauchten, über den Asphalt der Chaussee bewegten sich etliche Autos, mitunter raste ein Motorrad vorbei, oder ein Fußgänger schleppte sich langsam dahin. Die Sonne sank immer tiefer.

Die Kameraden kamen nicht. Unruhe erfaßte mich. Sollten sie Angst bekommen haben? Ich hörte Schüsse und Hundegebell ... Hat man sie etwa gefaßt? Der Selbsterhaltungsinstinkt gebot mir, mich zurückzuziehen, doch Marcel hatte mir eine Kampfaufgabe gegeben. Ich war einer von der Resistance. Ich saß bis zum Sonnenuntergang im Gebüsch. Voller Unruhe kehrte ich nach Blangy-sur-Ternoise zurück. Am Abend kam Marcel Huleux.

»Heute sind die Häftlinge nicht zur Arbeit ausgerückt«, sagte er. »Wir müssen warten. Und du, Thomas, sei sehr vorsichtig. Zeige dich nirgends. Wir werden dir sagen, was im Lager geschieht.«

Er verschwand in der Dunkelheit. Ich blieb allein, voller böser Ahnungen.

Es vergingen einige Tage, und die Zeit zog sich in die Länge wie nie zuvor. Endlich kam Charles Mills – mit einer schlechten Nachricht: Die Faschisten hätten die Häftlinge in einen Zug geladen und in unbekannte Richtung abtransportiert. Diese Meldung traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mein französischer Freund verheimlichte mir nicht die Einzelheiten über die Verlegung des Lagers in Hesdin.

Auf dem Bahnhof hatten sich die Häftlinge aufgelehnt, und ein Teil von ihnen griff unverhofft eine SS-Eskorte an. Sie entwaffneten einige der Bewacher und flohen in Richtung Stadt. Die SS erhellte das Gelände mit Leuchtraketen. Es fielen zahlreiche

Kameraden, viele wurden verwundet. SS und Wehrmachtssoldaten begannen, die Flüchtenden zu verfolgen. Erst gegen Morgen wurde alles still. Hesdin war von dem Mord an Wehrlosen erschüttert, in jedem Haus sprach man davon.

»Wir waren leider hilflos«, schloß Charles seinen Bericht.

»Ist jemandem die Flucht gelungen?« fragte ich.

»Wenn es welche gibt, dann befinden sie sich bestimmt schon an einem sicheren Ort.«

Ich überlegte, was ich allein im Wald tun sollte. Charles und Marcel beruhigten mich.

»Wir werden Arbeit für dich finden«, sagten sie. »Jeder macht das, wozu er imstande ist. Die Partisanen kämpfen in den bergigen, mit Wald bedeckten Gegenden, in den Vogesen, im Zentralmassiv. Wir verstecken junge Franzosen, die für Zwangsarbeit in Deutschland vorgesehen sind, organisieren die Flucht von Häftlingen aus den Lagern und Orten der Zwangsarbeit, durchschneiden Telegraphendrähte und sprengen Brücken. Wir warten auf die zweite Front. Wir werden das Hinterland der Nazis desorganisieren.«

In der Nacht begann es zu regnen. Ich eilte in den Schuppen auf der Wiese. Sehnsuchtsvoll blickte ich in die Richtung der menschlichen Siedlungen. Ich riskierte es nicht, ein Haus aufzusuchen, das mir Schutz vor den Regengüssen hätte geben können.

In den Schuppen trat Marcel Huleux. Er atmete schwer, er hatte Asthma.

»Zusammen mit den Häftlingen haben auch die SS-Leute Hesdin verlassen, die dich kennen. Sie werden dich nicht mehr suchen«, sagte er. »Du wirst jetzt in meinem Haus wohnen.«

Ich befand mich im Haus am Bahnübergang und trank heißen Kaffee. Eine wohltuende Wärme breitete sich in meinem Körper aus. Madame Rose Huleux brachte ein Hemd, eine Hose und eine Jacke ihres Mannes. Aus dem Schlafzimmer drängelte sich eine Kinderschar. Fröhlich schwatzend, betrachteten sie mich neugierig. Unter dem Tisch trieb sich ein kleiner weißer Hund herum. Er hieß Tommy. Während des ersten Weltkrieges war Frankreich voller englischer Soldaten gewesen, die man allgemein »Tommy« nannte. Jene Tommies hatten bei den Mademoiselles Erfolg. Man sang folgendes Lied:

»Wenn der Krieg vorbei
und die Engländer fort,
wiegen die Mädchen ihre Kleinen
und werden dabei weinen.«

»Meinem Marcel hat auch ein Tommy das Mädchen abspenstig gemacht, und aus Rache hat er den Hund so genannt«, sagte Rose scherzhaft.

»Red keinen Unsinn«, sagte Marcel und sah sie schief an. »Zu der Zeit war ich noch ein Kind.«

Von nun an schlief ich in einer Kammer hinter dem Haus. Den Tag verbrachte ich

aus Sicherheitsgründen im Wald. Ich war zwar nicht mehr hungrig, doch machte mir das Untätigsein zu schaffen. Ich bat, mich zu einer Partisanenabteilung zu schicken, doch man zögerte damit – es mußte erst ein Ausweis, eine gefälschte »Carte d'identité«, beschafft werden, die Haare mußten nachwachsen.

Die Tage vergingen monoton. Ich besuchte Mutter Codevelle. Sie empfing mich immer wie einen Sohn. Endlich verkündete Radio London die lang erwartete Nachricht: Am sechsten Juni sind die Alliierten in der Normandie gelandet. Unbeschreibliche Freude, Hoffnung auf eine bereits nahe Befreiung! Ich drängte danach zu kämpfen. Doch Marcel wiederholte ständig:

»Ich muß die Weisungen abwarten.«

»Ich kann aber nicht mehr warten. Ständig denke ich an die Lager, an die von der SS, die Kapos ... Diese Jahre waren doch eine Nacht ... Ich will bei der Befreiung helfen!«

»Nach dem Regen wird schönes Wetter«, sagte Rose Huleux. »Es wird auch für dich kommen.«

Eines Tages fragte mich Marcel Huleux, ob ich deutsch schreiben könne. Ich sagte, daß ich diese Sprache zwei Jahre in einer sowjetischen Mittelschule gelernt hatte.

»Schreib, was ich dir diktiere«, sagte Marcel.

Ich schrieb:

»Deutsche Soldaten! Das Ende des Krieges ist bereits nah! Die Alliierten sind in der Normandie gelandet. Die deutsche Wehrmacht zieht sich panikartig zurück. Die den Nazis zugefügten Verluste sind enorm. Ein weiterer Kampf ist sinnlos! Auf Euch warten Eure Frauen, Kinder und Mütter. Werft die Waffen fort! Rettet Euer Leben! Ergebt Euch den Alliierten! Lies das Flugblatt, und gib es Deinem Kameraden!«

Ich suchte in meinem Gedächtnis nach den fehlenden Wörtern, die Übersetzung gelang mir aber trotzdem unerwartet gut. Marcel Huleux wollte wissen, ob es auch zu verstehen sei. Ich bejahte es. Am Abend nahm Marcel einen Stoß Flugblätter, die die Jungen von der FTPF in Maisoncelle, Ruisseauville, Erin, Eclimeux, Hesdin und überall dort, wo noch Wehrmachtseinheiten waren, verbreiten sollten.

Am nächsten Abend waren weder die Kinder noch Madame Rose im Zimmer. Am Tisch saßen neben Marcel zwei Männer. Den großen Brünetten hatte ich schon irgendwo gesehen, ich konnte mich aber nicht erinnern, wo das gewesen war, und das quälte mich. Der zweite war der ältere Sohn des Herrn Poulain, der unsere Kolonne immer begrüßt hatte, wenn wir durch Hesdin zur Arbeit gingen. Marcel war irgendwie anders, ernster. Er berichtete ihnen meine Geschichte. Die beiden sahen mich aufmerksam an. Da sagte Marcel:

»Es wurde beschlossen, dich bei den Francs-Tireurs et Partisans Français aufzunehmen. Verpflichtest du dich zu Disziplin und Gehorsam?«



Huguette Lyon,
versorgte die Häftlinge in Hesdin
mit Lebensmitteln



Mitglieder der Partisanengruppe in Blangy-sur-Ternoise
nach der Befreiung durch die Alliierten
(kniend, 3. v. l., Kiryłłow; stehend, 2. v. r., Mills)

Vor Freude konnte ich nicht sprechen. Den Text des Eides wiederholte ich wie ein Automat. Man drückte mir die Hand. Den Decknamen sollte ich einige Tage später zusammen mit den gefälschten Papieren und den auszuführenden Befehlen erhalten.

Marcel lauschte der Meldung aus London über die Kämpfe in der Normandie. Die Faschisten wollten die Alliierten zum Meer zurückdrängen. »Die Einheiten der Francs-Tireurs et Partisans Français haben auch mit Kampfaktionen begonnen«, sagte Marcel. »Gruppen polnischer Emigranten sind bereits bei ihnen. Unsere Aufgabe besteht darin, die deutschen Truppen im Hinterland zu desorganisieren. Wir zerstören die Verkehrsli-

nien. Du wurdest in die Kampfsektion im Raum Willeman aufgenommen. Du wirst die Einheit der sowjetischen Partisanen aufsuchen. Von ihnen kann keiner Französisch.«

»Wo liegt Willeman?«

»Zwanzig Kilometer von hier. Du gehst in Richtung Eclimeux, von der Chaussee biegst du rechts ab, hinter der Tafel mit der Aufschrift ›Willeman‹ verläuft ein Feldweg. Du gehst ihn entlang bis zu einem einsamen Gehöft, dort wohnt unser Mann, Achilles Lequien. Du sagst ihm die Losung: ›Kann ich ein Glas Wasser haben?‹ Er wird dir antworten: ›Wir empfangen gern Reisende.‹ Darauf sagst du: ›Aus Blangy-sur-Ternoise?‹ Lequien wird dich zu den sowjetischen Partisanen bringen. Über ihn werden sie auch Verpflegung und Befehle von der Führung erhalten, die du überbringen wirst.«

Willeman fand ich ohne Schwierigkeiten. Achilles brachte mich in den Partisanenwald, der ungefähr drei Kilometer hinter dem Dorf lag. Hinter einer großen Eiche hielt Lequien an und pffte durch die Finger – einmal lang und zweimal kurz. Ein ähnlicher Pffff kam als Antwort. Aus den Büschen trat ein Mann mit einem Gewehr hervor.

»Guten Tag, Kamerad«, sagte er auf französisch mit drolligem Akzent.

»Guten Tag«, erwiderte ich lächelnd auf russisch. »Bring uns zu deinem Kommandeur.«

»Woher kommt der Landsmann?« fragte der Russe. Er freute sich. Wir gingen zu einer kleinen Lichtung. Dort saßen ungefähr zehn bewaffnete junge Männer. Einige von ihnen hatten Gewehre, andere Revolver und wieder andere einfach nur Bajonette. Der Kommandeur kam auf uns zu. Ich meldete ihm, daß ich im Auftrage der Führung der Francs-Tireurs et Partisans Français gekommen sei. Ich solle in der Einheit als Dolmetscher bleiben.

»Wassil Porik, Kommandeur der Einheit*«, stellte sich mir der sowjetische Kamerad vor und hieß mich willkommen.

* Wassil Porik ist während der Partisanenhandlungen ums Leben gekommen. In Henin-Liétard bei Lens wurde ihm und Walentin Kolesnik ein Denkmal gesetzt. Die sowjetische Regierung verlieh ihnen postum den Titel »Held der Sowjetunion«.

Die sowjetischen Kameraden in der Einheit waren aus dem Kriegsgefangenenlager geflohen. Sie hatten in der Steinkohlengrube in Henin-Liétard gearbeitet. Ortsansässige Bergleute, Franzosen und Polen, hatten ihnen geholfen. Sie gehörten alle der Widerstandsbewegung an, organisierten die Flucht von Gefangenen, nahmen Flüchtlinge auf, brachten sie in andere Gebiete.

Die sowjetischen Kameraden setzten sich auf die Wiese. Ich mußte ihnen berichten, was ich wußte, über die Offensiven, über die Bewegung der französischen Patrioten, über polnische und jugoslawische Widerstandseinheiten. Sie wiederum erzählten von sich. Ich war für diese Soldaten-Partisanen ein Verkünder der Hoffnung. Sie waren weit von den Ihren entfernt, träumten von der Rückkehr in die Heimat und taten ihr Teil für die Befreiung.

»Findest du für mich nicht irgendeine Knarre?« fragte ich Wassil Porik. »Man hat mir doch versprochen, daß ich kämpfen werde.«

Leider sah es hier mit Waffen schlecht aus. Sie hatten gehofft, daß ich ihnen Pistolen, die am schwersten zu bekommen waren, bringen würde.

Es wurde Abend. Wir tranken heißen Kaffee, der auf einem Feuer bereitet worden war, und aßen Brot.

»Wir haben Unterkünfte, wollen aber lieber unter freiem Himmel schlafen«, sagte Wassil Porik. »Es ist warm.«

Ich legte mich zur ersten Partisanennacht im Kreise sowjetischer Freunde schlafen.

Am zweiten Tag zeigte mir Walentin Kolesnik, wie man mit einer Waffe umgeht. Wir setzten uns auf einen Stein, der mit Moos bewachsen war. Mein Lehrer nahm ein deutsches Gewehr auseinander und erklärte mir seinen Bau und die Kunst des Zielens.

Am Abend begab ich mich mit drei Kameraden nach Willeman. Achilles Lequien hatte für uns eine Aufgabe.

»Wir müssen so wirken, daß die Faschisten denken, es gäbe in Frankreich Partisanen in Hülle und Fülle. Es geht uns darum, die Moral der Wehrmachtssoldaten zu zersetzen. Ihr werdet ihre Einheiten beschießen, ohne daß ihr euch mit ihnen in ein Gefecht einlaßt. Aufgabe eurer Einheit wird es sein, an günstigen Stellen der Chaussee auf der Lauer zu liegen, vorüberfahrende deutsche Faschisten zu beschießen und sofort die Stellung zu wechseln. Ihr macht zwei, drei solcher plötzlichen Angriffe.«

Die sowjetischen Kameraden waren enttäuscht. Uns schien das zuwenig zu sein. Wir wollten Kampf, und sei es mit einer kleinen Streife. Und jetzt wurde uns aufgetragen, den Feind zu erschrecken. »Auch das ist Krieg. In dem Maße, wie sich die Front nähert, werden wir unsere Handlungen erweitern«, sagte Lequien. »Noch ist es nicht an der Zeit. Wir wollen nicht, daß für einen getöteten Faschisten die Deutschen unsere Dörfer in Brand setzen. Wir werden dann zum Kampf antreten, wenn die Front näher kommt.«

Eines Abends rückte die ganze Einheit zur Chaussee aus. Nur ich hatte keine Waffe. Walentin Kolesnik gab mir drei Handgranaten. Voller Stolz steckte ich sie hinter den Gürtel. Ich war bereits ein Maquisard.

Die Chaussee verlief über hügliges Gelände. Wir bezogen so weit wie möglich vom Dorf entfernt unsere Stellungen, versteckt in den Sträuchern auf dem Abhang.

Wassil Porik erteilte die Befehle.

»Stellt euch weit voneinander auf«, sagte er, »so, daß ihr eine große Fläche einnehmt. Wenn wir zwei Salven abgegeben haben, werden wir uns zurückziehen.«

Wir warteten ungeduldig. Schließlich drang das Geräusch von Motoren zu uns.

»Geschossen wird nur auf meinen Befehl!« erinnerte Porik.

Das Knattern kam rasch näher. Ich blickte angespannt in die Dunkelheit. Es war nicht viel zu sehen, obwohl die Chaussee nur einige Meter von unseren Stellungen entfernt war. Endlich sah ich deutsche Fahrzeuge. Sie fuhren ohne Licht. Ich zog eine Gra-

nate hinter dem Gürtel hervor, griff mit dem Finger nach dem Splint und wartete auf den Befehl. Unten fuhr das erste Auto vorbei, hinter ihm ein zweites, drittes.

»Feuer!« befahl Porik endlich.

Die Chaussee entlang ertönte Gewehrfeuer.

Ich entsicherte die Granate und warf. Auf der Chaussee entstand Panik. Die Fahrer schalteten die Scheinwerfer ein und jagten vorwärts. Aus den Autos hagelte es Schüsse.

»Feuer!« wiederholte der Kommandeur. Ich warf die zweite Granate.

Von der Chaussee her drang ein chaotisches Geschiesse. Ich vernahm den Befehl zur Umkehr. Wir sammelten uns im dichten Buschwerk.

»Da haben wir ihnen aber einen Schrecken eingejagt!« stellte Mischa Afanasjew befriedigt fest. »Sie fuhren davon, wie vom Teufel gejagt.«

Im Gänsemarsch gingen wir durch die Felder, jedoch nicht zum Partisanenlager. Wieder beschossen wir Autos, diesmal Personenwagen. Die Deutschen schossen nicht ein einziges Mal auf uns. Sie flohen.

Zwei Wochen vergingen. In der Abenddämmerung gingen wir hinaus, bei Morgengrauen kehrten wir zurück. Ich wartete ständig auf meinen Tag, darauf, daß ich eine Waffe erhalten würde. Endlich kam dieser Tag.

Durch Buschwerk geschützt, gingen wir zum Ort des Hinterhalts. Ich hörte das Rattern eines Autos, es lief schwer. Hundert Meter von uns entfernt ächzte der Motor und ließ aus dem Auspuffrohr eine schwarze Rauchwolke ab. Der Wagen hielt. Mit einem Fluch sprang der Fahrer aus der Kabine. Er öffnete die Haube und machte sich am Motor zu schaffen. Aus dem LKW sprangen Männer. Sie belagerten die am Wege stehenden Bäume.

»Sowjetische Kriegsgefangene!« flüsterte Pjotr Stoletow. »Fünfzehn, drei Deutsche.«

Wir liefen durch das Gebüsch auf das Auto zu.

»Hände hoch!« rief Porik, die Pistole schußbereit.

Hinter ihm standen die übrigen Kameraden, ebenfalls mit schußbereiten Waffen. Die Deutschen hoben angsterfüllt die Hände. Sie wurden sofort entwaffnet und gefesselt.

»Ihr seid frei, Genossen! Wer will, kann mit uns gehen. Wer nicht will, möge in den Wald fliehen.«

»Was machen wir mit den Deutschen?« fragte Walentin Kolesnik. »Wir können sie nicht freilassen. Sie würden uns die Verfolger aufladen«, sagte einer der Befreiten. »Sie sind von der SS.«

»Gibt es unter euch Fahrer?« fragte Kolesnik.

Es meldeten sich einige.

»Ausgezeichnet. Wir nehmen das Auto und schaffen die Wachleute fort. Keine Spuren zurücklassen!« befahl unser Kommandeur. Die Fahrer behoben den Defekt am Mo-

tor. Das Auto setzte sich in Richtung Wald in Bewegung. Die gefesselten Wachleute wurden mitgenommen. Die Gegend war menschenleer. Ringsum Wiesen und Felder.

»Sucht einen Platz, an dem man das Auto verstecken kann«, sagte Porik.

Wir gelangten zu einem dichten jungen Erlengebüsch. Ich sah, wie man die SS-Leute abführte, und hörte Schüsse. Die vor kurzem noch Kriegsgefangene waren, vergruben die SS-Leute und bedeckten die frische Erde mit Grasnarben.

Ich meldete mich beim Kommandeur.

»Wir haben drei Gewehre, eine Pistole und Reservemagazine erbeutet. Du hast mir eine Waffe versprochen.«

»Da du durch die Dörfer gehst, ist eine kurze Waffe für dich besser«, meinte Porik und gab mir eine Pistole und Reservemagazine.

Zusammen mit der Waffe erhielt ich den Befehl, Achilles Lequien ausfindig zu machen. Ich sollte ihm über das heutige Gefecht berichten und darüber Mitteilung machen, daß wir Zivilkleidung für fünfzehn Personen und zusätzliche Verpflegungsrationen brauchen und daß es eventuell notwendig ist, den Aufenthaltsort der Einheit zu wechseln, denn die Faschisten würden die Wachmannschaft und die Kriegsgefangenen suchen.

Ich ging ins Dorf, in der Tasche die Pistole. Achilles Lequien war über die Nachricht von unserer Aktion nicht erfreut. Er erinnerte an die Einwände der Führung, verwies auf die Gefahr, die sich daraus ergeben könnte. Er war so wie ich nur Verbindungsmann und konnte keine Entscheidung treffen. Er riet, das Lager aufzulösen, sich im Wald zu verstecken und wachsam zu sein.

»Wir im Dorf müssen auch auf das Schlimmste gefaßt sein«, sagte er. »Es kann heiß werden, wenn sie das Auto und die Leichen der Wachleute finden.«

Es beruhigte ihn nicht, daß das Auto am anderen Ende des Waldes gut getarnt stand.

»Ihre dressierten Hunde finden ohne Schwierigkeiten die Spur ... Von der Waffe macht ihr nur im Notfall Gebrauch. Zu weiteren Instruktionen kommst du morgen um dieselbe Zeit.«

Am nächsten Tag sagte Achilles Lequien, daß die Führung der Widerstandsbewegung befiehlt, noch in dieser Nacht den Wald zu verlassen. Ich sollte nach Blangy-sur-Ternoise gehen, die Partisanenabteilung mit den befreiten Kriegsgefangenen jedoch an ihren vorherigen Aufenthaltsort zurückkehren. Die Aufklärung meldete, daß die Faschisten bereits die Suche nach dem Auto mit den Kriegsgefangenen aufgenommen hatten. Es war also keine Zeit zu verlieren.

Ich kehrte zur Einheit zurück und übermittelte Wassil Porik den Befehl der Führung. Ich sah, wie sich alle auf den Weg machten. Wir verabschiedeten uns. Ich ging allein nach Blangy-sur-Ternoise. Mein erster Partisaneneinsatz war zu Ende.

Am Morgen stand ich vor dem Haus von Marcel Huleux. Seine Söhne Francis, Serge, Roger und Marceau spielten auf der Straße. Sie umringten mich fröhlich. Die kleine

Rolande gab mir eine Blume. Tommy sprang bellend um mich herum. Vielleicht klingt das unwahrscheinlich – ich war ja ein verfolgter Partisan, mir aber war, als sei ich nach Hause zurückgekehrt.

Huleux erzählte, daß in der Gegend ein junger Mann umherirre. Er kenne nur ein paar Worte Französisch und Deutsch, gebe sich als Russe aus, sage, daß er aus dem Konzentrationslager in Hesdin geflohen sei.

»Wenn es wirklich ein Häftling ist, muß man ihm helfen, sonst fällt er in die Hände der Deutschen.«

Ich wollte sofort losgehen, um ihn zu suchen, doch Marcel hielt mich zurück.

»Du mußt vorsichtig sein. Vielleicht ist es ein Provokateur? Vielleicht sucht er dich? Nach der Razzia, der du entkommen bist, ist in das kleine Cafe von Elie Massart in Blangy ein Unbekannter gekommen, der gut französisch sprach, wenn auch mit fremdem Akzent. Er lud Männer an den Tisch, bot ihnen Wein an und fragte sie aus, ob sie nicht wüßten, wo sich ein junger Mann mit kahlgeschorenem Kopf versteckt hält. Wir haben in ihm einen deutschen Feldwebel, der Ingenieur Lang, aus den Werkstätten wiedererkannt.«

Wir dachten darüber nach, wohin ich jetzt gehen sollte.

»Morgen mache ich dich mit einem Genossen aus Lens bekannt. Dort gibt es eine starke Organisation der Widerstandsbewegung. »Joseph«* war ihr Kommandeur, er wurde aber erkannt und mußte die Gegend wechseln. Jetzt ist er bei uns.«

* »Joseph« wurde von den Faschisten gefangen, als er eine Gruppe von sowjetischen Kameraden, Lagerflüchtlingen, aus Wamin führte. Man erkannte in ihm einen Führer der Partisanen und erschoss ihn. Nach dem Krieg erfuhr ich, daß er Zygmunt Curlik hieß.

Die Nacht verbrachte ich in meinem Wald. Voller Neugier ging ich zum Treffen. In der Wohnung wartete außer Marcel Huleux ein sehr gut aussehender junger Mann auf mich, mit einem fast strohblonden Schopf, wie man ihn in Frankreich nicht häufig antrifft. »Woher stammst du?« fragte er auf französisch.

»Aus dem westlichen Belorußland.«

»Dann kannst du sicher Polnisch«, sagte er in reinstem Polnisch.

»Der Herr ist Pole?« fragte ich erfreut.

»Und ich dachte, daß du ein Russe bist. Sag nicht Herr zu mir, ich bin Bergmann und Sohn eines Bergmanns.«

Ich sollte mich nach Tilly-Capelle begeben. Das Dorf lag abseits von den Hauptverkehrsstraßen, inmitten bewaldeter Hügel. Marcel versicherte, daß ich dort sicher sein würde, wobei ich das Haus der Lannoys, wo ich wohnen sollte, nicht verlassen dürfe. Niemand dürfe merken, daß ich mich dort verstecke. Die Verbindung zu mir würde »Joseph« halten.

Wir gingen über die Brücke, die über den Fluß Ternoise führt. Der Weg nach Tilly-

Capelle wand sich durch Felder und Wiesen. Wir betraten ein einstöckiges Haus, das mit roten Ziegeln gedeckt war.

»Gut, daß ihr es zum Mittagessen geschafft habt«, begrüßte uns Madame Marguerite. Adrien Lannoy machte mir am Tisch Platz. Ich lernte neue Freunde kennen. Lannoy hatte einen Sohn Roger und eine Tochter Ginette, ein hübsches fünfzehnjähriges Mädchen. Es war eine typische französische Arbeiterfamilie.

Ich dachte, daß ich mich hier nicht schlechter fühlen werde als in der Familie von Marcel Huleux. Ich sah mich schon in einem der Zimmer des neuen Wohnsitzes. Leider wurde ich in keine der Stuben gebeten. Wir gingen in den Garten, wo Roger im Dickicht der Sträucher ausgezeichnet getarnte Stufen frei machte. Dort war mein Unterschlupf. Auf dem frischen Stroh lagen ein reines Laken, ein frisch bezogenes Kissen und Decken. Zwei Jahre lang hatte ich den Luxus reiner Bettwäsche nicht mehr gehabt! Trotzdem wollte der Schlaf nicht kommen. Mich bedrückte Ratlosigkeit. Es war doch nicht der Sinn meiner Flucht gewesen, daß ich mich verstecke. Ich wollte kämpfen, sollte die Flucht anderer organisieren, war aber – wie ich glaubte – für die französische Widerstandsbewegung eher ein »unbequemer Gast«, durch den sich Franzosen in Gefahr begaben, indem sie ihn verbargen.

Ich wurde spät wach. Ich wollte etwas tun, und sei es, daß ich bei den Gartenarbeiten half, doch es wurde mir untersagt. Am Nachmittag kam »Joseph« bzw. Jozek.

»Du weißt durch Marcel von dem Mann, der sich hier herumdrückt«, sagte er. »Wir müssen uns davon überzeugen, ob er ein Feind oder einer von uns ist. Ich werde mit ihm von Blingel nach Tilly-Capelle gehen. Wir werden uns wie zufällig begegnen. Einen Flüchtling aus dem Lager erkennst du ja. Wenn er nicht der ist, für den er sich ausgibt, ist er ein Spitzel. Nimm die Waffe mit.«

Ich sollte einen Dorfbewohner vortäuschen, der zur Arbeit geht. Wenn ich Deutschen begegnete, würde ich ohne Eile aufs Feld abbiegen, als ob ich zu den weidenden Kühen wollte.

»Die Haare wachsen dir schon nach«, sagte Jozek zum Schluß, »ich werde mit Marcel sprechen, damit man dir einen gefälschten Personalausweis macht. So wirst du sicherer sein.«

Zur festgelegten Zeit machte ich mich auf den Weg nach Blingel. Hinter dem Gebäude, das an der Abbiegung stand, traten zwei Männer hervor, Jozek und ein Mann in abgetragener Kleidung.

»Iwan!« rief ich erfreut. Ich riß ihn an mich. War das eine Freude! So freuen sich nur Verfolgte, wenn Hilfe kommt.

Im Hause der Lannoys wurde noch ein Gast aufgenommen. Wir setzten uns auf eine Bank im Garten, und ich vernahm die Geschichte von der Flucht des Freundes:

»Eines Tages ging im Lager das Gerücht um, daß uns die SS zurück nach Buchenwald bringen würde. Drei Tage lang gingen wir nicht außerhalb des Lagers arbeiten. Erinnerst du dich an die Wäscherei? Sie steht abseits, weit weg von den Kasernen.

Während des Waschens hatte ich gehört: »Den Platz verlassen, ihr Schweine! Marsch in die Stuben! Los! Los!« Ich sah hinaus: Die SS trieb die Gefangenen in die Kasernen und verschloß die Türen. Ich verließ das Versteck nicht. Die SS zog die Posten von den Beobachtungstürmen ab. Ich begriff, daß etwas Wichtiges vorgefallen sein muß, und beschloß zu fliehen. An der Rinne kletterte ich auf das Dach der Waschküche und hatte noch die anderthalb Meter hohe Mauer vor mir. Am schwersten war es, durch den Stacheldraht zu kommen. Die Stacheln drangen mir in die Häftlingskleidung und verwundeten mich, zu allem Übel schepperten noch die Blechbüchsen, die an den Drähten aufgehängt waren. Doch niemand hörte es. Ich lief über die Wiese, kam an dem Dorf vorbei. Du weißt, wie es dort ist, alles unsere Leute. Ich stieß auf einige Franzosen, zeigte auf mich und sagte: »Russki«. Sie sahen mich an, und einer von ihnen antwortete: »Russki — bon camarade!« Sie gaben mir Zivilkleidung, zeigten mir einen Weg, auf dem man keinem Deutschen begegnet. Ich ging durch Dörfer, schlief in Scheunen, suchte dich ...«

Später habe ich so manches Mal überlegt, warum die Führung der Widerstandsbewegung mich für diese Aktion, die Sprengung der Brücke, die so riskant und, was das wesentlichste ist, so wichtig war, ausgewählt hatte. Die Tatsache, daß es bisher auf der Brücke keine ständigen Posten gab, rührte nicht von der geringen Bedeutung dieser Brücke her, sondern entsprang der allgemeinen Meinung, die die Gendarmerie in Hesdin von der Gegend um Tilly-Capelle hatte, daß in dem Städtchen nämlich nichts passiere, daß es, da man keine Sabotage festgestellt habe, keine Partisaneneinheiten gäbe. Und somit gab es keine ständigen Posten. Es erschienen aber Motorradfahrer, und SS-Einheiten erkundeten die Siedlung.

Ich fragte Marcel Huleux danach.

»Ich war es, der dich vorgeschlagen hat«, sagte er. »Und weißt du, warum? Aus vielen Gründen. Erstens war es notwendig, daß du durch die Teilnahme an der Kampfaction als gleichberechtigtes Mitglied der Sabotagesektion in die Einheit eintrittst. Zweitens war die Lage wichtig, in der du dich befandest: Die Deutschen hatten deinen Namen nicht in ihrer Kartei. Und selbst wenn der hiesige Gendarm es sich hätte denken können, daß sich jemand im Wald versteckt, dann hätte er es niemandem gemeldet. Wozu sollte er sich Scherereien machen? Er hätte nur etwas wegen mangelnder Aufsicht abbekommen, dafür, daß er nicht die SS-Einheit gerufen hat. Wir haben außerdem alles so organisiert, daß alle, die von der SS verdächtigt wurden, ein hundertprozentiges Alibi hatten. An den Tagen der Aktion sah man sie, wie sie mit den hiesigen Kollaborateuren Wein tranken. Sie zeigten sich in der Kirche. Wir wollten vermeiden, daß unsere Häuser in Brand gesteckt, unsere Frauen und Töchter vergewaltigt würden.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Gut, daß es gelungen ist.«

»Freu dich nicht zu früh. Du siehst, wie viele von ihnen hier herunterkommen.

Durch die Sprengung der Brücke haben wir die Strecke für ihre Fuhrparks verlängert. Sie müssen Montreuil, Saint-Pol, Arras umgehen. Das vergessen sie uns nicht.«

Obwohl Marcel es mir verboten hatte, stahl ich mich aus meinem Unterschlupf in Tilly-Capelle, um die von mir untauglich gemachte Brücke zu sehen. Die Angst, die ich empfand, als ich den Befehl ausführte – vielleicht weniger Angst als Aufregung –, das Aufleuchten bei der Explosion und der Krach ließen das ganze Unternehmen größer erscheinen. Ich hatte angenommen, daß von der Brücke nichts übriggeblieben war. Es war etwas übriggeblieben, und zwar recht viel. So viel, daß ein Pionierzug sie hätte reparieren können. Eines der Brückenjoche hing über dem Wasser, der Zement der Untermauerung sah hervor, die Sprengung hatte das stählerne Geländer durchgebogen, aber das war alles. Doch auf keinen Fall würde ein Kommandeur mit schweren Fahrzeugen die Überfahrt riskieren.

Ich kehrte von der »Tatortbesichtigung« mit einem Gefühl der Unzufriedenheit zurück, aber auch mit dem Gefühl des Stolzes, und das war stärker: Ich bin also Soldat geworden! Ein vereidigter französischer Partisan! Oder eher ein polnischer im Dienste Frankreichs – im Sinne der Losung: »Für unsere und eure Freiheit!«

Wie jeder junge Mann hatte ich von »Abenteuern« geträumt, von einem Ausfall, davon, Transporte anzugreifen, Häftlinge zurückzuholen. Die Wirklichkeit, die ich schließlich nicht verschuldet hatte, hielt ich fast für eine Niederlage. Denn dort im Osten und noch näher, im Westen, vergossen die Soldaten ihr Blut. Und ich? Ich verließ auf Befehl von Leutnant »Cyr« das Versteck, Roger Lannoy und Iwan Ukrainzew schlossen sich mir an, und uns gegenseitig absichernd, erkundeten wir das Gelände. Wir übten uns im Patrouillenkampf, im Umgang mit der Waffe, machten uns mit den Regeln des Nahkampfes vertraut. Im eilig ausgehobenen Schützengraben liegend, nach einem Feind auf der Chaussee nach Hesdin Ausschau haltend, Fallen stellend, in die niemand fiel, erfüllte ich die undankbare Funktion eines »nicht kämpfenden« Infanteristen. Das war meine Lehrzeit im antifaschistischen Dienst.

Nun aber hatte ich an einer echten Aktion teilgenommen und hatte mir meine ersten Sporen als Partisan verdient. Marcel Huleux hatte recht. Einige Panzerwagen fuhren vor dem Haus des Bürgermeistermeisters Carpentier auf. Er war ein bewährter Patriot. Ich hatte nicht gehört, daß er in der Widerstandsbewegung gewesen wäre, wußte aber, daß er uns half, Verdächtige warnte. Ich sah vom Wald aus, wie die SS durch das Dorf lief. Ich wartete angespannt: Gleich werden die Häuser anfangen zu brennen, gleich werde ich das Wehklagen der Frauen hören ... Ich wartete lange, sah, wie man Menschen aus den Häusern führte und erwartete Gewehrsalven. So wie in Ascq* bei Lille.

* In dem Städtchen Ascq, ungefähr zwölf Kilometer von Lille entfernt, hatten Partisanen Eisenbahnschienen auseinandergeschraubt. Am 2. April 1944 fuhr ein Transport von SS-Leuten auf dieser Strecke. Die Lokomotive entgleiste. Die wutentbrannten SS-Leute terrorisierten in der Nacht das Städtchen. Sie holten die Männer aus den Betten und trieben sie zu den Eisenbahngleisen, angeblich, um den angerichteten Schaden zu beheben. Sie erschossen dort alle. Das Massaker dauerte die ganze Nacht. Es wurden sechszwanzig Männer, unter ihnen der Pfarrer und zwei fünfzehnjährige Jungen, ermordet. Nach

dem Krieg wurden in Ascq ein Denkmal und ein Museum zur Erinnerung an die Opfer dieses Naziverbrechens errichtet.

Das wiederholte sich zum Glück nicht. Man brachte einige Personen zur Gestapo beziehungsweise zur Gendarmerie. Sie kehrten am nächsten Tag zurück. Gegen Morgen kam der Verbindungsmann, »Yolande«. Ihr richtiger Name war Giselle. Sie brachte Lebensmittel und, was das Wichtigste war, Nachrichten.

»Werden die Deutschen die Brücke reparieren?« fragte ich.

»Das werden sie nicht. Es fehlt ihnen an Leuten.«

Sie hatte noch etwas gehört. Der Gendarm hatte einem höheren Dienstgrad gegenüber geäußert:

»In den hiesigen Wäldern sind polnische Partisanen und ein russischer Landetrupp.«

Das beunruhigte mich. Jener »Landetrupp« und die polnischen Partisanen waren schließlich nur ich, »Joseph«, »Paul« Beikot – ein Schlesier aus Opole, ehemaliger Feldwebel der Wehrmacht, der die Chance suchte, zu den Alliierten überzulaufen – und Iwan Ukrainzew. In der Gegend gab es außer uns niemanden. Und wenn nun eine größere SS-Einheit kommt und den Wald durchkämmt, was dann?

»Yolande« beruhigte mich.

»Sie kommen nicht. Sie haben keine Leute. Die, die im Dorf gewesen sind, waren von den Soldatentransporten, die durch Hesdin fahren, ausgeliehen worden.«

Dann stieß ich auf einen zweiten Deserteur der Hitlerarmee. Daß sich außer mir und den sowjetischen Partisanen zu dieser Zeit noch jemand in den Wäldern an der Ternoise aufhielt, hatte ich weniger gewußt als gespürt. Das ist jener sechste Sinn eines Partisanen. Ich war also wachsam. Dann legte sich meine Unruhe, denn niemand griff mich an. Ich spürte auch nicht, daß jemand meiner Spur folgte. Ich dachte mir, daß das so einer ist wie ich, ein Flüchtling aus einem der zahlreichen Lager. Auf eine Begegnung mit einem Unteroffizier der Wehrmacht war ich nicht gefaßt. Wir trafen unerwartet aufeinander und nahmen Kampfposition ein. Weder ich noch der Wehrmachtsangehörige hatten Lust auf einen Kampf, der am Vorabend der Beendigung des Krieges den Tod hätte bringen können.

Der Deutsche sprach zuerst. Ich verstand nicht viel von dem Dialekt, den er sprach:

»Wer bist du? Woher?« fragte ich.

Ich war sicher, daß er ein Deserteur war. Wir gingen zu einem Gespräch in Französisch über. Helmut war aus einer Einheit geflohen, die von den »polnischen Briten« geschlagen worden war. Er hatte einfach genug vom Krieg. Gern wäre er in Gefangenschaft gegangen, doch er hatte an der Uniform eines verwundeten »polnischen Briten« schwarze Schulterstücke gesehen. Er dachte, daß das eine »polnische SS« sei, und »seine« SS, die deutsche, kannte er gut.

Ich wußte damals noch nicht, daß die Panzerdivision von General Maczek die traditionellen schwarzen Schulterstücke der Panzersoldaten trug, doch versicherte ich dem

Deutschen, daß das reguläre Einheiten seien. Er nickte, doch ohne Überzeugung. Er bat um Brot. Ich gab ihm etwas.

Ich sagte ihm, daß ich die Franzosen von seiner Anwesenheit im Wald von Blingel verständigen werde. Da sah ich in seinen Augen Todesangst.

»Tu das nicht.« Er weinte fast. »Sie werden mich aufhängen!«

»Warum?«

»Ich habe denen vom Kommando Baubrigade V* nichts Böses getan. Das war nicht mein Zug! Es waren die von der Gendarmerie!«

* Das Kommando der SS-Baubrigade V setzte sich zusammen aus fünfhundert Häftlingen, die von Buchenwald über Köln, und aus tausend Häftlingen, die von Neuengamme nach Hesdin gebracht worden waren. Weitere Kommandos der SS-Baubrigade V befanden sich in Aumale, Doullens und Rouen. Während der Evakuierung der Häftlinge nach Deutschland wurden sie von der SS hingemordet, ein Teil von ihnen kam bei Bombenangriffen um oder starb an Auszehrung. Nach jahrelangem Suchen fand ich nur fünf Kameraden aus dem Lager in Hesdin. Es sind Doktor Wladyslaw Wikler aus Warszawa, Franciszek Soltys aus Drancy in Frankreich, Gustaw Jarniewski aus Gliwice, Pawel Potozki aus Leningrad und Alexander Malofejew aus Woroschilowgrad.

»Was war mit jenen vom Kommando Baubrigade V?« fragte ich.

»Das war ich nicht!«

Der Deserteur heulte auf, und bevor ich ihn festhalten konnte, war er im Dickicht des Waldes verschwunden.

Ich informierte Marcel Huleux über die Anwesenheit des Deutschen in unserem Wirkungsbereich. Er war sicher ungefährlich, geriet er aber in die Hände der Gestapo oder der Gendarmeriekommandantur in Hesdin, würden die Faschisten erfahren, daß es hier Partisanen gibt. Die Okkupanten, die den französischen Boden bereits verließen, waren um so grausamer. Vielleicht würden sie es nicht riskieren, den Wald zu durchkämmen, doch würden ihre Repressalien bestimmt die Stadt und das Dorf treffen.

An diesem Abend kam Charles Mills mit fünf weiteren Jungen. Unsere Streife begab sich in den Raum meiner Begegnung mit dem Deserteur. Gegen Morgen fanden wir eine Uniform, ein Gewehr und eine Soldatentasche. Die Papiere ließen weder den Namen noch die Einheit erkennen, aus der er geflohen war. Offensichtlich war irgendeine mitleidsvolle Seele dem Soldaten aus der Armee des »Herrenvolkes« zu Hilfe gekommen.

Es näherte sich der Tag der Freiheit. Der Rückzug der deutschen Verwaltungsinstitutionen nahm die Form einer Flucht an. Im Departement Pas-de-Calais trafen die Alliierten desorganisierte Wehrmachtseinheiten an. Die SS kennzeichnete ihren Rückzug durch Brandschatzungen, Raub und Gewalt.

Die Führung ordnete strenge Bereitschaft an. Ich erhielt den Grad eines Fähnrichs und zwanzig Mann. Sieben gingen zum Waldzug, die übrigen blieben in Blangy-sur-Ternoise. Ich unterhielt aber ständig Verbindung mit ihnen.

Charles Mills trug mir auf, Kontakt zu Partisanengruppen mit sowjetischen Kämpfern aufzunehmen. Eines Tages brachte er einen kräftig gebauten Mann zu mir.

»Nenn mich Boris«, sagte der, mir die Hand reichend. »Ich bin wegen des Kontaktes zu den Unseren hier.«

»Russe?« fragte ich etwas sinnlos.

»Alliierter. Bei uns in der Gruppe sind Russen, Franzosen, Belgier, Polen.«

Ich fragte, ob es unter ihnen keine Russen aus dem Kommando SS-Baubrigade V gäbe.

»Frag nicht«, sagte er. »Das muß nicht sein.«

Es war jemand aus Arras gekommen. Jemand, mit dem man hier rechnete, der etwas in der Bewegung bedeutete. Ich wußte, daß er gute Nachrichten brachte. Aber das Wichtigste wußte ich immer noch nicht: Wann fangen wir hier an, etwas zu unternehmen? Es gab hier schließlich noch Gendarmen, Wehrmachtssoldaten. Der Verbindungsmann aus Lens sprach von einer Verbrennung von Dokumenten in den Bürgermeistereien. Französische Wachleute, die plötzlich Patrioten geworden waren, informierten die Familien von Inhaftierten über Fluchtmöglichkeiten aus den Gefängniszellen. Ich wäre gern einer von denen gewesen, die die Türen dieser Zellen stürmen und die Freiheit bringen. Doch darüber entschied Albert Ducatez, »Cyr«. Nur er konnte den Sturm auf das Gefängnis, die Entwaffnung der Gendarmeriewachen befehlen. Bisher hatte er solche Befehle nicht erteilt. Jetzt war ich sicher, daß bald der Kampfalarm ausgelöst wird. Dieser »Jemand« war schließlich aus den Gebieten des freien Frankreichs gekommen.

»Cyr« rief mich erst nach der Abreise des Offiziers, eines Hauptmanns der regulären Truppen des Freien Frankreich, der illegal zu uns durchgedrungen war. Wir sollten die Kräfte vereinen, uns mit den operierenden Gruppen, unabhängig von der politischen Orientierung und Nationalität, in Verbindung setzen. Jede antifaschistische Gruppe der Widerstandsbewegung sollte als Gruppe von Soldaten der Alliierten anerkannt werden. Ich erhielt den Befehl, zu Kolesnik vorzudringen. Diesen Befehl nahm ich voller Freude entgegen. Sie wurde gedämpft, als ich, während man mir den versiegelten Umschlag gab, mit dem Befehl, ihn »um jeden Preis und nur persönlich« auszuhändigen, auf dem Gesicht des französischen Widerstandskämpfers Sorge bemerkte.

»Du mußt ihnen versichern, daß wir mit ihnen sind.«

»Das ist doch klar«, erwiderte ich erstaunt.

Wozu sollte man das den sowjetischen Kameraden, den Genossen der Gefangenschaft und des Kampfes, wiederholen – Nekrassow, dem Kameraden aus dem Lager in Hesdin, Orlow, dem Flüchtling aus der Baukolonne, Pawel Sarapin, dem Hauptmann aus dem Kriegsgefangenenlager, Porik, mit dem ich seit langem befreundet war? Das ist doch klar, daß die Soldaten der Antihitlerkoalition Waffenbrüder aller Antifaschisten sind und, was das Wichtigste ist, meiner Landsleute, der Polen, die zu der Armee gehören, die die Faschisten in Frankreich schlägt.

»Es gibt gewisse Komplikationen«, versuchte Huleux mir zu erklären. »Wir Franzosen haben auch unsere Sorgen. Wir hatten sie den ganzen Krieg über ... Die Regierung Marschall Petains und dort in England de Gaulle ...«

Ich fand meine sowjetischen Freunde nicht an den alten Plätzen. Befehlsgemäß ließ ich den Umschlag beim Geistlichen in Willeman. Er war Vikar in der dortigen Pfarrgemeinde, Kaplan der französischen Partisanen und Kontaktoffizier zu den sowjetischen Widerstandskämpfern. Auch der mißtrauischste Spitzel würde den angesehenen Priester nicht der Fürsorge für die »Roten« verdächtigen.

Der Priester schickte einen Boten nach dem Verbindungsmann von Kolesnik.

Aus Willeman kehrte ich zur rechten Zeit nach Blangy-sur-Ternoise zurück. Man erwartete mich bereits.

»Mach dich sofort nach Hesdin auf. Dort sind die Deinen.«

»Polen?«

»Panzer. Britische. Sie haben als Zeichen einen weißen Stern. Vielleicht triffst du einen aus deiner Gegend.«

Ich begriff noch nicht ganz den Sinn der Worte »deine« und »britische«, doch Freude sprengte mir schon die Brust. Schließlich wußten wir durch den Rundfunk, daß in den Regimentern der Alliierten, die französische Städte befreien, Polen kämpften.

»Schließ dich ihnen an. Wirst sie führen. Unterrichstest sie von der von uns zerstörten Brücke. Erstattest unserer Bewegung Bericht über die Anzahl der fliehenden Deutschen, das ist wichtig, denn die Straße nach Saint-Pol ist vermint ...«

Wir drückten uns wortlos die Hände.

Ich begegnete weder einer Streife der Alliierten noch einer der deutschen Faschisten. Auf einem der Bauerngehöfte, wo man mich mit Wasser, vermischt mit Wein, bewirtete – einem ausgezeichneten Getränk für Müde –, zeigte man mir einige deutsche Uniformen, die man im nahe gelegenen Hain gefunden hatte. Jetzt hingen sie auf dem Zaun. Ich riet den älteren Bauern, sie zu verstecken oder wegzuworfen. Eine verspätete oder umherirrende Einheit könnte sich rächen wollen für die angebliche »Liquidierung« der Soldaten.

»Erklär das den Jungen! Sie warten hier seit einigen Wochen ... Sie haben kein Glück, die Deutschen gehen nach Arras, nicht aber die Straße nach Hesdin. Angeblich haben unsere Maquisarden dort die Brücke zerstört.«

Ich wollte ihm sagen, daß ich es gewesen bin, ein Pole aus der französischen Partisanenbewegung, doch ich schwieg. Ich war ja ein »französischer Bauer« und fuhr zum »Onkel« nach Grigny.

Ich mußte jedes Risiko vermeiden, wollte ich zu den Alliierten gelangen. Ich träumte von der Uniform eines polnischen Soldaten. Ich war neunzehn Jahre alt und voller Eifer, hatte mit den Faschisten meine Rechnung zu begleichen. Ein Wunsch beherrschte mich: auf einem Panzer die noch nicht Befreiten zu befreien.

Wieder kehrte ich nach Hesdin zurück. Leider fand ich nicht die polnischen Panzersoldaten des Generals Maczek. Sooft ich auch zu den Orten gelangte, die mir von begeisterten Menschen gezeigt wurden, traf ich die »Meinen« nicht mehr an. Sie waren da gewesen, hatten die Freiheit gebracht, enthusiastische Beweise der Dankbarkeit entgegengenommen und die Verfolgung fortgesetzt. Nach Hesdin hatte mich ein französischer Motorradfahrer gebracht. Am Arm trug er eine dreifarbige Binde, sagte zu mir »Camarade« und hob die geballte Faust, sooft uns Frauen, die Bänder in den Farben der Trikolore der Republik schwenkten, grüßten.

»In Hesdin sind die Deinen, polnische Soldaten!« rief er aus und fuhr schneller. »Du mußt ihnen sagen, daß wir hier nicht tatenlos gewartet haben.«

In Marconne erreichte ich polnische Panzer. Sie waren unter den Büscheln des Grüns und den bunten Fähnchen, den Willkommensgrüßen der Befreiten, kaum zu sehen. Ich wäre nicht zu den Panzern gelangt, wären nicht Charles Mills und Roger Lannoy gewesen. Das Wort »Polonais« zog magisch an. Wir fielen uns in die Arme – er, ein »britischer« Panzersoldat, ein Feldwebel, aus einem Dorf bei Vilnius, und ich, als Junge in die Klauen der deutschen Faschisten geraten, durch die ausgezeichnete Schule der Internationalisten von Buchenwald gegangen und für würdig befunden worden, Soldat der Widerstandsbewegung zu sein.

Wir kamen ins Reden, es gab genügend Gesprächsstoff. In Gedanken probierte ich bereits das »Battledress« eines Panzersoldaten an, streckte bereits die Hand nach der Baskenmütze aus.

Die polnischen Panzersoldaten hatten Doullens befreit. Ich erkundigte mich nach meinen Freunden aus dem Arbeitslager. Als ich floh, waren sie einige Dutzend gewesen. Es stellte sich heraus, daß die Panzersoldaten zu spät gekommen waren, um ihnen die Freiheit wiederzugeben. SS und Gendarmerie hatten sie ermordet. Es sollte keine Zeugen geben.

Ich zog keine Uniform an. Ich blieb bei den französischen Kampfgenossen »so lange, bis die Politiker ihre Angelegenheiten geregelt haben«, wie mir Marcel Huleux und Charles Mills rieten. Die Familie Lannoy stellte mir in Tilly-Capelle Quartier zur Verfügung. Ich wußte nicht, wohin die sowjetischen »Waldsoldaten« gegangen waren, war aber sicher, daß sich die Freunde aus der französischen Widerstandsbewegung ihrer angenommen haben.

Von meiner damaligen Begegnung mit den polnischen Panzersoldaten sind gemischte Gefühle zurückgeblieben: Stolz darauf, daß es Polen gewesen sind, die die Erde meiner Freunde mit befreit haben vom deutschen Faschismus; Rührung, ausgelöst durch die Herzlichkeit, mit der mich die Panzersoldaten überreden wollten, die Uniform anzuziehen – »dann kehrst du schneller zu den Deinen zurück«; Trauer nach einem Gespräch mit einem jungen Fähnrich, der versicherte, »mit diesen Panzern auch in Moskau einzufahren«.

Der 7. September 1944 war der erste Tag der Freiheit, den ich ... – ja, wem eigentlich

– verdankte? Nur jenen Panzersoldaten? Ich denke, nicht nur. Mir haben sich nämlich bei meinem eigenen, ganz persönlichen Sieg über die Hitlergewalt auch viele andere eingeprägt: Borys Simankowicz von der Sabotagetätigkeit in Wetzlar an der Lahn, die Kameraden aus Buchenwald, Findzinski, Zarzycki, Czarnecki, Zonik, Cichocki, jene vom Kommando Baubrigade V in Hesdin, wie Marian Kubicki, Alexander Nekrassow, die Kämpfer der französischen Widerstandsbewegung, die unter Gefährdung ihres eigenen Lebens meine Flucht organisiert und mich in die Einheit aufgenommen hatten, Charles Mills, Marcel Huleux, Marguerite Lannoy und die sowjetischen Genossen aus dem Wald in Noyelles-les-Humières bei Willeman. Wir haben uns versprochen, weiterzukämpfen, damit der Faschismus nie wieder sein Haupt erhebt, wir, die große Koalition des Friedens, für den wir gemeinsam unser Blut vergossen haben.



Zentrum von Blangy-sur-Ternoise.
Hier war der Autor nach seiner Flucht
in die Gruppe der Francs-Tireurs et Partisans Français
aufgenommen worden

Die Überlebenden aus der SS-Baubrigade V

Der Krieg war endlich zu Ende. Bald kehrte ich nach Polen zurück. Städte und Dörfer entstanden aus den Trümmern. Getragen von der freudigen Welle neuen Lebens, dachte ich nicht an die in den faschistischen Lagern erlebten Grausamkeiten. Als ich einmal Bekannten erzählte, daß ich aus dem KZ geflohen sei, daß ich in einer Partisanenabteilung in Frankreich gekämpft hatte, galt ich als Angeber und sprach nicht mehr davon. Allmählich vernarbten die Wunden. Ich lebte mit den Problemen der Gegenwart. Ich begann zu lernen, arbeitete, wirkte aktiv in der Jugendbewegung und trat 1948 der Polnischen Arbeiterpartei bei. Über die neuen Fabriken und Städte, über meine eigene Familie, meine junge Frau und die beiden Kinder empfand ich Freude.

Ich kehrte nicht zu den schrecklichen Erlebnissen zurück, sie aber zu mir. Die Erinnerungen kamen wieder. Die Erinnerung an den ungeheuerlichen Völkermord, aber auch die Erinnerung an die Solidarität und die internationale Freundschaft der Häftlinge, durch die viele überlebt hatten. Auch ich.

Ich begann mich zu fragen, wo sind meine Leidensgenossen, die erprobten Freunde aus der illegalen Widerstandsorganisation des Lagers, die eher umgekommen wären, als daß sie im schwersten Moment versagt hätten? Wo ist Marian Kubicki aus Lodz? Wo ist Alexander Nekrassow? Wo sind Pawel Sarapin und »Saschko-Morjak«, Iwan Ukrainzew und die anderen aus dem Kommando der SS-Baubrigade V in Hesdin?

Über die Presse, den Rundfunk und das Rote Kreuz habe ich sie viele Jahre lang gesucht. Vergeblich zunächst. Sollten alle umgekommen sein?

Im Juli 1970 schrieb ich an die Direktion der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald. Ich erkundigte mich nach dem Schicksal der Häftlinge, die man im Sommer 1944 aus Hesdin in Frankreich abtransportiert hatte. Ich bat auch darum, den Blockältesten, den Stubendienst Vaclav und Josef sowie den Schreiber Ottomar von Block 17, dem Quarantäneblock im KZ Buchenwald, ausfindig zu machen. An ihre Namen erinnerte ich mich nicht.

Man antwortete mir, daß man vom Lager in Hesdin keinerlei Nachrichten habe. Es hat Nebenlager der Baubrigade V auch in Aumale, Cherbourg, Rouen und Doullens gegeben. Dort hatten die Faschisten Abschußrampen für die V-1-Geschosse bauen lassen. Das Schicksal der Häftlinge sei unbekannt. Man nannte mir aber Nachnamen und Anschrift von Ottomar: Ottomar Rothmann, Weimar. Man hatte auch sein Foto mitgeschickt. Ich erkannte ihn, obwohl wir uns seit Januar 1944 nicht gesehen hatten. Ich wollte mich unbedingt mit ihm treffen. Mit meiner Frau vereinbarte ich, ihn zu uns nach Legnica einzuladen.

Ottomar Rothmann besuchte mich im Mai 1972. Wir begrüßten uns herzlich und begannen, Erinnerungen auszutauschen, Fragen zu stellen.

»Du schreibst, daß du aus dem Lager in Hesdin geflohen bist. Wie war das möglich? Das Risiko kam doch fast dem sicheren Tod gleich?« fragte mich Ottomar Rothmann.

»Erinnerst du dich an die Losung ›Freiheit oder Tod!‹? Ich habe das Leben für die Freiheit riskiert.«

Ottomar erwiderte darauf, daß er die Bedeutung des Wortes »Freiheit« durch die Kommunisten in Buchenwald begriffen habe, durch die deutschen, polnischen, russischen, tschechischen und anderen, daß ich wiederum sein Schüler gewesen sei.

Ich fragte ihn, wer mich vor dem Todestransport nach »Dora« bewahrt und dem Transport nach Frankreich zugeteilt habe.

»Der größten Gefahr hatten sich die deutschen Genossen von der Arbeitsstatistik mit ihrem Kapo Willi Seifert ausgesetzt. Doch für dich haben sich Otto Storch, Waclaw Czarnecki und Sniegucki ›geschlagen‹.«

»Jene, die nicht aus dem Lager in Hesdin geflohen sind, wurden vor Eintreffen der Alliierten von der SS erschossen«, berichtete ich. »Wäre ich nicht geflohen, läge ich unter der Erde von Doullens.«

»Hast du Verbindung zu deinen französischen Freunden, die dir geholfen haben, aus dem KZ zu fliehen?«

»Zu allen. Es handelt sich um Charles Mills, Rose Huleux aus Blangy-sur-Ternoise, die Frau des Chefs unserer Partisanenabteilung, der leider verstorben ist, um Roger Lannoy aus Auchy-les-Hesdin und seine Schwester Ginette Lannoy-Reverd, die in Lille wohnt. Ich werde ihnen immer dankbar dafür sein, daß sie unter Einsatz ihres eigenen Lebens das meine gerettet haben.«

Ottomar sprach mit Stolz von den Leistungen der Kommunisten in der DDR, vom Wirken der ehemaligen KZ-Häftlinge und Widerstandskämpfer, von ihrem Anteil an den Erfolgen.

Ich zeigte den Gästen die Denkmäler von Legnica. Am meisten gefielen ihnen das Piastenschloß, das Rathaus und der Markt. Am Denkmal der Waffenbrüderschaft am Slowianski-Platz legten wir Blumen nieder. Ottomar äußerte sich anerkennend über die Entwicklung im Raum von Legnica, über die Kupferhütte und die Kupfererzgruben in Lubin. Das erfüllte mich mit Stolz.

Die Zeit verging rasch.

Zum Abschied lud uns Familie Rothmann für eine Woche im Oktober nach Weimar ein.

Auf dem Bahnhof in Weimar erwartete uns Christel Rothmann und hieß uns herzlich willkommen. Erinnerungen stürmten auf mich ein, als wir durch die Stadt gingen. Das letztmal war ich als Häftling hier gewesen. Damals hatte ich Feindseligkeit um mich herum gespürt.

»Du bist aufgewühlt«, stellte Christel mitfühlend fest, »Erinnerungen sind in dir wachgeworden. Ottomar sagte, daß jeder Buchenwaldhäftling, der nach Jahren hierherkommt, eine solche Erschütterung erlebt.«

Einige Tage später besuchten wir dann die Nationale Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald. Während der Besichtigung trat ein junger Mann, ein Lehrer, an uns heran

mit der Bitte, die Schüler durch die Gedenkstätte zu führen und ihnen die Mitgliedsbücher der FDJ zu überreichen. Ottomar Rothmann erfüllte die Bitte gern.

Als das letzte Mädchen sein Mitgliedsbuch erhalten hatte, gab es seine Blumen Ottomar Rothmann. Darauf kam eine zweite, dritte Schülerin zu Ottomar, eine ganze Reihe stellte sich vor ihm auf und gab ihm Blumen. Er hatte den ganzen Arm voll, gab mir die Hälfte ab. Ich sah mir das mit frohem Lächeln an. Da wandten sich die Mädchen und Jungen in meine Richtung, überreichten mir ebenfalls Blumen und riefen: »Es lebe die deutsch-polnische Freundschaft!«

»Ich habe nicht mit einer solchen Geste von jungen Deutschen gerechnet«, flüsterte mir meine Frau gerührt zu.

»Habt Dank für die Manifestation der Freundschaft«, rief ich, den Kopf aus dem Blumenmeer heraussteckend, den jungen Menschen zu. »Ich bin nach 29 Jahren hierher nach Buchenwald gekommen. Es hat in meinem Herzen schreckliche Erinnerungen wachgerufen. Eure Haltung hat diesen Schrecken gelindert. An der Stelle, an der mich SS-Leute mißhandelten, hat mich die deutsche sozialistische Jugend mit Blumen überhäuft. Ich danke euch herzlich. Das werde ich nie vergessen!«

Gleich nach der Rückkehr aus Weimar schrieb ich an Max Mayr, einen ehemaligen Häftling, der das Buchenwaldarchiv in Arolsen verwaltet. Ich beschrieb, wofür und wann ich nach Buchenwald gekommen war, den Transport nach Hesdin in Frankreich und die Flucht zu den Partisanen.

Die Antwort kam rasch. Ich wunderte mich, daß im »Dokumentenauszug« aus dem Buchenwaldarchiv sich die Anmerkung befand: »Ist am 12. Mai 1944 aus dem Konzentrationslager Buchenwald V. SS-Baubrigade geflüchtet.« Ich hatte angenommen, daß der Lagerkommandant von Hesdin diesen Fakt vor Buchenwald verheimlicht hätte.

Unverzüglich antwortete ich mit einem ausführlichen Brief. Eines Tages erhielt ich »Die Glocke vorn Ettersberg«, das Mitteilungsblatt der Lagergemeinschaft Buchenwald (Dora), in Frankfurt/M. herausgegeben. Der Redakteur, Rudolf Gottschalk, hatte meine Anschrift von Max Mayr erhalten. Er bat mich, das Schicksal der eintausend-fünfhundert Häftlinge des Nebenlagers in Hesdin zu beschreiben, da über sie nichts bekannt sei. Ich schrieb diesen Bericht auf französisch, in der Annahme, daß es leichter sein wird, aus dem Französischen zu übersetzen als aus dem Polnischen. Es erwies sich, daß Gottschalk Französisch konnte. Er übersetzte meine Arbeit ins Deutsche und druckte sie in der »Glocke vom Ettersberg«.

In Weimar hatte ich von Ottomar Rothmann erfahren, daß der ehemalige Stubendienst von Block 17, Josef Tyrpekl, lebt. Ich schrieb einen Brief an die Redaktion von »Rudé Právo«. Einige Zeit später erhielt ich die Nachricht, daß Tyrpekl in Rokyčane wohnt. Ich schrieb ihm sofort. Ich dankte ihm, daß er mich in Block 17 bis zur Ausheilung meiner geschwellenen, vereiterten Beine gepflegt hatte, wodurch ich dem Tode entgangen war. Ich fragte nach dem Schicksal von Vaclav Kaucky. Josef Tyrpekl freute sich, daß ich lebe und mich seiner erinnere. Gemeinsam mit den Kameraden der illega-

len Widerstandsorganisation hatten sie zahlreichen von der SS bedrohten Häftlingen geholfen. Unter anderem hatten sie zwei sowjetische Kameraden, den Flieger Jewgeni Kirsch und Oberst Boris Nasirow, verborgen gehalten. Beide haben das Lager überlebt, sind in die UdSSR zurückgekehrt und halten seit langem zu ihm Kontakt. Im Jahre 1970 luden sie ihn nach Moskau ein, wo sie wohnen. Sie empfingen ihn wie einen Bruder. Vaclav Kaucky ist leider im Jahre 1954 verstorben. Ich sandte Tyrpekl ein Foto, das mich zusammen mit Rothmann 1972 in Buchenwald zeigt. Ich bat ihn, mir die Adresse der beiden sowjetischen Kameraden zu schicken. Er sandte sie mir zu. Außerdem erhielt ich von ihm ein Bild, das während des Aufenthaltes in Moskau gemacht worden war.



Der Autor mit Ottomar Rothmann,
ehemaliger Buchenwaldhäftling, Weimar 1975



Der Autor mit Alexander Malofejew
in Woroschilowgrad, 1979

Ich schrieb an die beiden sowjetischen Kameraden und fragte nach Alexander Nekrassow, Pawel Sarapin, »Saschko-Morjak«, Iwan Ukrainzew und anderen ehemaligen Häftlingen des Nebenlagers in Hesdin, die zur französischen Partisanenabteilung der Francs-Tireurs et Partisans Français geflohen waren. Kirsch antwortete mir, daß er die Kameraden nicht kenne.

Es näherte sich der dreißigste Jahrestag meiner Flucht aus dem Konzentrationslager in Hesdin. Ich wollte ihn irgendwie besonders begehen, wollte allen ehemaligen Partisanen danken, die unter Gefährdung ihres eigenen Lebens das meine gerettet hatten, wollte zeigen, daß ich sie nicht vergessen habe. Ich entschloß mich, eine Gedenkplakette zeichnen zu lassen. Das Hauptmotiv war die Aufschrift »Meinen Rettern als Beweis der Dankbarkeit« in polnischer und französischer Sprache. Weiter unten wurden ihre Namen genannt. An den Seiten waren Motive aus dem Lager- und Partisanenleben zu sehen. Ich stellte Fotokopien her und sandte sie mit Widmungen an Charles Mills, Rose Huleux, Roger Lannoy, an Ottomar Rothmann in Weimar, Jindrich Tyrpekl, den Sohn von Josef, der verstorben war, sowie an die Nationale Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald. Ich schickte sie ebenfalls an den Bürgermeister der Stadt Hesdin in Frankreich mit einem Brief des Dankes an alle Bewohner der Region für die den Häftlingen erwiesene Hilfe. Ich bat um die Anschrift von Huguette Lyon, dem Mädchen, das mir Brot gegeben hatte, sowie einiger anderer französischer Freunde.

Alle haben mir geantwortet. Sie freuten sich, daß ich mich nach so vielen Jahren an sie erinnerte. Der Brief des Bürgermeisters von Hesdin sah imponierend aus. Es war ein Amtsbogen mit dem Aufdruck »République Française – Ville d'Hesdin« und dem Stadtwappen. Der Bürgermeister schrieb, daß er von meinem Brief tief berührt sei. Er freue sich, daß seine Mitbürger während der Okkupation den Häftlingen des Konzentrationslagers Unterstützung gewährt haben. Er war 1944 zwanzig Jahre alt und Landarbeiter in Rollancourt gewesen. Im nahe gelegenen Wald hatten Häftlinge gearbeitet. Auch er hatte ihnen geholfen. Jetzt sei er Lehrer an einer Mittelschule in Hesdin und seit zwei Jahren Maire der Stadt. Er nannte mir Adressen meiner ehemaligen Bekannten und schrieb mir einiges über André Cardon, den Maire von Huby-Saint-Leu, einen ehemaligen Deportierten. Er unterschrieb mit André Fréville.

Am selben Tag antwortete ich ihm.

Von André Cardon erhielt ich im November einen Brief. Er trug die Aufschrift der Vereinigung der Deportierten, Internierten und Familienangehörigen der Vermißten und Erschossenen. André war als ehemaliger Häftling der Konzentrationslager Buchenwald und »Dora« Vorsitzender der Vereinigung. Nach seiner Rückkehr erfuhr er, daß es in Hesdin ein faschistisches Konzentrationslager gegeben hat. Er sammelte Nachrichten über das Leben der Häftlinge und deren Schicksal. Mein Brief nach Hesdin brachte ihm die Hoffnung, daß das Geheimnis dieses Lagers gelüftet würde. Die Vereinigung besitzt Fotos und Dokumente über die nazistischen Konzentrationslager. Sie organisiert Ausstellungen. Cardon fragte nach Einzelheiten aus dem Leben der

Häftlinge, nach ihrer Anzahl, danach, wo sie gearbeitet haben, wie viele am Leben geblieben sind und wo sie jetzt wohnen. Die Vereinigung habe die Absicht, zu Ehren der in Hesdin Ermordeten eine Gedenktafel an der Mauer des ehemaligen Lagers zu enthüllen. Der Brief endete mit dem Satz: »Wir wären glücklich, wenn wir Sie aus diesem Anlaß zusammen mit einer Delegation ehemaliger Häftlinge dieses Lagers begrüßen könnten.«

In der Quarantäne im KZ Buchenwald war mir damals ja ein schlanker Brünetter aus Pas-de-Calais begegnet. Vielleicht ist er das, überlegte ich. Ich war sehr zufrieden, hatte ich doch in Hesdin einen Kameraden gefunden, der sich für unser ehemaliges Lager interessierte. Ich schrieb ausführlich über dessen Geschichte. Die Einladung zur Enthüllung der Gedenktafel nahm ich voller Rührung und mit Dankbarkeit an. Leider würde ich nur allein fahren können, denn bisher hatte ich keinen Kameraden aus dem Lager in Hesdin gefunden. Als Ergänzung der Ausstellung über die Konzentrationslager übersandte ich einen Auszug aus meinen Lagerdokumenten, die sich im Buchenwaldarchiv in Arolsen befinden. Ich schickte Fotokopien meiner gefälschten »Carte d'identité« auf den Namen Robert Mercier und der Legitimation der Francs-Tireurs et Partisans Français sowie Fotografien unserer Partisanengruppe, der Gruppe von Charles Mills und Marcel Huleux. Ich teilte ihm mit, daß ich Lagererinnerungen geschrieben habe.

Dem Brief hatte Cardon die Broschüre »Nuit et nuage« (Nacht und Nebel) beigelegt. Sie enthielt Zeichnungen, die das Grauen in den KZ widerspiegelten, Texte und Gedichte. Besonders gut gefiel mir ein Gedicht von Paul Eluard, das ich dann auch ins Polnische übersetzte.

Im Februar 1974 wandte ich mich an die Französische Presseagentur mit der Bitte, in der im Departement Pas-de-Calais erscheinenden Zeitung den französischen Patrioten zu danken, die mir geholfen haben, aus dem Konzentrationslager in Hesdin zu fliehen. Ich nannte viele Namen. Ich wollte ihnen meine Dankbarkeit anläßlich des dreißigsten Jahrestages meiner Flucht zum Ausdruck bringen.

Ende März erhielt ich von Maurice Demont aus Blangy-sur-Ternoise ein Schreiben. Er teilte mir mit, daß in der Zeitung »La Voix du Nord« ein Artikel darüber erschienen sei, wie Franzosen einem Polen bei der Flucht aus dem KZ in Hesdin geholfen haben. In der Gegend spreche man viel davon. Die Leute kämen zu Rose Huleux und gratulierten ihr. Leider ist ihr Mann Marcel, Chef der örtlichen Resistance, im Jahre 1954 verstorben. Dernont fügte auch einen Zeitungsausschnitt bei. Der Titel lautete: »Treue den Erinnerungen – ein schönes Beispiel der Freundschaft zwischen einem Polen und einem ehemaligen Partisanen, der ihm das Leben gerettet hat.« Man hatte auch ein Foto von Charles Mills und mir veröffentlicht. Es war vermerkt, daß dieses Foto in Polen während des freundschaftlichen Besuches von Charles bei mir im Jahre 1970 aufgenommen wurde.

Der französische Journalist fuhr nach Blangy-sur-Ternoise, um die Geschichte der

Flucht aus dem Lager näher kennenzulernen. Rose Huleux und meine Kameraden aus der Widerstandsbewegung vermittelten viele Informationen. Sie gaben ihm auch ein Foto. Ich war gerührt und überaus zufrieden. Nach dreißig Jahren hatte ich ihnen wenigstens ein bißchen Dankbarkeit erwiesen, hatte meine Freunde moralisch belohnt.

Ungeduldig wartete ich auf den Brief von Cardon. Endlich kam er. Cardon entschuldigte sich, er hatte mehrere Monate im Krankenhaus gelegen – die Folgen des Lageraufenthalts. Nach der Rückkehr aus »Dora« hatte er sich lange behandeln lassen, ist aber trotzdem Invalide geblieben. Er teilte mit, daß die feierliche Enthüllung der Gedenktafel am 11. April 1975 stattfinden solle. Zusammen mit einem Kameraden komme er 1974 nach Buchenwald und »Dora«. Bei der Gelegenheit werde er mich in Legnica besuchen. Er erinnerte sich, daß wir uns in Buchenwald in der Quarantäne gesehen hatten. Er freue sich, daß ich überlebt habe, und wolle sich mit mir treffen. Wir würden die ihn interessierende Geschichte des Lagers in Hesdin und die Fragen besprechen, die mit meiner Reise nach Frankreich verbunden seien.

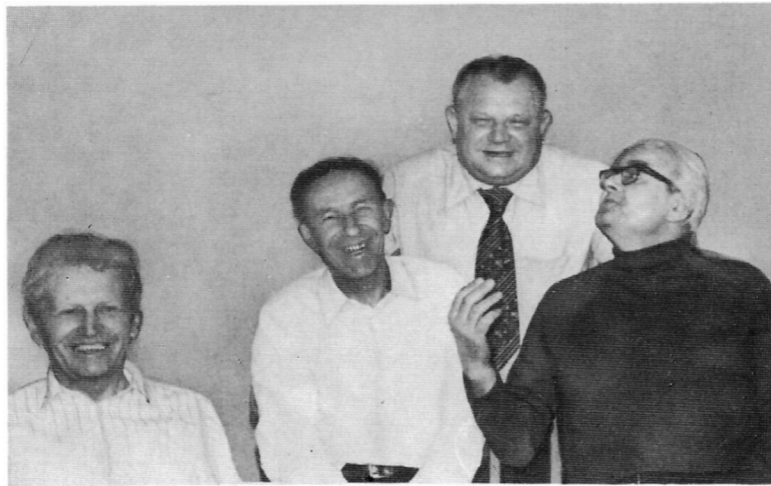
In der Stadtbibliothek lieh ich mir zwei Bücher über Buchenwald aus: von Czeslaw Ostankowicz »Die Geschlagenen wollen nicht sterben« (Porazeni nie chcą umierać) und von Zygmunt Zonik »Geschichten aus einem unwahrscheinlichen Revier« (Opowiesci z nieprawdopodobnego rewiru). Ich las sie in einem Atemzug. Sie weckten schreckliche Erinnerungen.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nichts darüber erfahren, was mit meinen Kameraden geschehen war. Und so alarmierte mich die Erzählung »Der Eid des Hippokrates« aus dem Buch von Zonik. Es war der Bericht des Arztes Wladyslaw Wikler. Er berichtete, daß er im Lager in der Messehalle in Köln war, dort, wo auch ich gewesen bin. Dann kam er in den Transport der Baubrigade V und wurde nach Frankreich gebracht. Wir sind sogar zusammen gefahren, doch hat man uns auf verschiedene Ortschaften verteilt. Ich gelangte nach Hesdin, Dr. Wikler nach Aumale und wieder andere nach Rouen, Cherbourg und Doullens. Das Kommando zählte über 2500 Häftlinge. Bis auf einige wenige Flüchtlinge ist von ihm keine Spur zurückgeblieben. Wladyslaw Wikler überlebte. Ich wollte unbedingt Verbindung mit ihm aufnehmen. Ich schrieb einen Brief an Zygmunt Zonik und sandte ihn an die Adresse des »Iskry«-Verlages. Ich gratulierte zu dem wertvollen Buch und bat, mir die Anschrift von Dr. Wikler mitzuteilen. Ich brauchte nicht lange zu warten.

Über meinen Brief hat sich Dr. Wikler sehr gefreut. Er teilte mir mit, daß er in Rente sei und in Konstancin-Jeziorna bei Warschau wohne. Hier habe er viel frische, gesunde Luft, denn die Ortschaft sei ein Erholungsort, in einem schönen Kiefernwald gelegen.

Im Außenkommando »Messehalle Köln am Rhein« war er der einzige polnische Arzt gewesen. Das Krankenrevier habe sich im ersten Stock gleich am Eingang zum großen Schlafsaal der Häftlinge befunden. Nach Bombardierung des Lagers war ein Teil der Häftlinge nach »Dora« und der Rest nach Frankreich transportiert worden. Der mit

ihm zusammenarbeitende tschechische Arzt Zdenek Dedecius wurde mit einem Transport nach Hesdin geschickt. Wikler gelangte später nach Aumale im Departement Somme. Dort nahmen beide Ärzte Verbindung zueinander auf, da sie zur illegalen Widerstandsorganisation gehörten. Das Hauptkrankenhaus für einige Nebenlager des Kommandos Baubrigade V befand sich in Aumale. Wikler fuhr alle zehn Tage nach Hesdin, um Schwerkranke zu besuchen. Das letztmal war er am 16. Mai 1944 dort gewesen. Er erfuhr von meiner Flucht, die vier Tage zuvor stattgefunden hatte. Dedecius und ein polnischer Sanitäter waren ebenfalls aus demselben Lager in Hesdin geflohen. Leider wurden sie gefaßt. Dedecius hat sich vergiftet, dem Sanitäter aber gelang ein zweites Mal die Flucht. Nachdem das Lager in Hesdin verlegt worden war, brachte man die Häftlinge nach Rouen. Dort waren auch Häftlinge aus Aumale und Mimoyques.



Treffen ehemaliger Buchenwaldhäftlinge
im Museum des Kampfesruhms in der 752. Mittelschule
in Moskau, 1982
(v. l. Alexander Malofejew, Dmitri Schtschepanski,
der Autor, Pawel Potozki)



Der Autor bei einem Besuch im Kreis Glubokoje
in der Belorussischen SSR, 1980

Aus Rouen flohen zweiundzwanzig Häftlinge. Nur zwei sind am Leben geblieben. Der eine von ihnen ist Josef Cepura, polnischer Flieger aus Kanada. Die Häftlinge haben auf dem Flughafen gearbeitet, Blindgänger ausgegraben. Viele sind umgekommen. Vom ganzen Kommando Baubrigade V sind nur etwa fünfhundert nach »Dora« zurückgekehrt. Nach der Erschießung begruben die SS-Leute die Häftlinge heimlich und tarnen die Gräber. Daher ist über sie nichts bekannt.

Der Führer der illegalen Widerstandsorganisation des Lagers in Hesdin, der Kommunist Heinz Schäfer, wurde von der SS mit drei weiteren deutschen Häftlingen am 14. April 1944 erschossen. Der polnische Journalist aus Lodz, Marian Kubicki, ist mit einigen Versprengten wieder nach »Dora« gekommen. Dann kam er mit Wikler mit einem Transport nach Osnabrück. Durch die alliierten Truppen konnten einige wenige Häftlinge gerettet werden. Sie waren so geschwächt, daß das Rote Kreuz sie zur Rekonvaleszenz nach Schweden mitnahm. Von dort fuhr Kubicki nach Belgien. 1967 ist er verstorben.

Von den Häftlingen aus Hesdin war Augustyn Jarniewski nach Polen zurückgekehrt. Er hatte sich in Gliwice niedergelassen und starb 1969. Waclaw Czarnecki und Zygmunt Zonik hatte Wikler in Buchenwald persönlich kennengelernt. An Czeslaw Ostankowicz erinnerte er sich, er wußte, daß er Bücher über Konzentrationslager schreibt. Doch schreibt er über bekannte Lager. Von dem Kommando Baubrigade V dagegen wußte hier niemand etwas. Wikler schrieb: »Ich freue mich, daß ich endlich einen Zeugen habe, der weiß, wie es dort gewesen ist. Ausführliche Berichte über unser Kommando hat die in Frankreich erscheinende Wochenschrift »Tygodnik Polski« (Le Semaine Polonaise) in den Nummern 38 bis 41 aus dem Jahre 1962 veröffentlicht. Doch kann man sie nur im Archiv erhalten. Die Konzentrationslager haben bei jedem ehemaligen Häftling unterschiedliche Wunden hinterlassen. Sie schwinden mit der Zeit. Auch die Zahl der ehemaligen Häftlinge wird immer weniger. Man darf nicht zulassen, daß die nazistischen Greuelaten in Vergessenheit geraten. Die junge Generation muß die Wahrheit über diese Zeit wissen. Es muß alles getan werden, damit es nie wieder einen Krieg gibt!«

Ich stimmte mit Dr. Wikler völlig überein. Mir gefiel dieser Mensch, der unter den unmenschlichen Lagerbedingungen alles getan hatte, was er konnte, um möglichst viele Häftlinge zu retten. Wir haben einen regen Briefwechsel.

Anfang Mai 1974 kamen Gäste aus Hesdin zu mir. Es waren André Cardon und Yves Delahaye, beide ehemalige Partisanen, ehemalige Deportierte und Ritter der Ehrenlegion. Yves Delahaye, ein französischer Kommunist aus Biache-Saint-Vaast, war während der Okkupation im Konzentrationslager Groß-Rosen. Wir drückten uns brüderlich die Hände und küßten uns. Ich blickte André aufmerksam an.

»Wir haben überlebt, André«, sagte ich. »Einunddreißig Jahre sind seit unserem Aufenthalt in der Quarantäne von Buchenwald vergangen. Ich erinnere mich an dich, denn du stammst aus Pas-de-Calais, wo auch ich meine Kindheit verbracht habe.«

»Unsere Lagernummern sind auch nicht weit auseinander. Ich hatte die Nr. 14 204 und du die 14 640. Mich hatte man zum Kommando »Dora« gebracht. Wer hätte gedacht, daß das Schicksal dich in mein heimatliches Hesdin verschlägt. Deine Freunde aus der Resistance haben mir viel erzählt. Ich habe über dich in der Zeitung »La Voix du Nord« gelesen. In Hesdin erwartet man uns ungeduldig aus der ganzen Region.«

»Auch ich möchte meine Freunde wiedersehen, ihnen für das danken, was sie für mich getan haben. Ich werde nie vergessen, daß ich es Franzosen verdanke, daß ich lebe.«

Wir setzten uns an den Tisch, der auf polnische Art gedeckt war. Was das Haus zu bieten hatte, stand auf dem Tisch – Wurst, Schinken, Gemüsesalat, Käse, ein halber Liter Wodka. Cardon stellte französischen Cognac und ein paar Flaschen Burgunder auf den Tisch. Den Franzosen schmeckten besonders die dünnen geräucherten Würste, die »Kabanosy«, und der Wodka.

Die angeregte Unterhaltung dauerte bis zum späten Abend. Cardon wollte alle Details des Lebens im Konzentrationslager Hesdin wissen. Er fragte, wie meine Flucht zu den Partisanen organisiert worden war. Er interessierte sich für die Tätigkeit unserer Abteilung der FTPF in Blangy-sur-Ternoise. Er war im Nachbardorf Blingel geboren und kannte unseren Kommandeur Marcel Huleux seit seiner Kindheit.

Wie aus dem Jenseits kehrten die Bilder vergangener Jahre wieder. Ich hob den Opfermut und den Edelmut der Menschen der Region Hesdin hervor, die den Häftlingen Lebensmittel zuwarfen und Flüchtlinge verborgen hielten, auch wenn sie von den Faschisten bedroht waren.



SERVICE INTERNATIONAL DE RECHERCHES
INTERNATIONAL TRACING SERVICE
INTERNATIONALER SUCHDIENST

D - 3548 AROLSEN

Tel. (05691) 837 - Télégr. - Adr. ITS Arolsen

EXTRAIT DE DOCUMENTS

EXCERPT FROM DOCUMENTS

DOKUMENTEN-AUSZUG

Votre Réf. Your Ref. Ihr Az.		Notre Réf. Our Ref. Ihrer Az.		no - 150 086	
Nom Name Name	KIRYLOW	Prénoms First names Vorname	Tomasz	Nationalité Nationality Staatsangehörigkeit	polnisch
Date de naissance Date of birth Geburtsdatum	24.3.1925	Lieu de naissance Place of birth Geburtsort	Soryki	Profession Profession Beruf	Dreher, Landarbeiter, Fabrikarbeiter
Noms des parents Parents' names Namen der Eltern	Vater: Peter	Religion	römisch katholisch		
Dernière adresse connue Last permanent residence Zuletzt bekannter ständiger Wohnort	Kolonia Soryki, Post Zalesie, Krs. Dzisna/Litauen				
Arrêté le Arrested on Verhaftet am	nicht angeführt	à in in	nicht angeführt	par by durch	nicht angeführt
Est entré au camp de concentration Entered concentration camp Wurde eingekerkert in das Konz.-Lager	Buchenwald	No. de détenu Prisoner's No. Häftlingsnummer	14640		
le on am	3. August 1943	venant de coming from von	nicht angeführt	par by durch	Stapo Frankfurt/Main
Catégorie, ou raison donnée pour l'incarcération Category, or reason given for incarceration Kategorie, oder Grund für die Inhaftierung	"Arbeitscheu-R." ("Reich"), "Aso." ("Asozial"), schwarzer Winkel				
Transféré Transferred Überstellt	am 17. Januar 1944 zum Konzentrationslager Buchenwald/III.SS-Baubrigade Köln-Deutz.				
Dernière mention dans la documentation des CC Last entry in CC-records Letzte Eintragung in KL-Unterlagen	Ist am 12. Mai 1944 aus dem Konzentrationslager Buchenwald/V.SS-Baubrigade geflüchtet.				
Remarques Remarks Bemerkungen	Auf der Revierkarte ist vermerkt: "Krankmeldungen, Tag: 19.11.43 amb. (*ambulante) Befund: Inf. Schurfw. re. Fussruck. 6 Tg. Schg." (*Infektion Schurfwunde rechter Fussrücken 6 Tage Schonung).				
Documents consultés Records consulted Gelesene Unterlagen	Häftlingspersonalkarte, Haftlingspersonalbogen, Effektenkarte, Postkontrollkarte, Revierkarte, Lagerverwaltungskarte, Arbeitskarte, Nummernkarten, Zugangsbuch, Zutrittsliste, Veränderungsmeldungen, Transportliste und Fluchthilfen des Konzentrationslagers Buchenwald				
Espécialement Despatched to Abgesandt an	Herrn Tomasz Kiryłow LEGNICA				

(bitte wenden)

(bitte wenden)



Directeur

Chef des Archives

* All the explanations are given in the original documents.
* Alle Erklärungen sind in den Originaldokumenten.
* Erklärung des ITS erscheint nicht in den Originalunterlagen.

Dokumentenauszug aus dem Buchenwald-Archiv
in Arolsen

Cardon dankte mir, daß ich ihn mit Max Mayr in Verbindung gebracht hatte. Dieser ehemalige Buchenwaldhäftling hatte ihm den Zutritt zum Internationalen Archiv in Arolsen, das die Buchenwalddokumente verwahrt, erleichtert. André suchte die Liste der ermordeten Häftlinge aus Hesdin, Rouen, Doullens und Aumale und ließ für das Lagermuseum in Hesdin einen Abzug anfertigen. Unter anderen tauchten hier solche Namen auf wie Heinz Schäfer, Nikolai Iwanow, Janek Karpiak, die ich persönlich gekannt habe. Die SS hatte eingetragen, daß Schäfer am 28. 4. 1944 verstorben sei. Das stimmte nicht. Ich erinnere mich, daß er Mitte April aus dem Lager abtransportiert worden war. Bald darauf verkündete die SS, daß er durch eine Bombe der Alliierten in

Arras umgekommen wäre. Cardon berichtete, daß Arras zu dieser Zeit nicht bombardiert worden ist.

Das sind die Namen der Ermordeten beziehungsweise der im Kommando SS-Baubrigade V in Frankreich verstorbenen Häftlinge (nach einem Auszug aus dem Archiv in Arolsen):

Häftlingsnr.	Name	Todestag	Ort
9 856	Aleksander Slabaczenco	27.03.1944	Hesdin
22 444	Wladyslaw Grabowski	08.04.1944	Aumale
15 433	Josef Stangred	12.04.1944	Rouen
2 375	Teodor Kajka	23.04.1944	Rouen
4 824	Pawel Pawlowski	23.04.1944	Rouen
7 871	Josef Lewandowski	23.04.1944	Rouen
11 521	Stanislaw Paciejewski	23.04.1944	Rouen
13 158	Henryk Starczynski	23.04.1944	Rouen
17 411	Iwan Dudnitschenko	23.04.1944	Rouen
24 859	Anton Martschenko	23.04.1944	Rouen
33 751	Stanislaw Ortel	23.04.1944	Rouen
35 217	Ignacy Zapolla	23.04.1944	Rouen
35 764	Iwan Kalinitschenko	23.04.1944	Rouen
36 475	Wassili Jakimenko	23.04.1944	Rouen
12 048	Iwan Fedoschko	23.04.1944	Rouen
34 147	Witold Zabielski	23.04.1944	Rouen
35 616	Alexander Litschitko	23.04.1944	Rouen
20 926	Franciszek Tarczyniak	23.04.1944	Rouen
24 160	Petro Lazisch	12.05.1944	Aumale
24 832	Michail Kiritschenko	11.05.1944	Rouen
10 328	Michal Bodko	14.05. 1944	Hesdin
15 650	Iwan Bielasz	14.05.1944	Hesdin
23 611	Ilja Bielskony	14.05.1944	Hesdin
4 827	Heinz Schäfer	28.04.1944	Hesdin
37 097	Iwan Suchow	09.06.1944	Aumale
17 709	Andrzej Bujny	13.06.1944	Hesdin
45 200	Piotr Majczenko	18.06.1944	Doullens
45 609	Rustin Ovacic	25.06.1944	Doullens
37 904	Alexej Popow	03.07.1944	Doullens
16 712	Winoslaw Petrec	01.07.1944	Doullens

9 184	Jozef Skulimowski	15.07.1944	Huby-St.-Leu
—	Vaclav	15.07.1944	Huby-St.-Leu
34 712	Jan Karpiak	02.08.1944	Doullens
45 291	Michail Schitschenko	02.08.1944	Doullens
35 983	Nikolai Iwanow	06.07.1944	Saint-Pol
23 965	Wladimir Rjabucha	23.03.1944	Hesdin
49 467	Daniel Supernak	13.03.1944	Hesdin
18 950	Aleksander Drej	14.04.1944	Rouen
45 442	Jan Orzeszek	22.04.1944	Hesdin
34 915	Iwan Chrischko	24.04.1944	Aumale
45 490	Jan Wisniewski	22.04.1944	Hesdin
31 382	Czestaw Koryczynski	12.05.1944	Aumale
29 386	Boleslaw Pietrusiewicz	20.05.1944	Bergueneuse
45 368	Mefodij Dubizki	19.06.1944	Doullens
45 380	Franciszek Hulak	Geb. *02.02.1911	
45 385	Jozek Kaca	*05.05.1902	
45 395	Alojzy Klicz	*20.01.1924	
45 463	Henryk Sobota	*14.10.1924	
45 478	Jozef Stankiewicz	*14.03.1905	
45 487	Antoni Wandzel	*18.05.1895	

Diesen Namen sind noch 27 in La Bassée Verstorbene mit unbekanntem Namen hinzuzufügen. Ihr Tod wurde vom Kommando SS-Baubrigade V dem Lagerkommandanten von Buchenwald-Dora gemeldet.

Am nächsten Tag legten die Franzosen, von meiner Frau und mir begleitet, einen Kranz mit einer blau-weiß-roten Schleife am Denkmal der Waffenbrüderschaft auf dem Slowianski-Platz und vor dem Krematorium auf dem Friedhof in Legnica nieder, wo die Nazis die Leichen der Häftlinge aus Groß-Rosen verbrannt hatten. In der »Gazeta Robotnicza« erschien ein ausführlicher Artikel mit Bildern über das polnisch-französische Kombattantentreffen.

Wir sind auch in den ehemaligen Lagern in Groß-Rosen und Auschwitz (Oswiecim) gewesen. Cardon fotografierte für das Museum in Hesdin.

Die Franzosen waren eine Woche meine Gäste. Cardon versicherte mir, daß die Feier zu Ehren der im ehemaligen Lager in Hesdin ermordeten Häftlinge am 28. April 1975 stattfinden werde. Ich würde von der Vereinigung ehemaliger Häftlinge der faschistischen Konzentrationslager eingeladen werden und sollte die Gedenktafel enthüllen.

Nach Frankreich zurückgekehrt, teilte mir Cardon mit, daß die Feier in Hesdin auf den 7. September 1975 verlegt worden sei. Im April wurden in Buchenwald Feierlich-

keiten zu Ehren des 30. Jahrestages der Selbstbefreiung des Lagers stattfinden. Cardon wollte sich um die Teilnahme mit einer französischen Delegation bemühen.

Auch ich beschloß, zu diesem Treffen zu fahren. Vielleicht würde ich Kameraden wiederfinden, würde ich Neues über das Schicksal der Häftlinge aus dem Lager in Hesdin erfahren.

In Buchenwald ging ich zu Richard Kucharczyk. Er empfing mich herzlich. Er zeigte mir gesammelte Erinnerungen von ehemaligen Häftlingen. Sie waren zum Teil abgeschrieben oder auf Tonband festgehalten. Kucharczyk gab mir Fotos aus Buchenwald und Sträflingshosen als Exponat für das Museum in Hesdin.

Im Hotel »Elephant« in Weimar traf ich die polnische Delegation mit Czarnecki, Sokolak und Findzinski. Ich konnte kaum einige Worte mit ihnen wechseln, da sie zur Sitzung des Internationalen Komitees Buchenwald-Dora eilten. In der Empfangshalle waren ehemalige Häftlinge aus vielen Ländern versammelt. Ich sprach mit Russen, Tschechen, Jugoslawen, Belgiern und Franzosen. Ich suchte Cardon, doch vergebens.

Am Nachmittag begab ich mich zur Eröffnung der Ausstellung »Lebenswille hinter Stacheldraht«. Die Exponate waren sehr interessant, der Besucherandrang groß. Ich lernte dort den sowjetischen General und ehemaligen Häftling Baklanow kennen, der aus Sibirien gekommen war. Ich hatte mit Bruno Apitz, dem Autor des Buchenwaldbuches »Nackt unter Wölfen« ein kurzes Gespräch. Ich fragte deutsche Kameraden nach Rudolf Gottschalk und Max Mayr. Ein sympathischer grauhaariger Mann führte mich zu Gottschalk. Ich kannte ihn nur von den Briefen her. Wir freuten uns sehr über unsere Begegnung und unterhielten uns freundschaftlich. Gottschalk konnte Französisch, das ich besser als das Deutsche beherrsche. Bald kamen jedoch andere Kameraden auf ihn zu. Es trafen sich hier viele Menschen nach langen Jahren wieder. So waren auch die Begrüßungen herzlich. Ich machte mich mit dem Tschechen Vaclav Gregor aus Znojmo bekannt, der Josef Tyrpekl und Vaclav Kaucky gekannt hatte. Wir freunden uns miteinander an.

Am nächsten Tag fuhr ich mit dem Bus zur Kundgebung nach Buchenwald. Es fiel ein Nieselregen wie damals, als ich das Krematorium zum erstenmal erblickt hatte. Unter den internationalen Gästen fiel mir eine geschlossene Kolonne auf, die ein großes Transparent mit der Aufschrift »Association Française Buchenwald-Dora« trug. Ich begrüßte die französischen Kameraden. Sie waren aus Paris, Cambrai und Bordeaux. Cardon fand ich nicht. Rene Cadoret aus La Rochelle und viele andere gaben mir ihre Adressen und luden mich zu sich ein, falls ich nach Frankreich kommen sollte.

Der Appellplatz war voller Delegationen. Es nieselte ununterbrochen. Über den Köpfen der Versammelten entstand ein Wald aus Regenschirmen, doch alle lauschten aufmerksam den Reden.

Nach Abschluß der Kundgebung ging ich zum Verwaltungsbüro. Ich traf Kucharczyk und Rothmann. Sie stellten mir Karl Gärtig vor, der früher Kapo der Häftlingskantine gewesen war und Heinz Schäfer gekannt hatte. Gärtig fragte mich, wie Heinz Schäfer

in Hesdin umgekommen sei. Ich lernte auch Pawel Lyssenko aus Sysran kennen. Als Häftling in Buchenwald hatte er den Namen Mironow getragen. Er hat sich um die illegale Widerstandsorganisation des Lagers große Verdienste erworben.

Kucharczyk erzählte, daß er vor kurzem in Leningrad gewesen sei. Im Museum der Oktoberrevolution habe er Pawel Potozki getroffen, der erklärte, daß er der einzige Häftling sei, der aus dem Lager Hesdin mit heiler Haut davongekommen sei. Kucharczyk entgegnete, daß in Polen noch einer wohne, Tomasz Kiryollow, der zur Resistance geflohen war. Potozki erinnerte sich an mich.

»Ja«, bestätigte ich erfreut, »er gehörte zu unserer illegalen Organisation. Wir haben miteinander gescherzt, daß wir unsere Namen tauschen müßten. Er, ein echter Russe, trug einen polnischen aristokratischen Namen, ich, ein Pole, einen russischen.«

Ich war neugierig, wie Pawel Potozki hatte überleben können. Pawel Lyssenko versprach, mir die Adresse Potozkis zu schicken.

Im Juni 1975 erhielt ich die Einladung nach Hesdin, um an der feierlichen Enthüllung einer Gedenktafel an der Mauer des ehemaligen Nebenlagers des KZ Buchenwald in dieser Stadt teilzunehmen.

Am 3. September fuhr ich ab. Ich wurde sehr herzlich aufgenommen. Gewohnt habe ich bei Andre Cardon. In der Zeitung »La Voix du Nord« erschien ein Artikel über mein Eintreffen in Hesdin. Es wurde auch ein Bild von mir veröffentlicht, das die Unterschrift trug: »Tomasz Kiryollow besucht nach 30 Jahren seine französischen Freunde.« Sofort kamen Roger Lannoy aus Auchy-les-Hesdin, seine Schwester Ginette Lannoy-Reverd aus Lille und Charles Mills aus Paris, um mich zu sehen. Was war das für eine Freude! Jeder von ihnen lud mich zu sich nach Hause ein.



Wortlaut der Gedenktafel:
1944

Erinnern wir uns:

Ort des Kampfes und des Märtyrertums des Kommandos von Buchenwald
SS-Baubrigade West 5 –
Opfer der Nazibarbarei



Ehemalige französische Partisanen mit ihren Familienangehörigen
bei der Enthüllung der Gedenktafel, Hesdin, 1975

Am Sonntag, dem 7. September 1975, fand die große Feierlichkeit statt. Um zehn Uhr hatten sich vor dem Rathaus in Hesdin meine ehemaligen Partisanenkameraden mit ihren Familien versammelt. Sie begrüßten mich erfreut. Es waren ein Orchester da und viele Kombattantendelegationen aus dem ganzen Departement Pas-deCalais. Unser Marsch durch die Stadt verwandelte sich in eine große Manifestation. Wir nahmen Kurs auf die Kasernen, in denen früher das Konzentrationslager untergebracht war. Ich schritt in der ersten Reihe gemeinsam mit dem Maire, Cardon und anderen Persönlichkeiten. Ich war stolz und glücklich, daß ich überlebt hatte, daß wir das Andenken meiner Kameraden ehrten.

Danach gingen wir alle in den großen Saal. Mit dem Maire André Freville, Cardon und Charles Mills nahm ich am Präsidiumstisch Platz. Reden wurden gehalten. Auch

ich dankte auf französisch der ganzen Stadt und Region Hesdin für die den Häftlingen erwiesene Unterstützung, für die Organisierung meiner Flucht und für die Gedenktafel zu Ehren des Kommandos der Baubrigade V.

Schließlich begaben wir uns in den Empfangssaal des Rathauses. Er war festlich geschmückt. Es begann ein Festmahl, wie ich es noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Ich saß zwischen dem Maire und Charles Mills. Es wurden kurze Reden gehalten und Trinksprüche ausgetauscht.

Ich besuchte die Familien meiner Freunde Rose Huleux und Charles Mills in Paris, wo ich zwei Wochen blieb, Huguette Lyon-Grujon, die nach Montreuil geheiratet hat, François und Victoire Lojesne-Codevelle, Adolphe Berthe, Laurent Delbe, Franciszek Soltys und viele andere.

Auf dem Rückweg nach Polen kehrte ich bei Rudolf Gottschalk in Frankfurt (Main) ein. Er nahm mich freundschaftlich auf. Ihn interessierte, wie die Feierlichkeit in Hesdin gewesen sei, und er bestellte einen Artikel und ein Foto für »Die Glocke vom Ettersberg«.

Nach ein paar Tagen brach ich nach Kassel auf, um Max Mayr zu besuchen. Max verständigte telefonisch die Tochter Heinz Schäfers, Melanie Werner, von meiner Ankunft. Er reichte mir gleich den Hörer. Melanie lud uns zum Sonntag zu sich ein. Es wurde für mich ein großes Erlebnis, die Tochter Heinz Schäfers kennenzulernen. Damit hätte ich nie gerechnet.

Nach dem Abendessen zeigte mir Mayr ein fest eingebundenes Notizbuch.

»Darin habe ich in Buchenwald täglich den Häftlingsbestand während der Appelle eingetragen. Hier steht geschrieben, daß am 12. Mai 1944 vom Außenkommando in Hesdin die Nummer 14640, das heißt du, geflohen ist! Als du mir schriebst, wollte ich dich unbedingt kennenlernen. Und es hat geklappt!« freute sich Max.

»Ich hatte angenommen, daß der Lagerkommandant von Hesdin meine Flucht nicht meldet«, sagte ich. »Er hat dafür sicher kein Lob bekommen.«

»Die SS mußte dich im Nachweis haben, um dich bis zuletzt verfolgen zu können«, erwiderte Mayr.

Am Sonntag fuhren wir nach Ehlen. Die ganze Familie Werner begrüßte uns sehr herzlich.

»Ich wollte so sehr den Menschen kennenlernen, der meinen Vater gekannt hat«, sagte Melanie. »Ich bin als Säugling in ein Waisenhaus gekommen, habe nicht gewußt, daß mein Vater im KZ ist. Nach dem Krieg machte mich Mayr ausfindig. Er bekam von dir dann die Nachricht, daß Vater in Hesdin umgekommen ist. Erzähl mir von ihm.«

»Heinz war mittelgroß und schlank. Er hatte ein offenes Gesicht, einen freundlichen Blick. Er war ein sehr guter Mensch. Als ich ihn kennenlernte, war er schon zehn Jahre im KZ, hat sich aber nicht unterkriegen lassen. Er war unbeugsam und glaubte fest an den Sieg der gerechten Sache. In Hesdin war er Lagerältester und leitete die illegale Organisation des Lagers. Er war es, der mir aufgetragen hatte, aus dem Lager

zu den Partisanen zu fliehen, und ihm habe ich es zu verdanken, daß die Flucht gelang. Er war bei den Häftlingen beliebt und wurde von ihnen geachtet, er setzte sich mutig für sie ein. Im April 1944 wurde er nach Arras gebracht. Bald darauf wurde verkündet, daß er durch eine Bombe der Alliierten umgekommen wäre. Niemand im Lager glaubte daran. Wir vermuteten, daß er erschossen worden ist.«

Wir sprachen noch lange über Heinz Schäfer und das KZ. Mir fehlten oft die deutschen Worte, doch wir verstanden uns ausgezeichnet.

Im Sommer 1978 erhielt ich einen Brief von Alexander Malofejew aus Woroschilowgrad. Der Name sagte mir nichts. Ich öffnete den Umschlag.

»Lieber Tomasz! Es schreibt dir ein Kamerad aus dem Todeslager in Hesdin. Man nannte mich damals »Saschko-Morjak«. Deine Adresse habe ich von Pawel Potozki erhalten, den ich auf dem Kombattantenkongreß in Leningrad getroffen habe.«

Der Brief war lang. Sascha beschrieb, wie die SS nach meiner Flucht aus Hesdin das Lager nach Doullens verlegt hatte. Von dort war er zu den französischen Partisanen geflohen. Nach Eintreffen der Alliierten fuhr Sascha nach England und dann mit dem Schiff nach Odessa, trat in die Rote Armee ein und kämpfte bis zur Beendigung des Krieges. Er ist Geologieingenieur und verheiratet, hat zwei Töchter, die auch Ingenieure sind.

Ich antwortete sofort. Der Briefwechsel dauerte ein Jahr. Dann lud mich Sascha für einen Monat zu sich ein. Unsere Begegnung war herzlich. Wieder erschien ein Artikel mit Foto in der Zeitung, in der »Woroschilowgradskaja Prawda«. Die Zeit bei meinem Kameraden verbrachte ich ausgezeichnet.

Im Juli 1980 kam Sascha für einen Monat zu mir. Ich revanchierte mich mit einem Artikel und einem Foto in der »Gazeta Robotnicza«. Wir besuchten das ehemalige Konzentrationslager in Groß-Rosen sowie das Kutusow-Museum in Boleslawiec. Meine Frau Teresa, Tochter Danusia und Sohn Ryszard gewannen Sascha, den leidenschaftlichen Kommunisten und treuen Kameraden, sehr lieb.

»Uns hat das gemeinsame Schicksal im KZ verbunden und gewissermaßen zu Brüdern gemacht«, sagte Sascha Malofejew.

Jewgeni Kirsch sandte mir eine Einladung zum Treffen ehemaliger Buchenwaldhäftlinge in Moskau im Museum des Kampfesruhmes in der Mittelschule Nr. 752. Es fand im April 1982 statt. Ich war sehr glücklich, daß ich nach achtunddreißig Jahren Kameraden traf, die überlebt hatten. Sascha Malofejew und Pawel Potozki waren auch gekommen. Und ich war glücklich, endlich die Hauptstadt der Sowjetunion sehen zu können. Ich besuchte das Lenin-Mausoleum. Voller Ehrfurcht betrachtete ich den Kreml, den Spasskiturm mit der Uhr, deren Mitternachtsstundenschlag von Radio Moskau übertragen wird. Ich begeisterte mich für die schöne Basilius-Kathedrale, fuhr mit der Metro und bewunderte die ganze Stadt. Die sowjetischen Menschen haben mir sehr gut gefallen, sie sind wohlwollend, gastfreundlich und hilfsbereit. Gemeinsam mit Malofejew besichtigte ich die Allunionsausstellung. Wir haben viele Erinnerungsfotos ge-

macht. Wir ehemaligen Häftlinge gelobten auf unserem Treffen, stets auf Wacht für den Frieden zu stehen, damit es nie wieder Krieg und Faschismus gibt.

Inhalt

Im sowjetischen Belorußland

»Ostarbeiter«

»Arbeitserziehungslager« Frankfurt(Main)-Heddernheim

Konzentrationslager Buchenwald

Im Maquis

Die Überlebenden aus der SS-Baubrigade V